Biblioteka
UMK
Toruń
395452

DAS
HEIWERK
DER MODE

KSIĘGARNIA
„OŚWIATA"
LWÓW AKADEMICKA 8

DAS BEIWERK DER MODE

★

Dame in Promenadenkostüm. Nach Desrais. Aus der „Galerie des Modes". 1776

DAS BEIWERK DER MODE

★

SPITZEN, FÄCHER, HANDSCHUHE
STÖCKE, SCHIRME, SCHMUCK

VON

MAX VON BOEHN

Mit 293 Abbildungen und 16 Farbtafeln

MÜNCHEN / BEI F. BRUCKMANN A.-G.

Copyright by
F. Bruckmann A.-G., München 1928
Übersetzungsrecht vorbehalten

395452
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Printed in Germany
Klischees und Druck von F. Bruckmann A.-G., München, 1928

L. 1783/68

VORWORT DES VERLAGES

Wie schon der Titel sagt, erzählt das Buch von den wichtigsten „Kleinigkeiten", die von je die Mode als charakteristische Attribute begleitet haben. Ein Paar Handschuhe, eine Tabatière oder eine Nadeldose aus alten Zeiten sprechen eine nicht minder beredte Sprache als ein Kostüm: Träger und Besitzer erstehen vor unserm geistigen Auge und berichten uns aus vergangenen Tagen. Verschwiegene Geschichten voll Lust und Leid werden lebendig, und so manche historische Persönlichkeit gewinnt erst Leben, bringt die Anekdote sie in Zusammenhang mit ihrem Spazierstock oder ihrer Taschenuhr. So zieht ein Stück reizvoller Kulturgeschichte an uns vorüber — bis unter die Sonnenschirme der alten Ägypter werden wir geführt, und sehen dann die Griechin sich mit Anmut fächeln. Weiter, durch die Jahrhunderte hindurch, bis wir, geblendet von der flimmernden Perlen- und Diamantenpracht am Hof des Sonnenkönigs, uns wieder heimatlicher umfangen fühlen in den Zeiten, da man Gold für Eisen gab.

Als Ergänzung zu unserer achtbändigen Mode-Reihe gedacht, wird dies neue Bändchen sicher von all ihren Freunden freudig willkommen geheißen, und geeignet sein, dieser Kulturgeschichte en miniature neue Freunde zu erwerben. Wie in den Mode-Bänden, so begleitet auch diesmal eine stattliche Anzahl von Abbildungen den Text. Bei der Beschaffung von Vorlagen haben uns das Nationalmuseum und die Graphische Sammlung in München in dankenswerter Weise unterstützt. Besonderer Dank gebührt vor allem auch Herrn Prof. Dr. Glaser, Direktor der Staatlichen Kunstbibliothek, Berlin, der in entgegenkommender Weise reiches Material zur Verfügung stellte.

München, Herbst 1928.

INHALTSVERZEICHNIS

Spitzen . . . . . Seite 1—33

Der Fächer . . . . . „ 34—69

Der Handschuh . . . . . „ 70—96

Der Stock . . . . . „ 97—122

Der Schirm . . . . . „ 123—154

Der Schmuck . . . . . „ 155—277

Das Amulett S. 172. Taschenspiegel S. 198. Parfüms S. 209. Kleidbesatz S. 218. Die Taschenuhr S. 231. Der Rosenkranz S. 240. Das Flohpelzchen S. 240. Der Brillantschliff S. 246. Die Dosen S. 250. Zahnstocher S. 262. Etui S. 264. Flakons S. 265. Schiffchen S. 266

Rubens, Jacqueline von Caestre. Brüssel

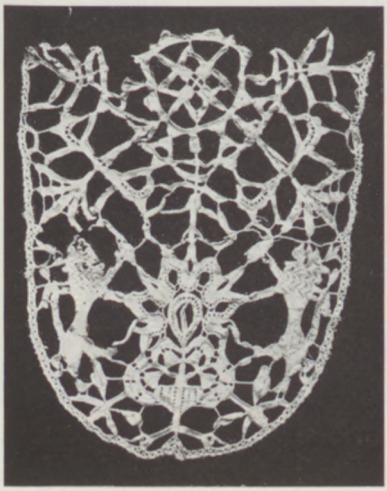
Spitzen

Die Spitze hat lange auf sich warten lassen. Das Altertum kannte wohl dünn- oder weitgewebte Stoffe, auch durchbrochen gearbeitete, von der Spitze hat es nichts gewußt. Der Tätigkeitsdrang der Frauen war im Mittelalter auf das Haus beschränkt und hat sie auf künstlerische Handarbeit förmlich hingestoßen. Sie haben sich in Stickereien aller Art ausgezeichnet und sind in Netzarbeiten der eigentlichen Spitze sehr nahegekommen, aber es dauerte doch bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ehe die Spitze erscheint. Ihre Vorläufer sind allerdings weit zurück zu verfolgen. Durchbrüche in Leinenstoffen, die dadurch entstehen, daß Fäden zusammengeschoben oder ausgezogen werden, sind schon im alten Ägypten nachzuweisen, sie waren der Spätantike bekannt und sind in Peru gefunden worden. So-

genannte Luftsäume bemerkt man auf Bildern an Chorhemden des 15. Jahrhunderts, aber schon der Name des Erzeugnisses beweist, daß der Ursprung an anderer Stelle gesucht werden muß.

Im Deutschen sagt man Spitze, was ebenso „Zacke" meint, wie das italienische merlo oder merletto und das französische dentelle, das auf dent zurückgeführt werden muß. Das Ausschneiden der Stoffränder in Zackenform ist das ganze Mittelalter hindurch geübt worden; die Säume der Röcke, Wämser, Kappen zu „zatteln", war eine Gewohnheit, an der die Mode lange festgehalten hat. Es war nur logisch, wenn man auch die Säume der Wäsche mit Zacken versah. Man sieht das nach den Forschungen von M. Dreger zuerst auf Bildern Carpaccios, der um das Jahr 1500 in Venedig malte. Er hat die Nähzacken in der Form von Blättern und Sternen an Wäschestücken und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß diese Art der Verzierung orientalischen Anregungen verdankt wird. Dabei begegnete sich die Technik mit der Fransenknüpferei, welche die an den Schmalseiten eines Gewebes heraushängenden Kettenfäden verfestigt, indem sie sie untereinander verflicht. Das haben schon Assyrier und Babylonier verstanden und ihre Kunstfertigkeit den Griechen mitgeteilt. Wendet man die Fransenknüpferei auf Leinenstoffe an, indem man die nebeneinander liegenden Fäden gleichlaufend durch Verflechtung und Verknotung in Schräg- und Querlagen bringt, erhält man „Spitzen" und auf diese Weise dürften die Spitzen an Tisch- und Handtüchern entstanden sein. Diese Spitze ist mit der Klöppelarbeit nah verwandt, deren Wesen ja in nichts anderem besteht als in höchster Ausnützung des reinen Flechtens. Damit sind die Wurzeln der Spitzentechnik bloßgelegt. Das Klöppeln, das

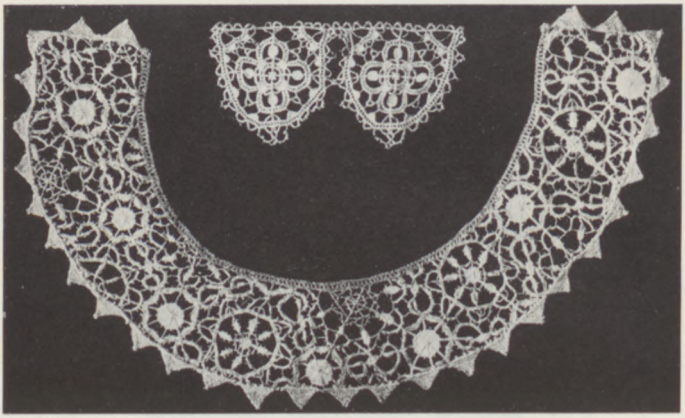
Ärmel. Leinenstickerei mit Durchbruch und genähten Zacken. Italienisch. 16. Jahrh.



Nähzacke. Venezianisch. 16. Jahrh.

sich aus der Posamenterie entwickelte, ist die eine, die mit der Nadel bewerkstelligte Durchbruchsarbeit ist die andere. Als der Durchbruch von kleinen Löchern, die er im Stoffe aussparte, zu Mustern überging und diese mit Stäbchen, Zacken und Bogen einsäumte, war er den Spitzen zum Verwechseln nahe gekommen.

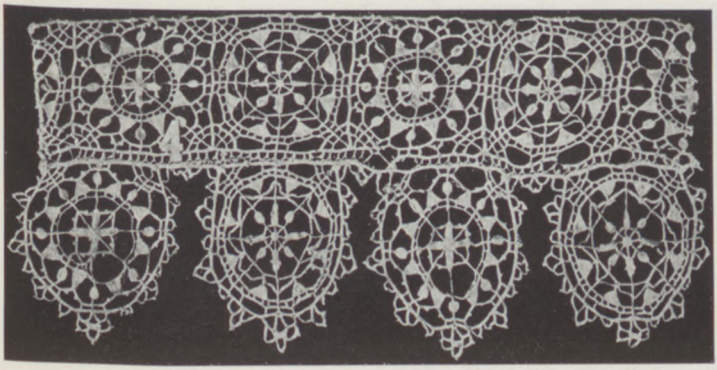
Wollte man sich an die Literatur halten, so müßte man glauben, die Spitzenarbeit sei eine deutsche Erfindung, weil die ältesten Modelbücher in Deutschland erschienen sind. Das erste überhaupt bekannte 1525 in Zwickau, herausgegeben von Gottfried Leigel, einem Schüler Cranachs, das nächste 1527 im Verlage von Peter Quentel in Köln am Rhein. Aber Dreger weist nach, daß es sich bei diesen Vorlagen sowohl, wie bei den in Venedig 1530—31 erschienenen, nicht um eigentliche Spitzenmuster handelt, sondern um Flechtweberei, Netz- und Fadenstickerei. Ansätze zu durchbrochener Leinenarbeit finden sich in den Niederlanden um das Jahr 1500, was zu Zweifeln darüber geführt hat, ob die Spitzentechnik nicht vielleicht dort entstanden sein könne? Vielleicht gleichzeitig wie in Italien? Die größere Wahrscheinlichkeit spricht für Italien. Der Zeichner eines Mo-



Zacken und Kragen. Ital. Art. 16. Jahrh.

delbuches, das 1561—62 bei dem Verleger Christoph Froschauer in Zürich erschien, spricht davon, daß Kaufleute aus Venedig die Technik des Spitzenklöppelns im Jahre 1536 nach der Schweiz gebracht hätten, „zuerst nur für Hemden gebraucht, wird es jetzt aber auch für Halsgöller, Ärmel, Hauben, Lätze, Taschentücher, Tisch- und Bettwäsche verwendet". Die Königin Eleonore von Frankreich, Gemahlin Franz I., trug Durchbrüche und Zacken und im Inventar der Königin Margarethe von Navarra werden 1545 „feine Spitzen aus Florenz zum Besetzen von Kragen" erwähnt.

Die ersten reicher gezeichneten Spitzen sind mit Klöppeln gearbeitet und zwar im Anfang noch häufig zwei- oder mehrfarbig, erst als diese Art der Handarbeit schnell verbreitet wird, überwiegt die Einfarbigkeit. Viele Gründe haben dazu beigetragen, das Klöppeln beliebt zu machen. Die Arbeit ist nicht schwer, das Erzeugnis, das sie hervorbringt, gefällig und es hatte vor den bis dahin verwendeten Goldspitzen den Vorzug der Waschbarkeit. Hochstehende Damen, die ihre Mußestunden auch nur mit Handarbeiten zubringen konnten, haben mit Eifer geklöppelt. Im Inventar der Philippine Welser findet sich 1571—72 in Schloß Ambras ein grünsamtenes „Klöcklkissen darauf ir Gnaden klöckhlen". Unter den niederen Ständen wird es ein willkommener Broterwerb, in so hohem Grade, daß Philipp II. 1590



Italienische Klöppelspitze. 16. Jahrh.

in den Niederlanden das Klöppeln verbieten zu müssen glaubt, damit die Leute nicht aufhören, sich als Dienstboten zu vermieten. Um 1560 führt Barbara Uttmann geb. Etterlein in Annaberg in Sachsen die Erzeugung von Borten ein, das Spitzenklöppeln ist wahrscheinlich erst durch die Arbeitskräfte, die 1561 aus Flandern kamen, dort bekannt geworden.

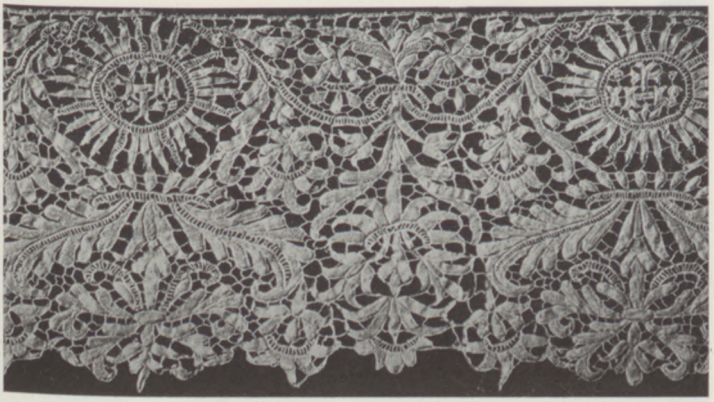
Parallel mit der Einbürgerung der Klöppelspitze geht die Entwicklung der Nadelspitze, in Italien damals sehr hübsch „Luftstich" genannt. Die wieder in Venedig in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschienenen Musterbücher haben für die Verfeinerung der Nähspitze gesorgt. Von 1562 bis 1599 sind mehrere Werke, die meisten auch in verschiedenen Auflagen publiziert worden. Cesare Vecellio, ein Bruder Tizians, kennt Durchbruch mit Zacken, Spitzen, „wie sie jetzt allenthalben in Europa üblich sind". Giacomo Franco gibt schöne Muster durchbrochener Nähte. Die zahlreichen Auflagen, deren sich diese Vorlagenwerke, und meist binnen kurzer Zeit, zu erfreuen hatten, sprechen für das Bedürfnis, dem sie hilfreich entgegenkamen. Das „Frauenzimmer" war entschieden dankbar für eine Handarbeit, deren Resultate so stark in die Augen fielen, besonders haben die armen Nonnen den Überfluß ihrer Zeit mit der Anfertigung von Spitzen nützlich auszufüllen gesucht. „Klosterspitzen" waren bis in das 19. Jahrhundert ein gesuchter Artikel.

In der Musterung herrscht das geometrische Ornament, durchsetzt mit Tier- und Menschenfiguren, unterbrochen von

Venezianische Spitzenschürze. 16. Jahrh.

streng stilisierten Pflanzen. Mit der Verwendung als Kröse, Kragen oder Manschette hängt es zusammen, daß die Zackenform vorwiegt. Da die Spitzen gekraust oder gefältelt verwendet wurden, mußten die Dessins leicht sein, um zur Geltung zu kommen. Nur die in den Niederlanden gefertigten Nadelspitzen, in Blumen-, Ranken- und Vasenmotiven sind oft so dicht gehalten, daß sie wirken wie ein duftiger Stoff und den eigentlichen Spitzencharakter gar nicht so recht tragen.

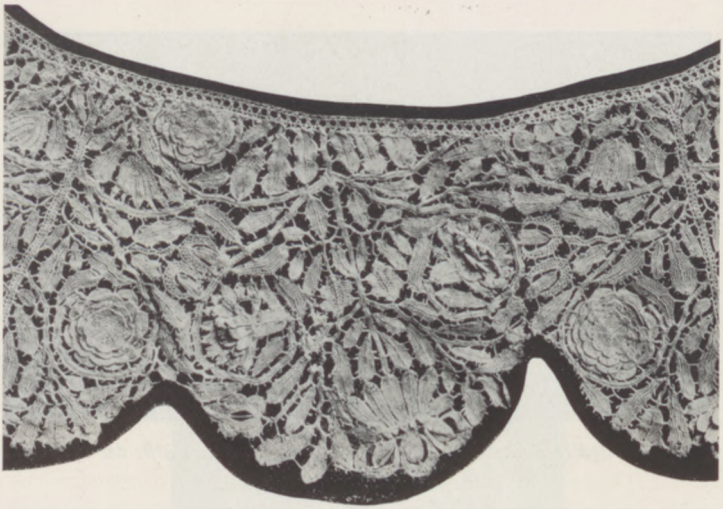
Man hat sehr bald gelernt, die beiden Techniken miteinander zu verschmelzen. Was man z. B. point lace nennt, ist eine Spitze,



Nähspitze. Später italienischer Renaissance-Typus. Erste Hälfte des 17. Jahrh.

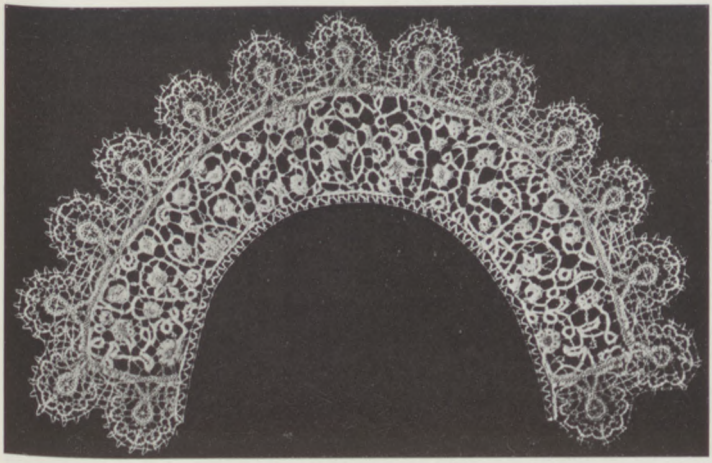
bei der die Hauptlinien geklöppelt sind, die Verbindung aber durch die Nadel hergestellt wird. Die im 16. Jahrhundert häufig genannten Gold- und Silberspitzen, sie kamen aus Genua oder Mailand, sind Posamentierarbeit aus Gold- oder Silberfäden; was man dazumal Points d'Espagne nannte, nähert sich mehr der Stickerei. Die Spitzenfabrikation war schon im 16. Jahrhundert überall bekannt und geübt, aber mit den Niederlanden war für die anderen Länder nur schwer zu konkurrieren, es produzierte den feinsten Flachs und besaß die besten Bleichen, sein Faden war an Feinheit und Glanz nicht zu erreichen, geschweige zu übertreffen. Man hat zwar auch in England versucht, Spitzen zu machen, aber man sah sich gezwungen, den Leinenfaden dazu aus Holland kommen zu lassen.

Hätte es sich nur darum gehandelt, die Leibwäsche mit Spitzen zu verzieren, so würde die Fabrikation kaum den Umfang erreicht haben, zu dem sie es so schnell brachte, aber da der große Putzartikel des 16. Jahrhunderts, die Kröse, geradezu nach Spitzen schrie, so war in der Tat der Nachfrage von allen Seiten her kaum zu genügen. Mrs. Bury Palliser hat festgestellt, daß in den Garderobe-Rechnungen der Königin Elisabeth, seit dem Jahre 1558, alle Sorten Spitzen in großen Mengen aufgeführt werden und daß sie nicht nur in der Toilette der Herrscherin eine große Rolle spielen, sondern daß zu ihrer Zeit



Nadelspitze. England. 17. Jahrh.

selbst die Läden kleiner Putzhändler in der englischen Provinz reichlich mit diesem Artikel versehen waren. Es ist bekannt, daß die jungfräuliche Königin eine der putzsüchtigsten Frauen war, die je einen Thron geziert haben. Sie trug ihre Krösen höher, steifer und umfangreicher als je irgend jemand in Europa. In England nannte man diese Mode französisch, in Frankreich dagegen sprach man von den „englischen Ungeheuern". Auf ihren Bildnissen ist Elisabeth in üppiger Weise mit Spitzen ausgestattet, Kröse, Manschetten, Schürze, Schleier, alles trägt Spitzen. Sie war auch sehr empfänglich für Geschenke in diesem köstlichen Material und begnügte sich keineswegs mit den Erzeugnissen ihres eigenen Reiches, italienische und flandrische Spitzen waren ihr genau so willkommen. Philip Sidney schenkte ihr ausländische Spitzen und die Gräfin Worcester schenkte ihr bald nach der Thronbesteigung eine mit Spitzen besetzte und mit Rubinen und Perlen garnierte Kröse. Wahrscheinlich war die Freude, die die hohe Frau selbst an Spitzen hatte, die Veranlassung, daß sie 1562 und 1573 scharfe Erlasse gegen das Tragen von Spitzen herausgab, sie wollte diesen Luxusartikel allein besitzen. Maria Stuart, Elisabeths Rivalin, scheint Spitzen nur an ihrer Bettwäsche gehabt zu haben.



Geklöppelter Kragen. Flandrisch. 17. Jahrh.

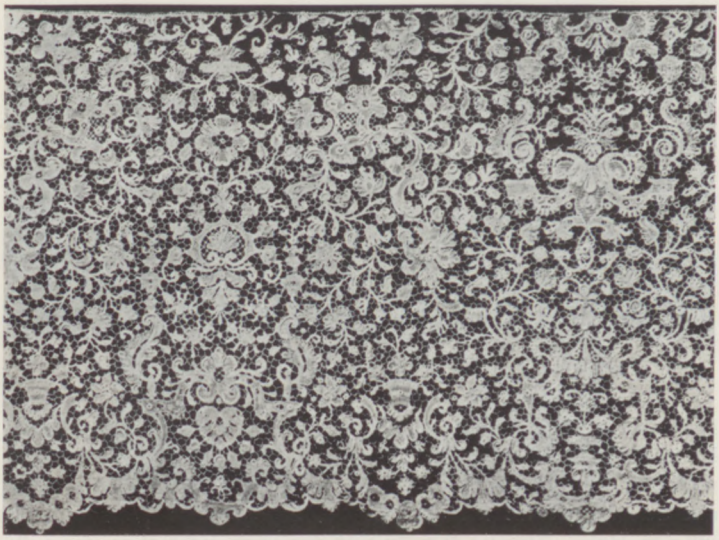
Goldspitzen waren als Besatz der Kleider beliebter als Leinenspitzen, müssen ja auch zu den schweren Damast- und Brokatgeweben der Zeit besser gepaßt haben. Im Nachlaß der Königin Katharina von Polen fand sich ein Unterrock von rotem Samt, „durchaus mit gulden und silbern Klöcklporten geziert". Auf dem

Geklöppelter Kragen. Vielleicht spanisch. 17. Jahrh.

Kragen. Venezianische Nähspitze. 17. Jahrh.

Ständetag in Blois trug König Heinrich III. 1577 viertausend Ellen echte Goldspitzen an seinem Anzug. Von den spanischen Damen berichtete Mme. d'Aulnoy noch im 17. Jahrhundert, daß sie ein Dutzend oder mehr Unterröcke tragen, einer schöner wie der andere, von reichen Stoffen und bis zum Gürtel hinauf mit Gold- und Silberspitzen besetzt. Gabrielle d'Estrées, die 1599, wie man glaubt, an Gift starb, hinterließ Spitzen von so hohem Werte, daß ihr königlicher Liebhaber Heinrich IV. sie sich zurückgeben ließ.

Das 17. und 18. Jahrhundert kann man mit Recht das goldene Zeitalter der Spitzen nennen, denn beide Geschlechter haben in der Verschwendung von Spitzen miteinander gewetteifert. Sie trugen sie an allen Stücken ihrer Leibwäsche und lange auch an den Kleidern, und wenn die Mode auch wiederholt



Französische Spitze. 1665—1720

gewechselt hat, die Spitze blieb. Sie ist bei den Herren erst durch die große Revolution beseitigt worden.

Um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert erreichte die Kröse einen kolossalen Umfang und wurde vorzugsweise aus Spitzen gefertigt. König Jakob I. von England verbrauchte für eine einzige Halskrause 25 Ellen, seine Gemahlin für die ihre 18 Ellen. Die Herrenhemden zeigten Spitzendurchbruch und -besatz. Nach der Ermordung König Heinrichs IV. war auf einem der Boulevards das an Hals und Armen mit Spitzen besetzte Hemd ausgestellt, in dem ihn der Mordstahl getroffen hatte. Karl I. von England kaufte einmal tausend Ellen Spitzen als Hemdgarnitur für Kragen und Manschetten und 600 Ellen für seine Nachthemden. 1625 verausgabte er 1000 £ für Spitzen, 1633 aber 1500 £.

An Stelle der Kröse kommt schon in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts der breite Spitzenkragen auf, den Herren und Damen in der gleichen Form und Ausstattung tragen. Gustav Adolf konnte auf einem Balle in Augsburg seinen Kragen abmachen und ihn Josefine Lauber als der Ballkönigin

Kragen. Venezianische Reliefspitze. Zweite Hälfte des 17. Jahrh.

des Abends als besondere Huldigung umlegen. Ein solches Stück kostete 1638 in London etwa 3 bis 4 £ (nach dem Vorkriegswert ungefähr 300 bis 400 Mark) und ein französischer Höfling sagte mit Stolz von sich: „Ich trage 32 Morgen bestes Weinbergland um den Hals." Für die Herren war das noch nicht alles. Sie füllten die weiten Öffnungen ihrer niedrigen Schaftstiefel mit einem dichten Gefältel von Spitzen, man nannte diese in Frankreich „Canons". Der Marquis de Cinq-Mars, dem Richelieu 1642 den schönen Kopf vor die Füße legen ließ, hinterließ 300 Paar derartiger Garnituren. Herren, welche den Halbschuh bevorzugten, trugen um die Knie lange Krawatten mit Spitzen an den Enden und vorn auf dem Schuh eine Rosette von Spitzen. In England schwankten die Preise in dieser Zeit zwischen 30 Schilling und 5 £ für ein Paar Rosetten. Peacham berichtet von einem Paar, das nach dem Wert der Goldmark auf 3000 Mark zu stehen gekommen sei und so konnte einer der Puritaner im Hause der Gemeinen mit einem Schein von Recht behaupten, diese Schuhrosetten kosteten dem Sohne mehr als einst dem Vater der ganze Anzug. Als die Leiche Ludwigs XIII. auf dem Totenbette ausgestellt wurde, war sie in ein prächtiges Spitzenhemd gekleidet.

Die Damen trugen die gleichen breiten Spitzenkragen wie die Herren, Spitzenmanschetten und Spitzenschürzen, Häubchen mit Spitzenbesatz und spitzenbesetzte Wäsche. Auf den Bildern, die Abraham Bosse von der eleganten Gesellschaft seiner Tage hinterlassen hat, erkennt man sehr gut, daß nicht nur Herren und Damen überflüssig mit Spitzen am Körper und Kleid versehen

Dirck Dircksz. Bildnis der Agathe Gelvinck. Amsterdam

sind, sondern daß auch Tisch- und Bettwäsche ausreichend mit ihnen garniert wurden. Man hat sie auch an der Kinderkleidung nicht gespart, die Schürzchen und Häubchen der Kleinen tragen immer Spitzen.

Die Industrie, vornehmlich Hausindustrie, zählte viele tätige Hände. In der Isle de France waren im Jahr 1634 in mehr als zehntausend Familien die Kinder mit Klöppeln beschäftigt und ebenso stand es in der Auvergne. In Sedan, das seit 1641 zu Frankreich gehört, wurden viele Spitzen gemacht, in Alençon nicht minder.

Dem Bedarf genügte die Produktion doch nicht und alle Länder, vorzüglich England und Frankreich, mußten Spitzen in großem Umfang einführen. Die Erwägung, wieviel gutes Geld für bloße Luxusartikel in das Ausland abfloß, veranlaßte die Regierungen dann zu Repressivmaßregeln, die aber teilweise so einschneidender Natur waren, daß sie die einheimische Industrie ebenfalls tödlich trafen. So waren die Spitzenklöppler der Auvergne dem Untergang nahe, als sich der Jesuitenpater Franciscus Regis ihrer mit Nachdruck und Erfolg annahm. Er starb

Krawattenende. Wohl Brüsseler Arbeit. Genäht. Anfang des 18. Jahrh.

1640 und die dankbaren Spitzenarbeiter haben ihn, seit die katholische Kirche ihn unter ihre Heiligen versetzte, zu ihrem Patron erwählt.

Ludwig XIV. hatte in Colbert ein Genie volkswirtschaftlicher Begabung zur Hand, einen Mann, der einsah, daß das plumpe Verbot nichts nützt, sondern daß man, um einem Übelstand zu begegnen, schöpferisch vorgehen muß. So reformierte er die französische Spitzenindustrie, indem er Arbeiterinnen aus Venedig kommen ließ und in Alençon jene Manufaktur gründete, welche der nach ihrem Erzeugungsorte genannten Spitze zu einem so wohlverdienten Ruhme verholfen hat. Er hatte mit vielen Widerständen zu kämpfen. Einmal war der Senat Venedigs entrüstet über die Abwanderung der geschicktesten Arbeitskräfte und man muß wissen, daß in Venedig 1664 alle Nonnen und die Mehrzahl der armen Familien sich von der Spitzenarbeit ernährte, eine Verpflanzung der Industrie nach Frankreich also große Verluste für die Republik nach sich ziehen mußte. Man ließ zuerst die Ausgewanderten zur Rückkehr auffordern und griff, wenn sie dem Rufe nicht Folge leisteten, zu energischen

Besatz einer Alba. Klöppelspitze. Brüssel. Anfang des 18. Jahrh.

Barbe. Valenciennes. Geklöppelt. Mitte des 18. Jahrh.

Maßregeln. Kam der Betreffende nicht zurück, so sperrte man seinen nächsten Verwandten ins Gefängnis und stellte er sich auch dann noch nicht ein, so sollte er getötet werden.

Aber diese Schwierigkeit war nicht die einzige, die Colbert zu überwinden hatte. Die Gesellschaft, die er 1665 gründete, engagierte französische Arbeiterinnen, aber diese zeigten sich höchst widerspenstig, als ihnen zugemutet wurde, anders zu arbeiten und andere Muster herzustellen, als sie gewohnt waren. Ein Bericht meldet dem Minister, daß von 8000 Arbeiterinnen höchstens 700 willig seien und sich fügen wollten, daß man aber ernstlich von diesen 700 höchstens 250 brauchen könne. Da indessen der französische Hof die Points d'Alençon annahm, so hatte Colbert sein Spiel gewonnen, Frankreich war nicht mehr auf die Einfuhr von Spitzen angewiesen, es begann bereits mit dem Export.

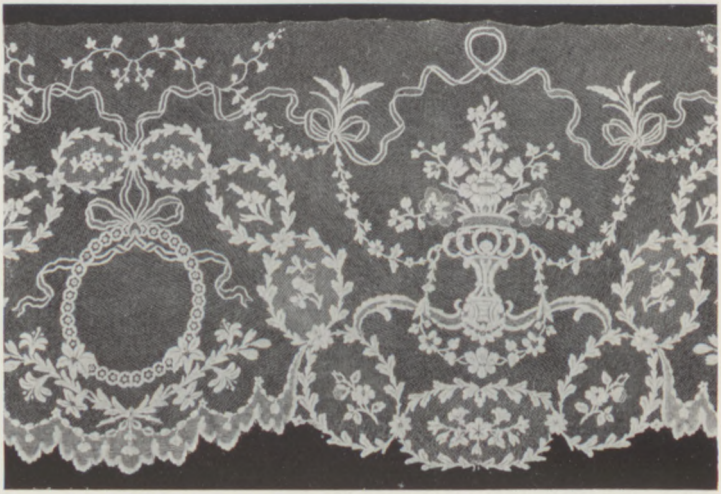
Die französischen Spitzen ahmten anfänglich die venezianischen nach, aber sie haben sehr bald ihren eigenen Stil gefunden. Die Zacke verschwindet, ein großes alles beherrschendes Motiv, gewöhnlich ein geschlossenes Rankenmuster, verdrängt die Fülle der oft so kleinlich anmutenden Einzelformen. Die Muster werden feiner, mitunter kommt der Grund stärker zur Geltung.

Barbe. Mechler Klöppelspitze. Anfang des 18. Jahrh.

Goethes Großmutter (?). Unbekannter Maler

Der Spitzenkragen aus dem Anfang des Jahrhunderts war bei den Herren zur Krawatte zusammengeschrumpft, denn da die große Perücke den Rücken deckte, sah man nur noch vorn auf der Brust etwas von der Spitze. Ludwig XIV. liebte solche Krawatten zu verschenken. König Karl II. von England und sein Bruder Jakob II. bezahlten für die ihren im Durchschnitt 20 £. Bei den Damen war aus dem Kragen schon zur Zeit Annas von Österreich die Berthe geworden, die den Ausschnitt umrahmte. Um ihren Reichtum an Spitzen zur Schau stellen zu können, griffen die Damen zu Tändelschürzen, die ganz aus Spitzen bestanden. Frau von Sévigné sah 1674 die erste bei Mlle. de Blois, 1698 trug die Herzogin von Burgund bei den Festen, die zu ihrer Hochzeit in Versailles stattfanden, ein Spitzenschürzchen im Werte von tausend Pistolen. Auch die Fontange der Damen

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

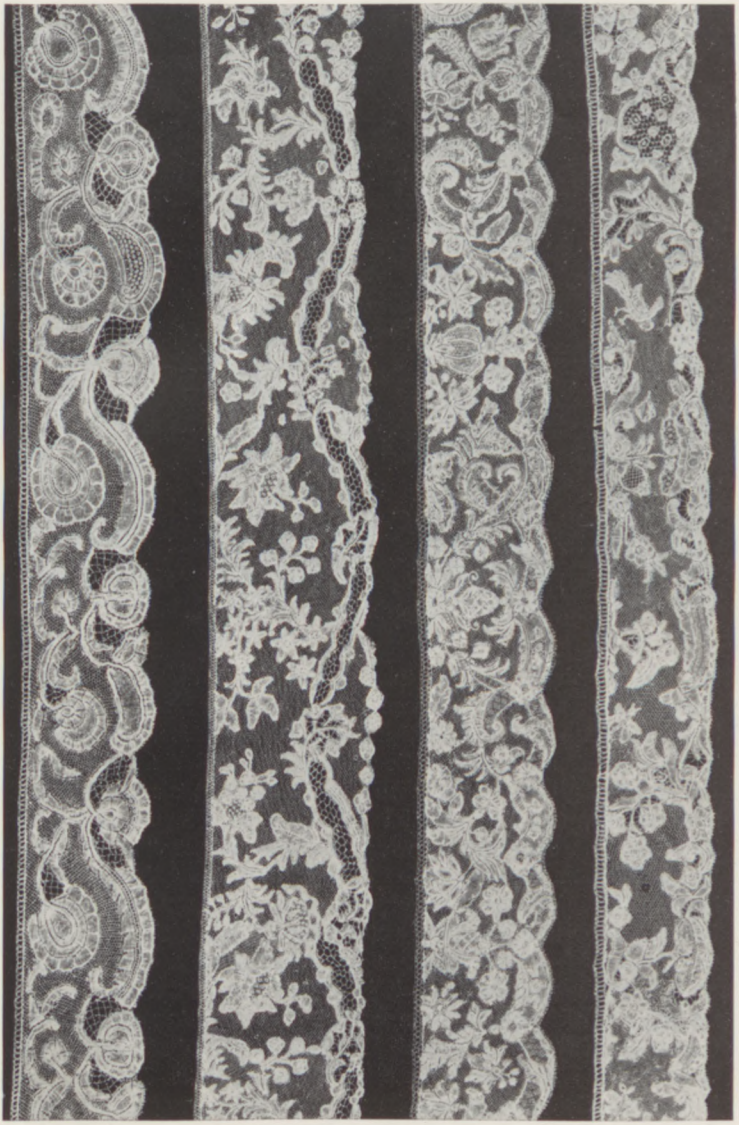


Nähspitze Alençon. Zweite Hälfte des 18. Jahrh.

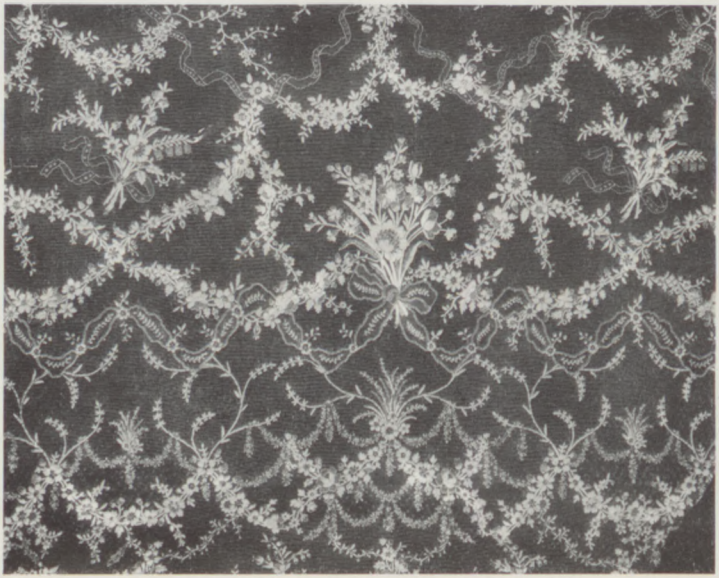
war aus Spitzen und die Kleider mit den köstlichsten Spitzen besetzt. Bei einem Hoffest, das er 1679 in Marly veranstaltete, überraschte Ludwig XIV. jede der anwesenden Damen mit einer Robe, die mit den herrlichsten Spitzen garniert war. Die Wäsche wurde nach wie vor mit Spitzen besetzt, wenn es auch oft genug an der Wäsche fehlte. Als Papst Clemens IX., der als Kardinal mit einem Herrn von Sorbière befreundet gewesen war, diesem nach seiner Erwählung schöne Spitzenmanschetten sandte, rief dieser enttäuscht aus: „Er schenkt mir Spitzen und ich habe keine Hemden."

In Frankreich waren im letzten Drittel des Jahrhunderts schwarze Spitzen Mode geworden, die Damen trugen z. B. schwarze Spitzenkleider über Roben von Gold- oder Silberbrokat. Der Bedarf an Spitzen war so groß, daß man im Anfang des 18. Jahrhunderts den jährlichen Verbrauch an Spitzen in Frankreich auf 8 Millionen Francs anschlug.

England hatte aus volkswirtschaftlichen Gründen 1662 die Einfuhr fremder Spitzen streng verboten, mit dem Erfolg, daß der Spitzenschmuggel ein blühendes Geschäft wurde. Brüsseler Spitzen wurden mit Umgehung des Gesetzes eingeführt und dann



Brüsseler Spitzen. 18. Jahrh.



Nähspitze. Belgisch. Ende des 18. Jahrh.

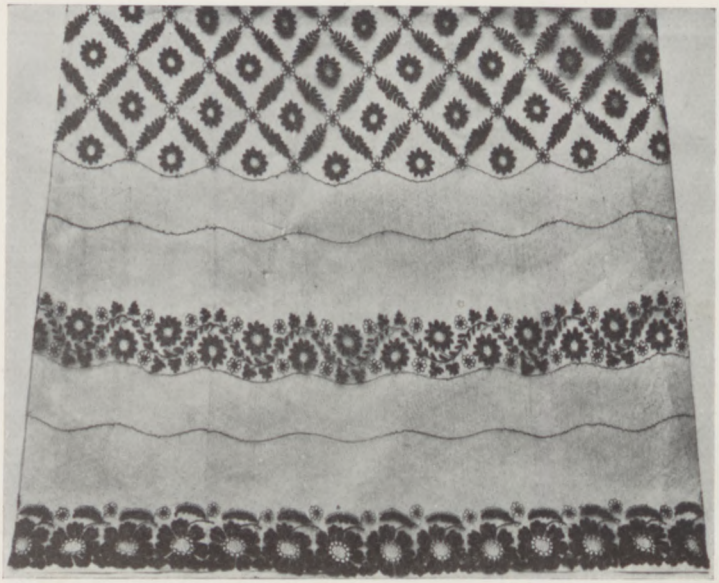
als original englische Spitzen verkauft. Mme d'Aulnoy erzählt, daß der einzige weiße Unterrock der spanischen Damen, der „Sabenque", mit englischen Spitzen besetzt sein mußte. „Ihre Eitelkeit ist so groß," schreibt die Französin, „daß sie lieber einen von diesen Spitzen-Unterröcken besitzen wollen, als ein Dutzend gewöhnliche, und daß sie im Bett bleiben, bis er gewaschen ist oder ganz ohne gehen, was sie oft genug tun." Solche Anstandsröckchen konnten 600 Kronen und mehr kosten. 1678 kaperte der Marquis de Nesmond ein Schiff, das für England bestimmt war und außer Spitzenfächern, Kragen, Fichus, Schürzen, Unterröcken noch 800 000 Ellen Brüsseler Spitzen enthielt.

Die Monarchen haben sich jedenfalls von den Gesetzen ihrer Parlamente nicht beeinflussen lassen, in den Rechnungen für die Garderobe Karl II. und Jakob II. erscheinen niederländische und venezianische Spitzen in Massen. König Wilhelm II. gab 1694 £ 1918 für Spitzen aus, und im nächsten Jahr £ 2459, in welcher Summe auch die Besätze seiner Rasierservietten und Frisier-

Brüsseler Spitzen von der Alba des Kardinals Fesch. Anfang des 19. Jahrh.

mäntel inbegriffen waren. Seit 1698 wurden die Gesetze gegen ausländische Spitzen strenger gehandhabt, aber der Hof wurde nicht davon betroffen. Königin Anna, die letzte Stuart, zahlte 1713 für 83 Ellen Malines-Spitzen £ 247 und diese diente nur zum Besatz der Wäsche und war nicht für die große Toilette bestimmt. Übrigens wurden damals alle flandrischen Spitzen, auch wenn sie nicht aus Mecheln stammten, generell „Malines" genannt, wie Dreger ja auch darauf aufmerksam macht, daß die Namen, welche die Spitzen im Handel führen, durchaus nicht notwendig Herkunftsbezeichnungen sind.

Im 18. Jahrhundert schlug die Brüsseler Spitze alle anderen aus dem Felde. Sie wurde so sehr allen ähnlichen Erzeugnissen vorgezogen, daß 1770 bei der Hochzeit des Sohnes des Dogen von Venedig alle Damen nur Brüsseler Spitzen trugen und lediglich das Altartuch mit venezianischen Spitzen besetzt war. Sie besaß viele Vorzüge, nicht nur den allerfeinsten glänzenden Lei-



Teil eines Empirekleides in schwarzer Seide, geklöppelt. Wien

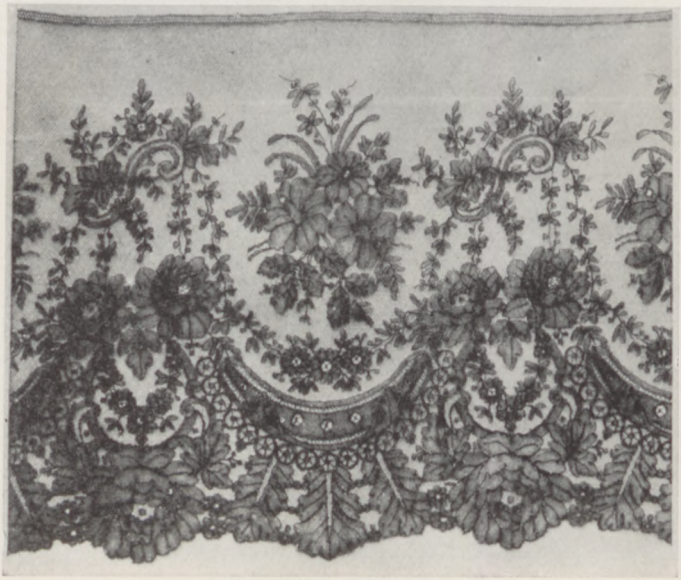
nenfaden, sondern auch die schönsten Muster. Der Grund wurde geklöppelt oder genäht. In letzterem Falle war er haltbarer, weniger dem Verziehen ausgesetzt, aber um ein Drittel teurer. Das Muster wurde mit der Nadel ausgeführt, im 18. Jahrhundert wiegen naturalistische Formen unter starker Betonung der Asymmetrie vor.

Beiden Geschlechtern blieb die Spitze unentbehrlich. Die Herrenkrawatte, die einige Jahrzehnte hindurch in der Form der „Steinkerke" getragen worden war, d. h. das untere Ende nicht gebunden, sondern durch das Knopfloch gezogen, machte zwar dem Jabot Platz, die Manschetten aber blieben und beide: Jabot und Manschetten aus Spitzen. Den Kavalier erkennt man an den Spitzen, die er trägt, sagte man damals, und Mercier gibt zu, daß die eleganten Herren in Paris ein schmutziges Hemd trugen oder gar keines, aber Jabot und Manschetten von Spitzen erster Qualität. Sie bildeten das Hochzeitsgeschenk der Braut an den Bräutigam und gehörten so durchaus zur Toilette des besseren Herrn,

W. v. Kaulbach, Josefine Sutner, die Braut des Malers. 1831

daß in Frankreich selbst der Henker das Schafott mit Spitzenjabot und -manschetten bestieg. Man sparte sie selbst nicht bei den Lakaien. Casanova zahlte, wenn es ihm gut ging, 50 Louisdor für seine Spitzenhemden, der Herzog von Penthièvre 1738 500 Francs für ein Nachthemd und 250 Francs für eine Nachtmütze. Der Erzbischof von Cambray, der 1764 starb, hinterließ 4 Dutzend Paar Spitzenmanschetten. Man trug sie so breit, daß sie die Hand nicht nur bedeckten, sondern weit über sie hinunterfielen. Aus diesem Grund zerschnitt der sparsame Friedrich der Große vor den Augen de Catts die seinen mit der Papierschere, um statt eines Paares zwei zu haben. In der Garderobe Ludwigs XVI. fanden sich noch im Januar 1792 59 Paar Spitzenmanschetten. Für jede Manschette benötigte man 1¼ Elle und die Elle kostete 45 Francs.

Die Toilette der Damen war für die Spitze noch günstiger als der Anzug der Herren. Sie trugen Spitzenschürzen und besetzten ihre Kleider mit Volants, Wasserfällen und Ärmelgarnituren.



Schwarze Seidenspitze. Chantilly. 1860

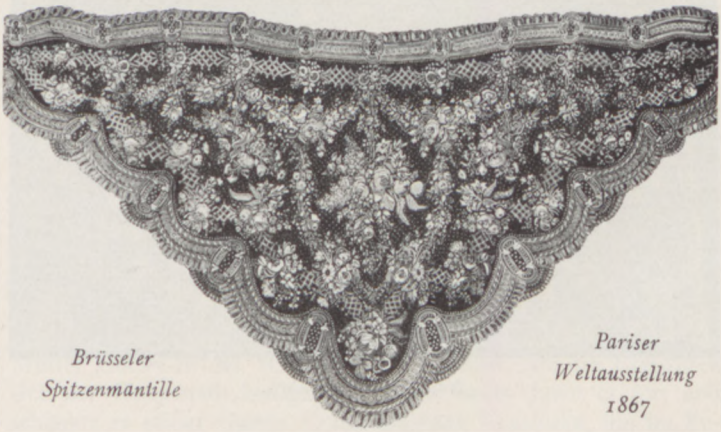
Diese sogenannten „Engageantes", mit denen der Ärmel der Taille am Ellenbogen aufhörte, haben sich fast ein Jahrhundert in der Mode behauptet. Königin Maria von England zahlte 1688 bis zu 30 £ für ein Paar und die Gräfin Dubarry ließ sich die ihren 8000 Francs kosten. Den Halsausschnitt deckte man mit Spitzenmantillen zu, Gräfin Franziska Krasinska gab 1760 100 Dukaten für ein solches Stück aus. Ganze Spitzenkleider wurden Mode. Maria Theresia als Herrin der Niederlande besaß eine herrliche Spitzenrobe, die Marquise von Pompadour hatte für ein Spitzenkleid von Points d'Angleterre nach dem heutigen Geldwert ungefähr 60 000 Mark gezahlt. Man wählte sie sehr gerne zu Brautkleidern. Infantin Barbara von Portugal, die den späteren König Ferdinand III. von Spanien heiratete, weihte das Spitzenkleid, das sie bei der Hochzeit getragen, der Mutter Gottes in der Hauptkirche Lissabons. Als die Franzosen sich der Hauptstadt bemächtigt hatten, nahm Junot es fort und schenkte es seiner Gattin. Gräfin Barbara Krasinska, die im Fe-

Nadelspitze. 19. Jahrh.

bruar 1759 heiratete, trug bei ihrer Vermählung weißen Atlas, ganz bedeckt mit Brabanter Spitzen, und Gräfin Waldner, die sich 1786 mit Baron Oberkirch vermählte, legte dazu ein Kleid von venezianischen Spitzen über weißer Seide an. Napoleon schickte 1804 zwei Spitzenkleider nach Berlin, eines für die Königin Louise, ein zweites für die Frau des Ministers und instruierte den französischen Gesandten Beurnonville, das weniger schöne Exemplar der Königin zuzustellen.

Leib- und Bettwäsche, Badelaken, Frisiermäntel, Unterkleider, alle wurden mit Spitzen besetzt, die Häubchen, welche die Damen im Hause trugen, bestanden aus Spitzen, die langen hängenden Bänder, die „Barben", in denen die Coiffure endete, waren aus Spitzen gearbeitet. Die Barben waren ein Toilettenartikel von Wichtigkeit, am französischen Hofe war den Damen genau vorgeschrieben, wann sie die Barben hängen lassen durften und wann sie sie aufzustecken hatten.

Jedenfalls gehörten Spitzen als wesentlich in die Ausstattung, die Tochter Ludwigs XV., die 1739 den Herzog von Parma heiratete, erhielt für etwa 625 000 Francs allein an Spitzen und noch 1786 schreibt Swinburne aus Paris, im Trousseau vornehmer Bräute fände man immer Spitzen für 5000 £. Und dabei waren sie damals nicht mehr so recht in der Mode, der indische Musselin hatte sie verdrängt. 1768 hatte ein gewisser Hammond in Nottingham eine Maschine erfunden, welche den Spitzengrund, den



Brüsseler Spitzenmantille

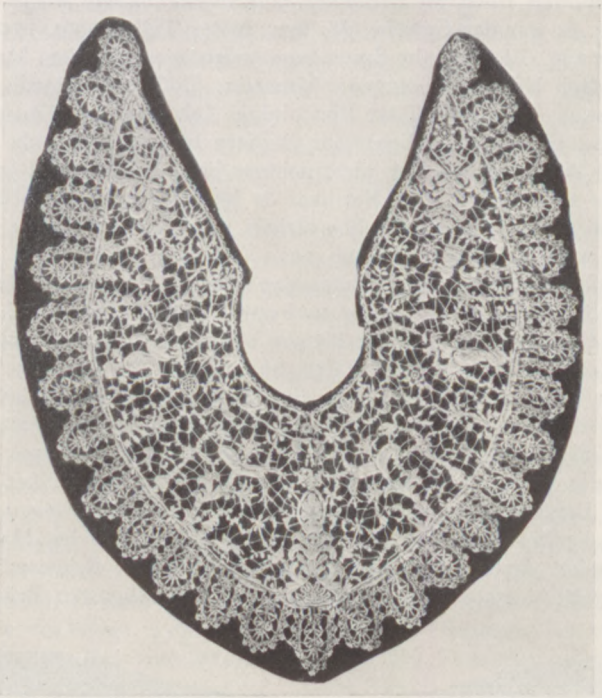
Pariser Weltausstellung 1867

sogenannten Fond de Bruxelles, auf mechanischem Wege herstellte, es war das Gewebe, das man später Tüll nannte. 1756 erschien die „Blonde", die Spitze aus Seidenfaden, auf dem Markte, alle drei Neuerscheinungen: Musselin, Tüll und Blonde verdrängten die Leinenspitze für einige Zeit aus der Gunst der Damen. Die Herren blieben ihr insofern treu, als der hohe Klerus es sich nach wie vor nicht nehmen ließ, die Alba mit breiter Spitze zu besetzen. Der Kardinal de Rohan, dem der Halsbandprozeß zu so traurigem Ruhm verhalf, gab für eine schöne Alba ohne weiteres 100 000 Francs aus.

Die Musterung der Leinenspitze wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts leichter und etwas dünner. Der Stil Louisseize bevorzugt Streumuster kleiner Blümchen, lichte Ranken und Girlanden. Der Verbrauch der Spitzen an der Toilette hatte schon sehr nachgelassen, als die Revolution ihm ohnehin ein plötzliches Ende bereitete. Die französische Spitzenindustrie verschwindet so gut wie ganz, dreißig Manufakturen gingen ganz ein, die Arbeiter übersiedelten ins Ausland, zum größten Teil nach Belgien. Als geordnete Verhältnisse zurückkehrten, taucht auch die Spitze wieder auf, wenigstens an der Wäsche. Madame Récamier, deren Zimmereinrichtung in Paris als Sehenswürdigkeit galt, besetzte ihren Betthimmel mit den schönsten Brüsseler

Brüsseler Spitzenmantille

Pariser Weltausstellung 1867



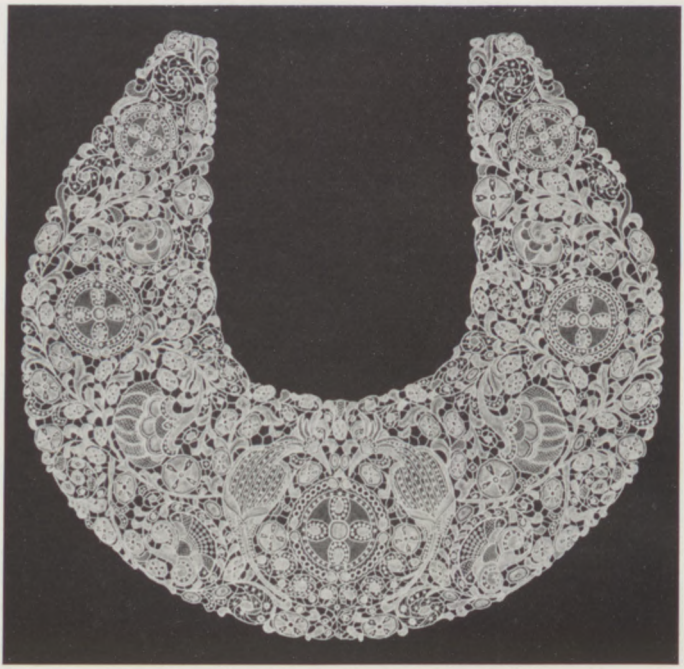
Spitzenkragen. 17. Jahrhundert

Kanten, die geschwätzige Herzogin von Abrantès erzählt, daß die gesamte Wäsche ihrer Ausstattung, sie heiratete im Jahre 1800, mit Spitzen garniert war. Als Napoleon die Erzherzogin Marie Louise ehelichte, bestellte er die Spitzengarnituren für die Bettwäsche in Alençon. Er suchte die fast erloschenen Spitzenmanufakturen Frankreichs zu heben und patronisierte vorzugsweise Alençon, Chantilly und Brüssel. Für die große Hoftracht führte er bei den Herren wieder die Spitzenkrawatte ein. Die Damen trugen ganze Spitzenkleider, Marie Louise bekam ein solches in den Trousseau für 5000 Francs.

Im 19. Jahrhundert hat die Spitze ihre Revolution erlebt. Seit 1832 begann der Baumwollfaden den Leinenfaden zu verdrängen, seit 1837 stellt die Maschine Spitzen her und

Kombinierte Spitze, Krawattenende, Kragen, Nähspitzen. Brüssel. Ende des 19. Jahrh.

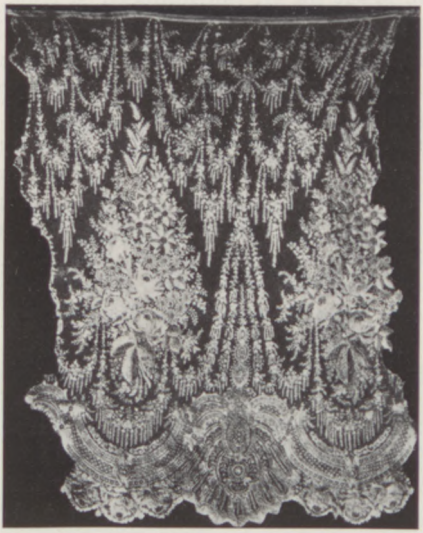
hat ihr Niveau dadurch zwar verbreitert, aber auch herabgedrückt. Als Kunstwerk ist die Handspitze jetzt auf ein kleines Publikum beschränkt, die Maschinenspitze hat das Terrain beinahe ganz erobert. Einzelne hochstehende Damen haben von Zeit zu Zeit versucht, die Spitzenindustrie zu heben. So ließ sich Königin Victoria ihr Brautkleid aus Honitonspitzen machen,



Hedwig von Dobeneck, Spitzenkragen

was ihr 1000 £ kostete und ließ auch ihre Töchter Victoria, Alice und Alexandra mit dieser Spitze englischer Manufaktur ausstatten. Kaiserin Eugenie belebte die Spitzenarbeit in Alençon, deren Produkte die schöne Spanierin besonders liebte. In ihrer Ausstattung befand sich ein Volant von Alençonspitzen, an dem 36 Frauen 18 Monate hindurch gearbeitet hatten, es hatte 22 000 Francs gekostet. 1855 bekam die Kaiserin ein ganzes Kleid für 70 000 Francs. Auf der Weltausstellung von 1867 sah man eine Spitzenrobe von Alençonspitzen, die vierzig Frauen sieben Jahre Arbeit gekostet hatte. Ihr Preis belief sich auf 85 000 Francs. 1856 bestellte die Kaiserin die ganze Wäscheausstattung für den Sohn, den sie erwartete, in Spitzen von Alençon. Aus Rußland trafen Aufträge für Ausstattungen ein, die sich auf 150 000 Francs beliefen.

Die Mode hat im 19. Jahrhundert die Spitze sehr begünstigt. Die Krinoline war ein Gerüst, auf dem Spitzen in jeder Gestalt und Breite glänzend zur Geltung kamen, Volants und ganze Überkleider fanden allgemeinen Beifall. Man trug neben weißen Spitzen sehr gerne die schwarzen Chantillyspitzen, die seit den dreißiger Jahren hergestellt wurden. Ebenso lange war die Spitzenmantille Mode, die dem echten Schal Konkurrenz machte. Es war viel Platz für Spitzen in der Toilette. Dann hat die Mode Spitzen viele Jahre lang auf die Jupons beschränkt und seit sie auch auf diese ganz verzichtete, nur noch die allerdiskretesten Dessous für den Besatz mit Spitzen übriggelassen. Aber, die Mode ist launisch, sie wird sich schon wieder einmal anders besinnen.



Volant von flämischer Nadelspitze. Modern

Vorzügliche Darstellungen von Spitzen in der Tracht zeigen folgende Bilder aus des Verfassers Werk über die „Mode".

Band II. Die Mode im 16. Jahrhundert.

Seite 144. Crispin de Passe. Marg. v. Valois. Zackenspitze.
„ 151. Clouet. Maria Stuart. Kragen und Haube.
„ 162. Fasolo. Venezianerin. Kragen.
„ 165. Veronese. Bildnis. Kragen und Manschetten.
„ 185. König Heinrich III. Taschentuch.
„ 209. Coello. Marg. von Parma. Kröse und Taschentuch.
„ 227. Pantoja de la Cruz. Spanierin. Kröse.
„ 231. — Infantin Isabella. Kröse und Manschetten.
„ 232. Rubens. Infantin Isabella. Kröse und Manschetten.
„ 245. Wierx. Eleonore von Bourbon. Kragen.
„ 251. Pantoja. Infantin Maria. Kinderschürze.

Band III. Die Mode im 17. Jahrhundert. 3. Aufl.

Seite 5. Rubens u. Frau. Kragen, Kröse und Manschetten.
Tafel 3. Candid. Pfalzgräfin M. Kröse und Manschetten.
„ 4. Hals. Amme m. Kind. Haube, Kragen, usw.
Seite 23. Ravesteyn. Damenbildnis. Kröse.
„ 24. Delff. Elisabeth von der Pfalz. Kröse u. Kragen.
„ 27. Pourbus. Maria de Medici. Taschentuch.
Tafel 7. Unbek. Herrenporträt. Kragen u. Manschetten.
Seite 33. Delff. Herzog von Buckingham. Kragen.
„ 36. Akersloot. A. v. Solms. Kröse, Kragen u. Manschetten.
„ 46. Hoefnagel. Königin Marie Eleonore. Kragen.
„ 48. Delff. Amalie von Solms. Kragen.
„ 53. Sir John Eliot. Hemd.
„ 56. Delff. Gustav Adolf. Kragen.
„ 58. Spitzenkragen Gustav Adolfs.
„ 67. Duchatel. Edelmann. Kragen, Schärpe, Canons usw.
„ 69. Elias. Catarina Hoeft. Kragen und Manschetten.
„ 76. Kilian. Joh. Georg aus dem Winkel. Kragen.
„ 77. Molenaer. Familienbild. Kragen und Manschetten.
„ 82. Rembrandt. Martin Day. Kragen, Krawatten am Knie, Schuhrosetten.
„ 87. Boße. Putzladen. Kragen und Manschetten.
„ 120. Hollar. Engländerin. Halstuch und Manschetten.
„ 132. — Kopftuch.

Seite 141. Kilian. Anna Maria Peller. Kragen.
„ 149. Le Brun. Ludwig XIV. Krawatte.
„ 153. Terborch. Herrenbildnis. Kragen.
„ 156. Everdingen. Dame. Kragen.
„ 172. Bonnard. Kopftuch, Pelerine, Schürze.
„ 173. Masson. Der große Kurfürst. Krawatte.
„ 174, Amling. Max Emanuel. Kragen.

Band IV. Die Mode im 18. Jahrhundert. 3. Aufl.

Seite 5. Bonnard. Dame. Schürze.
„ 57. Watson. Junges Mädchen. Mantille.
„ 115. Coles. Lady Boynton. Engageantes.
„ 199. Roslin. Elisabeth Christine. Engageantes.

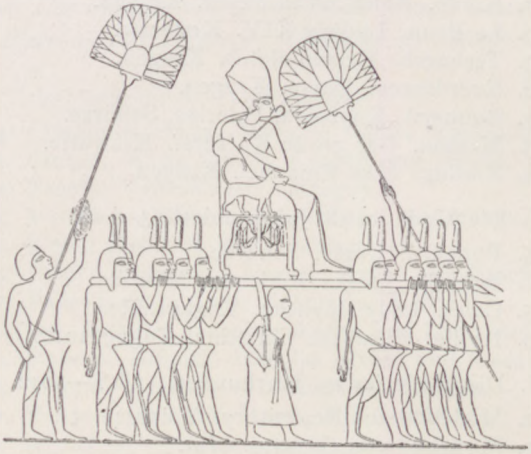
Band VI. Die Mode im 19. Jahrhundert. 1818—1842. 5. Aufl.

Seite 12. Modebild aus Repository. Volants.
„ 61. Modebild von Gavarni. Hut.
Tafel 22. Dévéria. Fanny Elßler. Volants.
„ 27. Winterhalter. Duchesse d'Aumale. Volants.

Band VII. Die Mode im 19. Jahrhundert. 1843—1878. 5. Aufl.

Seite 11. Winterhalter. Duchesse de Montpensier. Mantille.
„ 28. — Prinzessin von Preußen. Mantille.
„ 29. Feckert. Frl. von Bredow. Mantille.
„ 84. Modes Parisiennes. Volants.
„ 100. Photographie 1861. Volants.
„ 102. — Volants.

Brüsseler Spitzen. 18. Jahrhundert



Der Pharao Haremhêb wird von Soldaten getragen
Vorn und hinten die Fächerträger
Nach Lepsius, Denkmäler

Der Fächer

Der Fächer ist ein Gerät des Kultus, ein Bedürfnisgegenstand und ein Instrument der Koketterie. In seiner Anwendung uralt, bei wilden und kultivierten Völkern in Gebrauch. Er ist weit mehr als nur ein Spielzeug, denn auch in der einfachsten Gestalt und Ausstattung dient er schon den verschiedensten Zwecken. Man benutzt ihn, um das Auge gegen den Sonnenbrand zu schützen, um das Ungeziefer zu verscheuchen, um Feuer anzufachen, das nicht brennen will, um sich durch Bewegen der Luft Abkühlung zu verschaffen usw. Die Notwendigkeit, die ihn hervorbrachte, wird ihn sehr bald in die höfischen Zeremonien orientalischer Herrscher eingereiht haben. Sie brauchten den Fächer, aber ihre Würde verbot ihnen seine Handhabung, sie überließen dies anderen. Untergeordnete Bediente übernahmen die Pflicht, damit umzugehen. Das hat die Gestalt der Fächer insofern beeinflußt, als man sie wie einen Wedel bildete, der sehr groß und breit an einem langen Stiel befestigt wird, um vor dem Haupte der hohen Persönlichkeit getragen und bewegt zu werden. Damit wird er zum Abzeichen der Würde. So zeigen per-

sische Flachreliefs aus dem Palaste zu Persepolis den König auf dem Thron und hinter ihm den Diener mit dem Wedel. Die gleiche Sitte findet sich im ganzen Orient und war in Assyrien ebenso verbreitet wie in Indien und Ägypten. Man hat Exemplare in den Gräbern ägyptischer Königinnen gefunden, die in eine Zeit hinaufreichen, die etwa 1700 Jahre vor Christus liegt.

Griechin mit Fächer. Von einer Hydria aus Kertsch (Ausschnitt). Petersburg, Eremitage

Das Abendland importierte die Sitte und hat sie wenigstens an einer Stelle bis heute bewahrt. Erscheint der Papst in großen Prozessionen, so werden neben seinem Tragsessel Pfauenwedel getragen. Es müssen Pfauenfedern sein, denn wenn dem Altertum dieser Vogel auch als ein Sinnbild der Eitelkeit erschien, so war er nach der Anschauung der alten Kirche gerade ein Bild der Demut, denn er sieht, wenn er ein Rad schlägt, nicht auf sein glänzendes Federkleid, sondern auf seine großen und plumpen Füße, die nichts weniger als schön sind.

Für den Privatgebrauch dürfte man wohl die ältesten Fächer vom nächsten besten großblättrigen Baum gepflückt haben. Wenn Homer, Anakreon und andere griechische Dichter den Fächer in die Hand der Venus geben, so werden wir uns vorstellen dürfen, daß die zärtliche Kalypso, die verführerische Kirke, die brave Penelope ihre Reize durch das Spiel mit einem Palmenblatt unterstützten. Wie ausgezeichnet die griechischen Damen mit dem Fächer umzugehen wußten, beweisen ja zahlreiche Tanagrafiguren, deren Meister ihren anmutigen Zeitgenossinnen

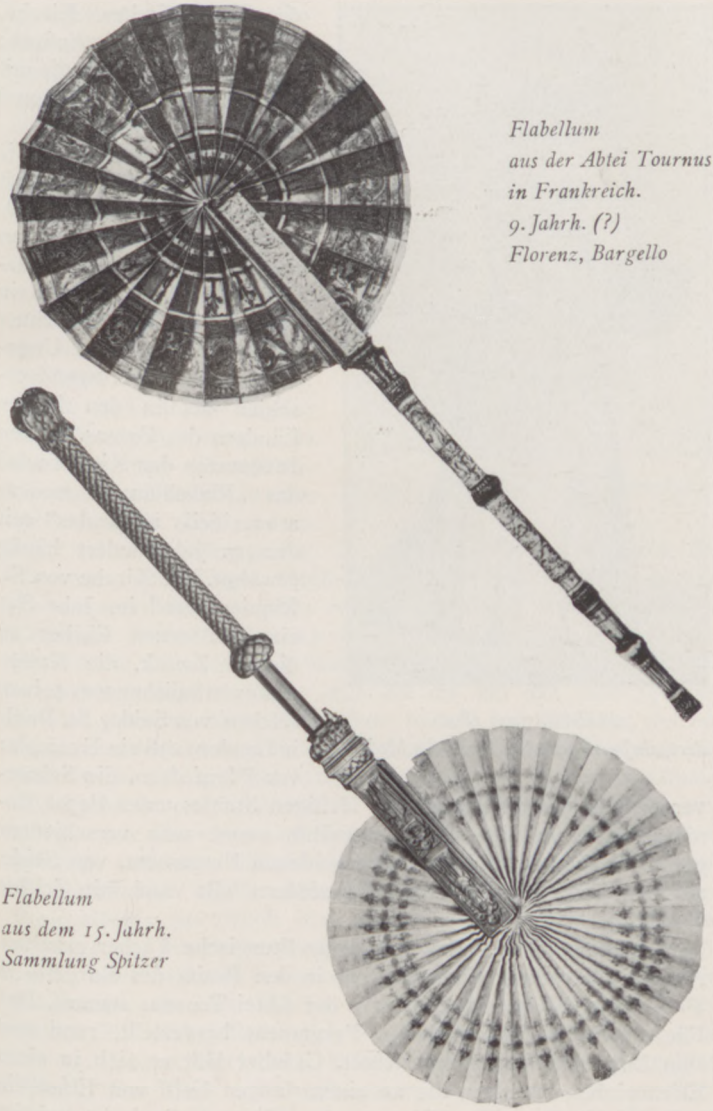
Radfächer der Königin Theodolinde im Domschatz zu Monza, 1/4 ausgespannt.

7. Jahrh. (?)

die Grazie absahen, mit der sie ihren blattförmigen Fächer zu halten wußten.

Wie alle Äußerungen griechischer Kultur übernahmen die Römerinnen auch den Fächer von dem Nachbarlande. Der römische Luxus hat sich nicht mehr mit Blättern, wie die Natur sie bot, begnügt. Man ließ dem Fächer zwar die Form eines großen gebogenen Blattes, aber man fertigte ihn aus dünnem Holz, das zierlich ausgeschnitzt, bunt bemalt und vergoldet wurde. Auf den Denkmalen begegnet man auch Federfächern, für deren Schmuck Pfauenfedern allen anderen vorgezogen wurden, sie zeigen meist sehr lange Stiele. Vornehme Damen hielten sich eigene Sklaven, welche ihnen den Fächer nachtrugen und ihnen damit Kühlung zufächelten. Aus dem Altertum sind Exemplare nicht erhalten. Dem ägyptischen Gräberfelde von Achmim entnahm Forrer zwar Fächer, und zwar solche in Fahnenform, rechteckig aus Stroh von verschiedenen Farben geflochten, so daß Muster erscheinen, aber sie gehören schon der byzantinischen Zeit an. Die Verbindung von Stil und Fächerblatt ist durch seitliche Verschnürung zustande gebracht. Diese Form des Fächers ist ein uraltes Modell, das man vereinzelt schon auf chaldäischen Gemmen, auf griechischen Vasen und altchristlichen Goldgläsern antrifft.

Dem frühen Mittelalter ist der Fächer als Zubehör der Damentoilette merkwürdigerweise verlorengegangen, nur der Kirche blieb er erhalten. Der römische Ritus übernahm ihn von



Flabellum
aus der Abtei Tournus
in Frankreich.
9. Jahrh. (?)
Florenz, Bargello

Flabellum
aus dem 15. Jahrh.
Sammlung Spitzer

Modebild Juni 1800
Bertuchs Journal des Luxus und der Moden

der orientalischen Kirche, die dem Diakon die Aufgabe gestellt hatte, die Hostie mit dem Fächer vor Fliegen und Mücken zu schützen.

Dieses Gerät hatte die Gestalt eines Seraphs mit sechs Flügeln. Die abendländische Kirche hielt an dem Gebrauch fest, trotzdem in den Klimaten, in denen sie wirkte, der Schutz gegen das fliegende Ungeziefer weniger dringend erschien als in den heißen Ländern des Ostens. In den Inventaren der Kirche wird das „Flabellum ad muscas a sacrificiis abigendas" seit dem 9. Jahrhundert häufig erwähnt. Die Kirche von St. Riquier besaß im Jahr 831 einen silbernen Fächer zu diesem Zweck, die Kathedrale von Salisbury 1214 einen solchen von Seide, St. Pauls in London 1298 ein Exemplar von Pfaufedern. Ein Schatzverzeichnis, das den Besitz des Heiligen Stuhles unter Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1295 aufzählt, nennt zehn verschiedene große und kleine Fächer von vergoldetem Pergament, von Seide, aus dem Holz der Aloe, aus Pfaufedern, alle rund mit Griffen von Holz.

Der freundliche Zufall hat einige liturgische Fächer erhalten. Aus der Sammlung Carrand ging in den Besitz des Bargello in Florenz ein Fächer über, der aus der Abtei Tournus stammt. Das Fächerblatt ist aus bemaltem Pergament hergestellt, rund und zum Zusammenlegen eingerichtet. Gefaltet läßt es sich in einer Elfenbeinhülse bergen, die an einem langen Griff von Elfenbein befestigt ist. Das Alter dieser merkwürdigen Reliquie ist strittig,

trotzdem sich der Künstler auf einer Inschrift selbst nennt. Man liest „Johel me sancte fecit in honore Mariae". Einige wollen das Stück in das 9. Jahrhundert setzen, andere wie Viollet-le-Duc in das 12. Molinier macht darauf aufmerksam, daß der pp. Johel wahrscheinlich die Platten eines alten Kästchens benützt hat und die Darstellungen, die sich darauf befinden: Apollo und Admet, Apollo und Marsyas, Silen, die auch in der Charakterisierung des Nackten in eine weit frühere Zeit weisen, nicht selbst angefertigt hat. Die Figuren der hl. Jungfrau, der hl. Agnes, der heiligen Philibert und Peter, die man am oberen Teil bemerkt, führen sicher von einer anderen Hand her. Einen ähnlichen Fächer besitzt der Schatz der Kathedrale von Monza. Er soll ein Geschenk der Königin Theodolinde, der Gattin des Lombardenkönigs Autharis sein, die ihn um das Jahr 590 der Kirche gestiftet hätte. Das Blatt besteht aus starkem, feinem Pergament und ist dunkelviolett gefärbt. Auf diesem Purpurgrund sind Ornamente und Buchstaben in Gold und Silber aufgemalt. Die Form ist die eines Rades, das man aufspannt. Zusammengelegt kann man es in eine Kapsel ziehen, die aus weichem Holz gefertigt und mit Silberblech überzogen ist. Das Metall zeigt in getriebener Arbeit romanisierende Pflanzengebilde. Franz Bock möchte das Stück eher in die Zeit der Ottonen, in das 10. oder 11. Jahrhundert setzen, als in das 6. Muß man durchaus an einer Stifterin festhalten, so denkt er eher an die Kaiserin Theophano, die den Fächer aus Byzanz mitgebracht haben könnte. Ein solcher Radfächer, den der Besitzer allerdings erst in das 15. Jahrhundert setzte, befand sich auch in der Sammlung Spitzer. Das Blatt, im Durchmesser von 30 cm, war von Pergament und mit einem Kreuzornament in Blau und Gold bemalt.

Frau V. v. A., geb. R. v. B., Potsdam 1871

Junges Mädchen aus der Familie Fugger in Augsburg. Um 1550

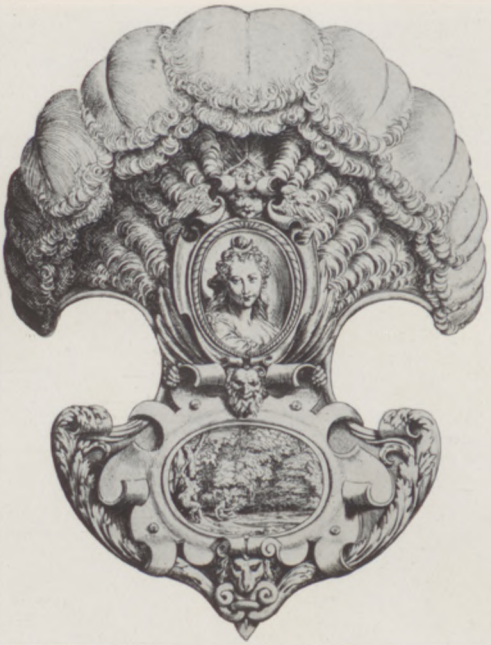
Dame aus Lyon Um 1550

Der Stiel von Buchsbaumholz stellte im Griff eine Art von Strickgeflecht dar, im oberen Teil bildete er einen achteckigen Behälter, der in gotischen Nischen Heiligenfiguren: Jakobus, Petrus, Dominikus, Magdalena, Katharina, Cäcilia u. a. zeigte. Das Exemplar stammte aus Spanien. Interessant ist die Radform, die ja immer wieder auftaucht.

Zu welcher Zeit die Frau sich des Fächers von neuem bemächtigte, ist schwer zu sagen, vielleicht verdankt sie ihn den Kreuzzügen. Die Schätze, nach welchen die Kreuzfahrer auszogen, haben sie im Heiligen Lande nicht gefunden, sie empfingen durch die Berührung mit den Völkern des Orients aber starke Anstöße der fremden Kultur, die sich gerade auf dem Gebiete des täglichen Lebens in allen Fragen, welche die Körperpflege, die Kleidung u. dgl. betrafen, nachdrücklich geltend machten. Zu ihnen mag auch der Fächer gehört haben. Er erscheint, fast versteht es sich von selbst, zuerst auf den Höhen der guten Gesellschaft, in den Händen vornehmer Damen. In den Ritterromanen der Zeit wird er bereits im 13. und 14. Jahr-

Rokokofächer in Deckfarben bemalt. Französisch. 18. Jahrhundert

Aus dem Besitz von Fil. E. v. Sichart, München



Straußfederfächer-Entwurf
von Agostino Caracci in Bologna. Um 1580

tigen Fächer Platz, auch insofern als dieses Gerät nun endgültig in die Hand der Dame übergeht und nicht mehr der Dienerschaft zum Fliegenverjagen überlassen wird. Es ist auch der historische Augenblick, in dem Kunst und Technik sich des Fächers bemächtigen, um ihn zu gestalten und zu schmücken.

An Formen waren bis dahin vorhanden der Wedel, die Fahne und das Rad. Der Wedel war die feste Platte mit einem mehr oder weniger langen Stiel, der an der unteren Seite in der Mitte befestigt war, bei der Fahne saß das Blatt seitwärts oben, der Radfächer war der einzige, der sich zusammenlegen ließ. Man hat an Formen ebensoviel Neues gebracht wie an Material. Das Blatt wurde rund, halbrund, vier- und achteckig; zu Holz und Federn kam Papier und Pergament, Leder und Seide, in der Folgezeit noch Kapaunen- und Schwanenhaut, Tüll und Spitzen; dem

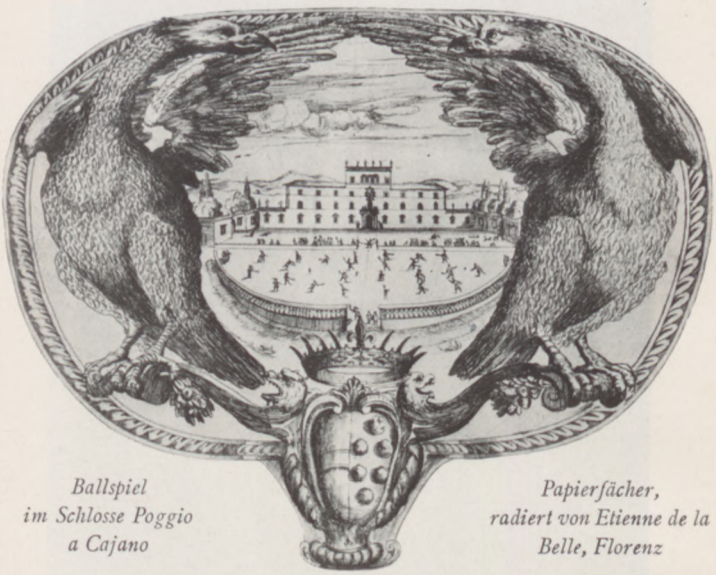
Jan Miense Molenaer. Familienfest (Ausschnitt), Amsterdam Privatbesitz

Elfenbein traten Perlmutter und Schildpatt zur Seite; die gekräuselte Straußfeder verdrängt die bunten Pfauenfedern. Vor allen Dingen meldet sich im 16. Jahrhundert der Faltfächer. Das Rad war schon bekannt, jetzt begnügt man sich mit dem halben oder Viertelsrad, ohne besonderen Stiel. Anfangs ist er anzusehen wie das Spielzeug, das sich Kinder wohl noch heute aus einem Stück Papier zurechtfalten, einmal nach links gekniffen, einmal nach rechts, hält man ihn unten fest, geht er oben von selbst fächerförmig auseinander. Man könnte ihn in seiner Urform auch mit der Narrenpritsche vergleichen, die vielleicht

Moreelse. Bildnis einer Dame. 1627 (Haag)

bei seiner Geburt Pate stand, so groß ist ihre Ähnlichkeit. Unten ließ man ihn in einer kugelförmigen Verdickung enden, um einen festen Halt zu gewinnen.

Der Faltfächer, wie wir ihn heute noch kennen, bestehend aus einer Reihe schmaler langer Scheiben, die ein Band miteinander verbindet oder aus dünnen Stäbchen, über die ein breites Deckblatt geklebt wird, ist kein europäisches Erzeugnis, er ist orientalischer Import. So weit es sich übersehen läßt, nahm er seinen Weg über Spanien. Im Inventar des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, des Mannes der Philippine Welser, werden 1569 „zwei spanische Wedler, die man auf und zuethut" erwähnt, und die Königinwitwe Elisabeth von Frankreich hinterließ 1593



Ballspiel im Schlosse Poggio a Cajano

Papierfächer, radiert von Etienne de la Belle, Florenz

Um 1630

zwölf „spanische Fliegenwedel von Ebano". Vermutlich stammt der Faltfächer aus Japan und gelangte über China in den Handel nach Europa, er soll in beiden Ländern uralt sein. Er gilt oder galt wenigstens dort noch vor einigen Jahrzehnten beiden Geschlechtern für unentbehrlich und war ein Massenartikel der Produktion; in Kanton kaufte man tausend gebrauchsfertige Fächer für 9 Francs. In Japan bediente sich das Militär einstmals eiserner Fächer, die beim Exerzieren wie Säbel verwendet wurden, die Soldaten salutierten auch mit ihnen. In Spanien, wohin sie vielleicht aus Portugal gekommen sind, machten sie sich genau so unentbehrlich, man wird noch jetzt auf der Pyrenäenhalbinsel keinem weiblichen Wesen ohne Fächer begegnen, die Kinder auf dem Arm spielen schon mit dem winzigen Klappfächerchen.

Neben der neumodischen, ebenso gefälligen wie zweckentsprechenden Form des Faltfächers behaupteten sich aber Wedel und Fahnen, vielleicht nur, weil sie mehr Gelegenheit zur Entfaltung von Luxus darboten. Erzherzogin Margarethe, eine Toch-

Fächer mit Rebus. Papierfächer — *gestochen von Etienne de la Belle, Florenz. Um 1630*

ter Kaiser Max' I., hinterließ 1530 mehrere Fächer von bunten Federn, darunter zwei besondere Prunkstücke, einer von Pfauenfedern, das Mittelstück war Goldstickerei auf karmoisin Seide, der andere von schwarzen mit Gold gestickten Federn. Königin Margarethe von Navarra, die erste Frau Heinrichs IV., die am französischen Hofe für alle Moden tonangebend war, bevorzugte, wie es scheint, ebenfalls den Wedel. Sie besaß 1583 einen solchen von weißen Federn, auf der einen Seite mit einem Spiegelchen verziert, umgeben von acht Rubinen en cabochon, auf der anderen Seite besetzt mit vier geschnittenen Kameen und einer Perle.

Der Triumph Davids.
Papierfächer

gestochen von
Nicolas Cochin, Paris

Um 1640

Solche Fächer konnten ein kleines Vermögen kosten. Margarethe schenkte ihrer Schwägerin Louise de Lorraine, der Gattin Heinrichs III., einen Fächer aus Perlmutter im Werte von 1200 Talern (nach dem Vorkriegswerte des Geldes etwa 20 000 Taler). So war auch der Wedel beschaffen, den Brantôme in den Händen der Königin Eleonore, Gemahlin Franz' I., sah, er trug ebenfalls einen Spiegel und war mit Edelsteinen von großem Wert besetzt.

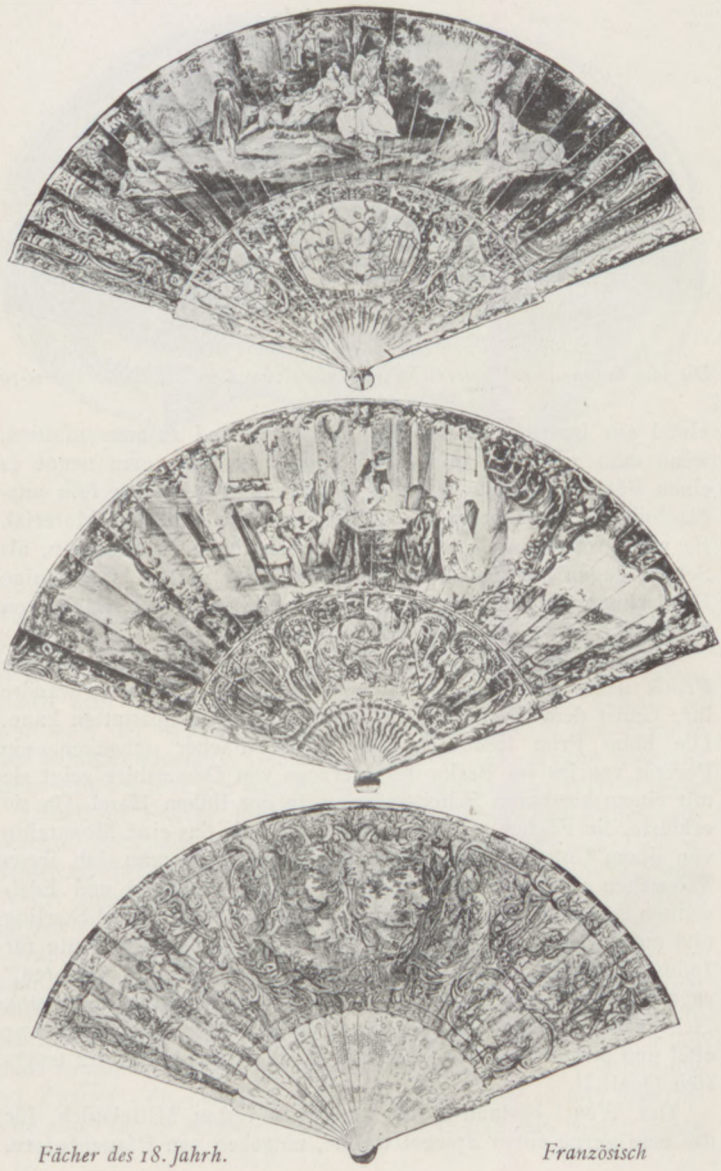
Auch die Fächer, die Katharina von Medici aus Italien mitbrachte, bestanden aus runden Scheiben, umgeben von Federn. Während ihres langen Lebens vollzog sich der Umschwung vom Wedel zum Faltfächer, denn nach ihrem 1589 erfolgten Tode fanden sich im Nachlaß fünf Fächer von Leder „à la façon du Levant", wobei man wohl an nichts anderes als Faltfächer denken kann. Der Sohn Katharinas, König Heinrich III., hat diesen Modewechsel beschleunigt, denn dieser weibische Fürst liebte den Fächer außerordentlich und wirkte in diesem Sinne auch auf seine männliche Umgebung. Die Spottschrift, betitelt: „Die Insel der Zwitter", die den Hof des Monarchen schildert und die Toilette eines seiner Mignons, schreibt: „Man gab ihm in die rechte

Die vier Lebensalter. Papierfächer, gestochen von Abraham Bosse. Um 1650

Hand ein Instrument, das sich ausdehnte und zusammenfaltete, wenn man auch nur mit einem Finger drückte, man nennt es einen Fächer. Es war von Pergament außerordentlich fein ausgeschnitten, ringsherum in Spitzen von dem gleichen Material. Er war groß genug, um ihn als Sonnenschirm zu benützen, als Schutz gegen den Sonnenbrand und um der zarten Haut einige Erfrischung zuzufächeln." Die Fächer Heinrichs III. waren von Seide, und mit Gold- oder Silberspitzen besetzt.

Königin Elisabeth von England, die an ihrer Person den Prunk liebte und sich mit Juwelen förmlich pflasterte, wandte ihre Gunst dem Wedel zu, den man so prächtig ausstatten kann. Die hohe Frau ließ sich sehr gerne Fächer schenken, ein Porträt von ihr im Besitz des Herzogs von Devonshire zeigt sie mit einem kostbaren Scheibenfächer in der linken Hand. Da sie erklärte, ein Fächer sei das einzige Geschenk, das eine Monarchin von einem Untertan annehmen dürfe, so beeiferte man sich, ihren Wünschen zuvorzukommen. Da die Stiele von Gold und Edelsteinen gefertigt wurden, konnten sie leicht vierzig Pfund Sterling und mehr kosten. Solche Wertstücke waren eine gute Beute für Industrieritter. „Lady Brigitte hat ihren Fächer verloren," sagt Falstaff in den „Lustigen Weibern von Windsor" zu Pistol, „ich habe ihr gesagt, du hast ihn nicht gestohlen." Elisabeth war eitel und putzsüchtig, sie hinterließ dreißig Fächer von der teuersten Qualität.

Der Wedel bestand meist aus einem festen Mittelstück, für das man gerne einen Spiegel wählte, umgeben von Pfauenfedern.



Fächer des 18. Jahrh. *Französisch*

Rokokofächer *Coll. Somzée*

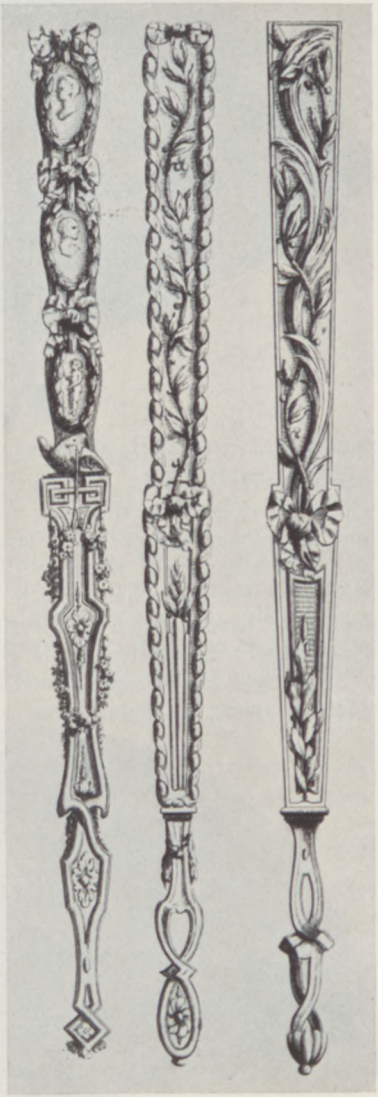
Fächerblatt, gemalt von Boucher. Coll. Piogey

Als man von den bunten, aber flachen Federn zur Straußfeder überging, kam eine neue Form des Fächers auf wie ein Bukett. Die gekrausten langen Federn sind wie ein Strauß zusammengebunden und an einem langen Griff befestigt, der aus Gold, Silber, Elfenbein bestand und manchmal mit Diamanten besetzt war. 1580 fand sich im Nachlaß des Markgrafen von Burgau ein „goldener Stiel zu einem Windmacher" im Schätzungswert von 42 Kronen. Diese Sorte Fächer stammt aus Italien, wahrscheinlich aus Venedig, denn die frühesten Bilder, die ihn zeigen, sind alle von der Hand venezianischer Künstler und stellen venezianische Damen dar. Paris Bordone gibt ihn seiner stolzen schönen Violante in die Hand, Tizians Tochter Lavinia Sarcinelli ist auf den Porträts als Frau stets mit mächtigen Straußfedernbuketts ausgerüstet, die Modebilder von Boissard, Franco u. a. lassen Venezianerinnen gern mit diesem Federwedel auftreten.

Man darf ohne weiteres annehmen, daß es sich dabei um eine kostspielige Mode handelte, die man auf der anderen Seite der Alpen gern befolgte. Königin Anna von England, Frau Jakobs I., hatte einen solchen Wedel, der aus drei sehr langen Straußfedern bestand. Der Fahnenfächer ist im Laufe des 16. Jahrhunderts verschwunden. Wie er aus Italien stammte, so hat er sich dort auch am längsten behauptet. Die „Ventarola" blieb ein Luxusgegenstand, der außerhalb Italiens anscheinend keinen Beifall gefunden hat, in Venedig selbst, wo sie zuerst auftaucht, war sie schließlich nur noch als ein Zubehör der Brauttoilette geschätzt. Als Tizian Lavinia als Braut malte, hat er das Fähn-

chen nicht vergessen. Zu venezianischen Bräuten gehört auch im Trachtenbuch von Cesare Vecellio die Ventarola. Das Blatt war aus Stoff, abgesteift und beweglich an den Schaft geheftet, man sieht auf Bildern gestickte und gemalte Exemplare. Im Bayerischen Nationalmuseum befindet sich ein Fahnenfächer aus jener Zeit, dessen Blatt aus einem äußerst feinen Geflecht von Stroh in zwei Farben besteht, während der zierliche Stiel aus Elfenbein mit Streifen von Ebenholz eingelegt ist. Bei einem venezianischen Fahnenfächer in der Großherzogl. Kunstkammer in Karlsruhe ist das Ornament durch Pergamentausschnitte hergestellt, die auf einen Gittergrund von Elfenbein aufgelegt sind.

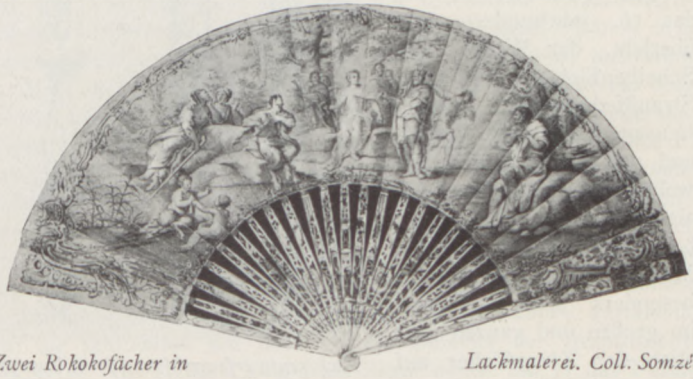
Der Fahnenfächer hat das 16. Jahrhundert nicht überlebt, der Wedel oder Scheibenfächer wie der Straußfederbusch wenigstens nur kurze Zeit. Rubens und van Dyck kennen ihn wohl noch auf manchen Bildnissen, und dann sind es, wie bei Helene Fourment oder Marie Luise de Tassis, ganz besonders schöne Stücke, im großen und ganzen aber blieb der Klappfächer auf



Fächerentwürfe von Maria, Paris. Um 1760

der ganzen Linie siegreich. Nach dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts herrscht er allein. Im 16. Jahrhundert taucht er auf. Man sieht ihn erstmals in der Hand spanischer Infantinnen und vornehmer Damen, wie Claudio Coëllo, Pantoja de la Cruz und andere spanische Künstler sie gemalt haben, aber auf dieser Seite der Pyrenäen hat er sich nur langsam eingebürgert und muß wohl hauptsächlich als Geschenk an die mit den spanischen Habsburgern verwandten Höfe gekommen sein.

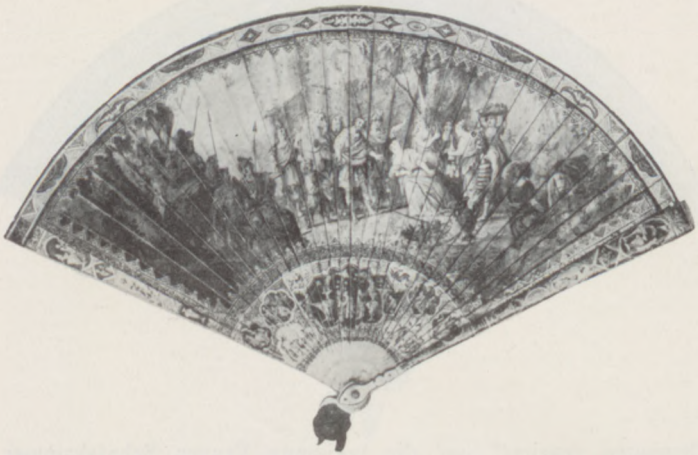
So zeigte Erzherzogin Claudia von Tirol Philipp Hainhofer 1628 in Innsbruck unter ihren Kleinodien einen „Ventulin mit



Zwei Rokokofächer in Lackmalerei. Coll. Somzée

Demanten verziert“ und die berühmte Prager Schatzkammer, deren Bestände noch von Kaiser Rudolf II. herrührten, bewahrte 1635 einen „Ventolo von Helfenbain“. Als er später nach Wien abgeliefert werden sollte, stellte sich heraus, daß Graf Königsmarck ihn wertvoll genug gefunden hatte, um ihn nach Schweden mitzunehmen. Spanische Lederfächer waren auch aus dem Grunde beliebt, weil sie stark parfümiert waren, und da man damals auf Reinlichkeit gar keinen Wert legte, so bedurfte man aufdringlicher Wohlgerüche, um den Gestank, den man überall

Zwei Rokokofächer in Lackmalerei. Coll. Somzée



mit hinnahm, zu verbergen. Von Anna von Österreich, der Mutter Ludwig XIV., die eine Infantin von Spanien war, berichtet die Prinzessin von Montpensier einmal: „Obgleich die Königin-Mutter immer einen Fächer von peau d'Espagne in der Hand hielt, roch man ihre Wunde."

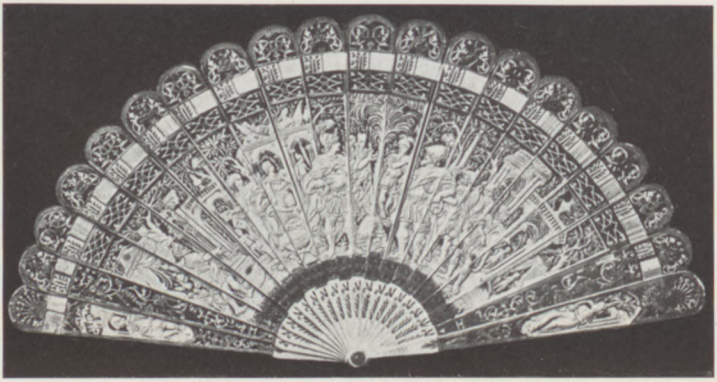
Auf populären Bilderbogen, auf Darstellungen von Mode und Sitte wird der Fächer von der Mitte des 17. Jahrhunderts an sehr häufig. Um 1640 hat Abraham Bosse die Auslagen der Modeläden gezeichnet, die im Palais de Justice in Paris ihre Verkaufsstände hatten, man sieht viele Fächer und ausnahmslos solche zum Aufklappen. Die etwa gleichzeitigen Radierungen

Zwei Rokokofächer in Lackmalerei. Coll. Somzée

Verherrlichung König Friedrich Wilhelm II.
Papierfächer, radiert von D. Chodowiecki. 1787

von Wenzel Hollar, die er den Moden und Trachten englischer Damen gewidmet hat, zeigen die Klappfächer schon ganz regelmäßig. Noch mehr ist das der Fall auf den Modebildern von Bonnard in Paris. Da gewahrt man ihn geschlossen, halb und ganz aufgeklappt, mitunter Modelle, die in Konstruktion und Verzierung ganz modern anmuten. In Ländern mit nicht ganz sicheren Verhältnissen, in denen die Dame sich vom Manne vielleicht mehr bedroht als geschützt fühlte, und oft gezwungen gewesen sein mag, für sich selbst einzustehen, konnte der Fächer zur Waffe werden. In der Sammlung Rolas du Rosey befand sich ein Fächer von Elfenbein, verziert mit dem Monogramm und Wappen des Fürsten Stanislaus Radziwill. Er war nicht zu öffnen, sondern bildete nur die Scheide einer Dolchklinge, deren Griff die Fächerattrappe bildete.

Erst mit dem 18. Jahrhundert beginnt aber die eigentliche Ära des Fächers, der von nun an nur noch in den seltensten Ausnahmefällen kein Klappfächer mehr ist. Wenn die Frau im Rokoko herrschte, wie man wohl gesagt hat, so war der Fächer ihr Zepter, sie wird unzertrennlich von ihm. „Eine Dame ohne Fächer", schrieb Addison, „gleicht einem Herrn ohne Degen", und man muß wissen, daß in jener Zeit ein Kavalier ohne Degen eine unmögliche Erscheinung gewesen wäre. Alle handhabten den Fächer, die hochstehenden Damen wie die Frauen der niederen Kreise, aber sagt Frau von Staël, „am Fächerspiel unterscheidet man die vornehme Dame von der anderen. Auch die reizendste



Fächer der Königin Marie Antoniette. Coll. Thiac

und eleganteste Frau, die mit dem Fächer nicht umgehen kann, wirkt komisch." Sie verstand es selbst nicht, aber sie war auch weder elegant noch reizend, sondern bloß geistreich. Sie benützte nie den Fächer, sondern hielt einen Zweig in Händen, mit dem sie spielte und den sie zerpflückte.

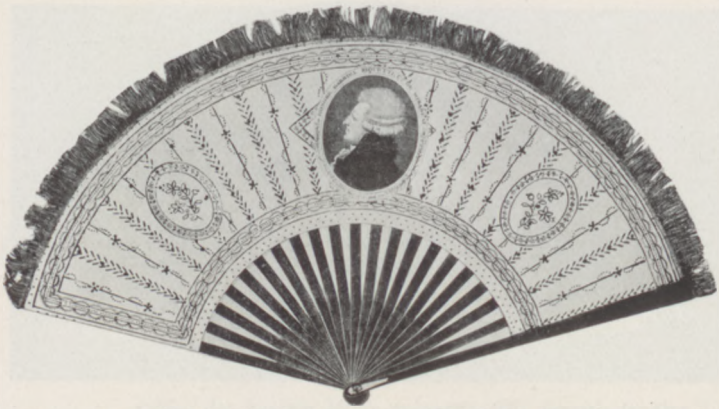
Der allgemein gewordene Gebrauch des Fächers sichert ihm in Sitten und Gewohnheiten einen festen Platz. In Frankreich bürgerte sich in der besseren Gesellschaft der Stil ein, daß die Braut an ihrem Hochzeitstage allen eingeladenen Damen einen Arbeitsbeutel und einen Fächer zu überreichen hatte. Es war ein Geschenk, um das selbst die Prinzessinnen nicht herumkamen. In ihrer „Corbeille" fanden sie die Gegenstände, die sie in vorgeschriebener Weise nach Rang und Stand gewissenhaft zu verteilen hatten. Die 35 Fächer, die Maria Leczinska am 5. September 1725 bei ihrer Trauung mit Ludwig XV. empfing, hatten 3627 Francs gekostet. Zwanzig Jahre später erhielt ihre Schwiegertochter, die Dauphine von Spanien, zu diesem Zweck 36 Fächer im Preise von 3800 Francs und 1747 die Dauphine von Sachsen 37 Fächer von Elfenbein, Perlmutter oder Holz, die im Wert zwischen 27 und 500 Francs schwankten.

Infantin Isabella von Parma, die 1760 den späteren Kaiser Joseph II. heiratete, bekam 24 Elfenbeinfächer zum Verteilen an die Damen. Die Exemplare, die für die hohen Bräute persönlich bestimmt waren, zeichneten sich vor den anderen noch durch

Apotheose Friedrichs des Großen.
Papierfächer, radiert von D. Chodowiecki. 1787

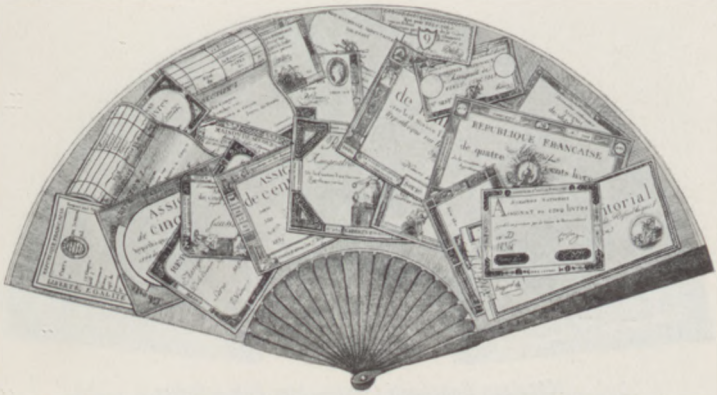
Kostbarkeit aus. Die Dauphine von Sachsen erhielt einen goldenen Fächer mit zwei großen Brillanten für 1960 Francs und hatte in ihrer Ausstattung schon einen Fächer von Amethyst mit Diamanten besetzt gefunden, sowie einen anderen von Perlmutter mit Brillanten, Rubinen und Smaragden besetzt. Der Fächer, der in der Corbeille Marie Antoinettes für sie gehörte, war mit Brillanten und Smaragden garniert. Ludwig XV. war ein verschwenderischer Vater, seine Tochter, die Herzogin von Parma, beschenkte er zur Taufe ihres Sohnes mit einem Fächer von Perlmutter, geschnitzt, vergoldet und mit Brillanten besetzt, ein Stück, das der Hofjuwelier mit 17 500 Francs berechnete. Dagegen nimmt es sich freilich geradezu lächerlich bescheiden aus, wenn Gotzkowsky in Berlin 1752 dem König zu Geschenkzwecken einen Fächer liefert, „extra fein" für 170 Taler. Man war an den Höfen mit der Verteilung von Fächern zwar ziemlich verschwenderisch, legte den Damen aber andererseits große Zurückhaltung im Gebrauch derselben auf. In Versailles verbot die Etikette, in Gegenwart der Königin den Fächer zu öffnen, sie durften ihn höchstens als Tablett benützen, um der Monarchin etwas zu überreichen. Der Baronin Oberkirch passierte dabei das Mißgeschick, daß ihr Fächer zerbrach, als sie Marie Antoinette, die kurzsichtig war, ihr Armband in der Nähe zeigen wollte.

Nicht nur die vornehme Dame, auch die Frau der niederen und mittleren Stände trennte sich nicht gern von ihrem Fächer. Man behauptet, Charlotte Corday habe bei ihrem Attentat auf Marat ihren Fächer keinen Augenblick aus der Hand gelegt.



Bedruckter Papierfächer. Mirabeau

Schließlich haben sich die Ärzte gedrungen gefühlt, vor dem Mißbrauch des Fächers als gesundheitsschädlich warnen zu müssen. Es liest sich sehr ergötzlich, was ein Doktor im Neuen Hamburger Magazin 1774 darüber zu sagen weiß. Er schreibt, ist aber vorsichtig genug, seinen Namen nicht zu nennen, wie folgt: „Die Fächer, diese schön gemalten Zierden schöner Hände, sind öfters nichts anderes als scharfe Messer in den Händen unvorsichtiger Kinder. Der ‚Zuschauer', welcher die militärischen Übungen des Frauenzimmers mit diesen Instrumenten in eine sehr gute Ordnung gebracht hat und alle Schönen, die sich nach seinen Vorschriften richten, mögen mir's verzeihen, wenn ich, so lange ich als Arzt spreche, gebiete und das von Rechts wegen gebiete, diese schädlichen Werkzeuge zu Hause zu lassen oder sich derselben künftig behutsamer zu bedienen. Es ist ausgemacht, daß nichts gefährlicher sei als bei erhitztem Leibe einen besonderen Teil desselben geschwinde zu erkälten. Durch den Fächer geschieht diese unerkannte Sünde wider die Gesundheitsregeln alle Tage, den ganzen Sommer hindurch. Wie oft hat ein solches Verfahren hitzige Fieber, Entzündungen, Raserei und den Tod selbst nach sich gezogen? Es kann auch kleinere Übel nach sich ziehen, welche allemal beschwerlich genug sind. Kopfschmerzen, Husten, Flüsse, Stockungen und Entzündungen, welche das Frauenzimmer in den schönsten Sommertagen oft von einer Spazierfahrt oder Visite mit nach Hause bringt, sind vielleicht öfter vom Gebrauch



Assignaten der französischen Republik. Bedruckter Papierfächer

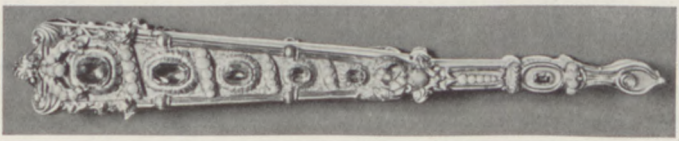
des Fächers, als allen den Ursachen, denen sie gemeiniglich zugeschrieben werden, hergekommen." Dieser ärztliche Appell ist ebenso ungehört verhallt, wie das Anathema, das damals die Schnürbrüste traf.

Die allgemeine Verbreitung des Fächers in allen Schichten der Gesellschaft hat im 18. Jahrhundert eine Industrie hervorgerufen, die einen großen Reichtum der verschiedensten technischen Prozesse an die Fabrikation dieses Luxusartikels wandte. Für die Damen der großen Welt teuere Stücke; um 1720 gab es im Pariser Handel schon Exemplare für 300 bis 400 Francs regelmäßig zu kaufen. Sie konnten aus Perlmutter, Schildpatt, Elfenbein oder Horn bestehen, à jour gearbeitet, ausgesägt, geschnitzt, graviert, geschabt, mit Metallfolien unterlegt sein. Man vergoldete sie in verschiedener Tönung und verzierte die Stäbe mit Einlagen von Gold, Silber, Stahl, Metallflittern u. dgl. mehr. Erhielt das Gestell einen Überzug, so wählte man dünnes Pergament, Seide oder sogenannte Schwanenhaut, die aber beileibe nicht diesem Vogel entstammt, sondern nur der Handelsname für die feinste Qualität Ziegenfell ist. Diese Blätter, welche die Form von Kreisausschnitten haben, hat man mit Vorliebe in Guasch oder Deckfarben bemalt und es gibt Fächer genug, die von der Hand der ersten Künstler herrühren. Selbstverständlich sind nicht alle Fächer, die mythologische, Schäferszenen und dem ähnliche Bildchen nach Motiven von

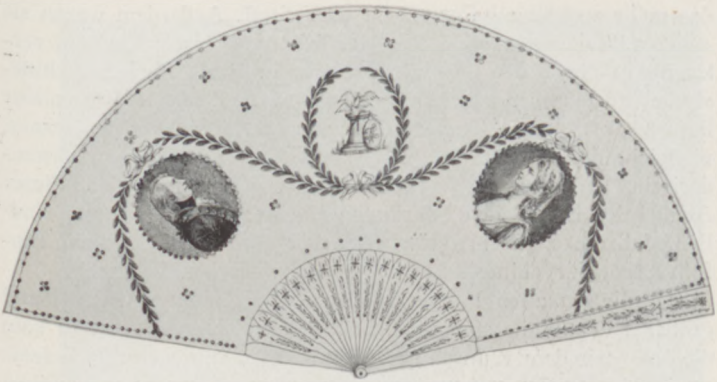
Napoleon Bonaparte. Bedruckter Papierfächer

Watteau, Boucher, Lancret u. a. aufweisen, auch von diesen Meistern gemalt worden, auch dann nicht, wenn die Antiquitätenhändler und die Sammler es zu glauben vorgeben.

Die Fächermalerei erlaubte vielen Existenzen, auch wenn sie nur eben notdürftig mit Pinsel und Aquarellfarben umgehen konnten, sich über Wasser zu halten. Als Favart, der Ehemann der berühmten Soubrette, sich auf der Flucht vor dem Marschall von Sachsen befand, der seiner Frau nachstellte und ihm mit dem Tode drohte, lebte er ein Jahr verborgen in Straßburg und verdiente seinen Lebensunterhalt mit Fächermalen. Scharfsinn und Witz, Neckerei, Galanterie und Huldigung sind am Fächer erprobt worden. Die schöne Besitzerin konnte ihr Gesicht mit ihm verbergen, aber kleine Fensterchen, sogar von Brillenglas, erlaubten ihr, trotzdem durchzusehen. Es gab Vexierfächer, die verschiedene Bilder zeigten, je nachdem man sie nach rechts oder links öffnete, Fächer mit Uhren im Knauf, solche zum Zusammenbiegen, andere, die man nicht öffnen konnte, außer man



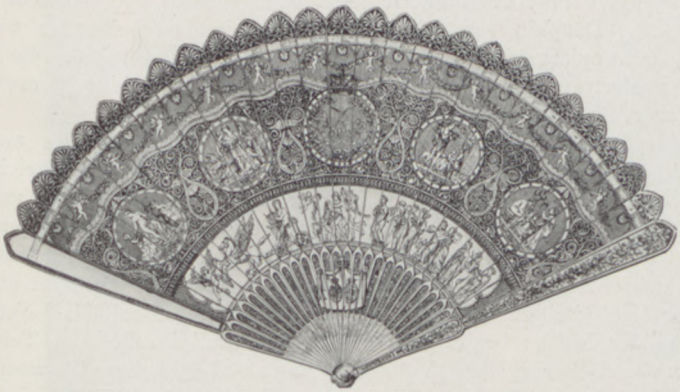
Fächer der Königin Elisabeth von Preußen mit Saphiren, Perlen und Brillanten. Besitz des Hohenzollernhauses



König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise von Preußen.
Bedruckter Papierfächer

setzte eine besondere Feder in Tätigkeit, Tanzmeistergeigen, aus denen sich ein Radfächer entwickelte und noch viele ähnliche Spielereien mehr.

Um der großen Nachfrage zu genügen, importierte man die chinesischen Fächer als Massenartikel. Sie waren sehr widerstandsfähig, weil ihr Deckblatt aus Papier von Bastfaser besteht,



Fächer, in Elfenbein geschnitzt von M. Schwartz in Kopenhagen
nach Motiven von Thorwaldsen.
Hochzeitsgeschenk der Damen Kopenhagens an die Prinzessin von Wales. 1864

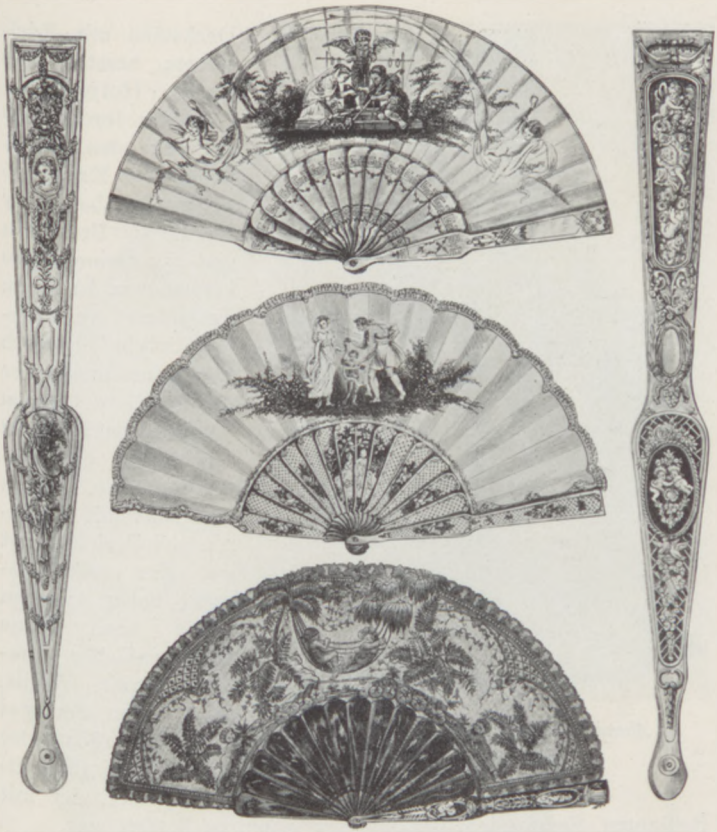
das mehr aushält als Pergament oder Stoff. Außerdem waren sie sehr wohlfeil. Lazare Duvaux, der bekannte Geschäftsmann, verkaufte in der Mitte des Jahrhunderts in Paris fünfzehn chinesische Fächer für 18 Francs. Der Marquise von Pompadour lieferte er 1752 ein Dutzend Fächer aus Nankin für 72 Francs, vielleicht der billigste Einkauf, den die schöne und verschwenderische Frau jemals getätigt hat. Die Konkurrenz, die dieser Artikel den heimischen Fabrikaten machte, war doch so empfindlich, daß die englischen Fächermacher vom Parlament ein Einfuhrverbot für chinesische und indische Fächer forderten.

Da die gemalten Fächer, auch wenn sie nicht von der Hand großer Künstler herstammten, immer kostspielig blieben, so kam die Industrie dem Wunsch nach Bildfächern entgegen und lieferte sie in Kupferstich auf weißem oder farbigem Papier zu mäßigen Preisen. Sie ist den Tagesereignissen auf dem Fuß gefolgt, alles was immer das Publikum interessierte, ein Mann, ein Ereignis, eine Erfindung oder was die Damenwelt sonst in Spannung hielt, erschien alsbald auf den Papierfächern. In der Schreckenszeit war man erfinderisch und scharfsinnig, um seine Anschauungen nicht gar zu offen zur Schau zu tragen. Da gab es Fächer, die, wenn man sie auf eine gewisse Art und Weise öffnete, die bourbonische Lilie darstellten; andere mit dem Bild einer Trauerweide oder eines Korbes weißer Blumen, in deren Laubwerk sich die Profile des hingerichteten Königspaares und des armen kleinen Dauphin versteckten. Man sah ein Durcheinander von allem Papiergeld der glorreichen Republik und mitten darin das Porträt Ludwig XVI. und was der Anspielungen mehr waren.

1795 kam in Paris ein sogenannter Telegraphenfächer auf, dessen Besitzerin mit Hilfe eines auf der Innenseite verzeichneten Alphabets alle Wörter mit den in Metall gearbeiteten und über die Stäbe etwas hervorragenden Haken ausdrücken konnte.

Das Vergnügen, mit einer anderen Person in der Nachbarschaft eine stumme Unterredung halten zu können, erscheint uns ziemlich kindlich und umständlich, aber das Journal des Luxus und der Moden berichtet, der Italiener Badini solle dem Telegraphenfächer größere Vollkommenheit und schnellere Anwendbarkeit gegeben haben, so daß Robert Clarke, der größte Fächerhändler in London, auf die Erfindung ein Patent genommen und eine eigene Fächersprache darauf gegründet habe.

Künstlerfächer. Hergestellt zum Pressefest der Pensionsanstalt deutscher Journalisten in München. 1899



Fächer von Guérin Brecheux in Paris. Pariser Weltausstellung 1867.

Der Fächer hat in der Empirezeit nichts von seiner Beliebtheit eingebüßt, er veränderte nur sein Format, denn er wird sehr klein und in der Verzierung überwiegen die Gold- und Silberflitter die Malerei. Goethe brachte Mai 1800 seiner Christiane aus Karlsbad einen Fächer mit, für den er 2 Taler 2 Groschen bezahlt hatte. Napoleon schenkte der Kaiserin Marie Louise zur Hochzeit 1810 zwei Fächer, einen mit Brillanten, den anderen mit Brillanten und Smaragden garniert. Sie kosteten zusammen 9000 Francs. Bei so kostbaren Stücken wurden nur die beiden

Abendtoilette mit Federfächer 1885.
La Mode Artistique

Deckstäbe mit Edelsteinen besetzt. Die Berliner Hofjuweliere Gebrüder Jordan faßten 1823 den Brautfächer der Kronprinzessin Elisabeth, für den sie 300 Brillanten und 252 kleine Rosen verwandten. In ihrem Testament vermachte Königin Elisabeth dem Hausschmuck der Hohenzollern einen Saphirschmuck, zu dem auch ein Fächer gehörte, dessen Deckblatt mit Saphiren und Perlen belegt war. Zur großen Parure hoher Damen haben noch lange Edelsteinfächer gehört. Gräfin Wallis, geb. Gräfin Somogyi schenkte 1881 der Kaiserin Elisabeth einen Fächer, der mit Brillanten, Smaragden, Rubinen und Saphiren besetzt war.

Der Fächermode zu folgen, dürfte seine Schwierigkeiten haben, sie hat in der Verzierung weniger geschwankt als in den Größenverhältnissen, und es blieb am Ende Geschmacksache, ob eine Dame Federn bevorzugte oder Spitzen oder Malerei. Unter dem zweiten Kaiserreich hielten sie sich in mittlerer Größe, durften aber Lärm verursachen. Bismarck gab seiner Schwester 1857 den Auftrag, für seine Johanna einen Fächer zu kaufen, der vergoldet sein solle und sehr rasseln müsse. Zehn Taler dürfe sie dafür ausgeben. Auch die Künstler haben nicht aufgehört, dieses graziöse Spielzeug zu schmücken. Gavarni, der für die Kaiserin Eugenie einen Fächer gemalt hatte, hielt dieses für

Fächer von Eduard Grützner im Theater-Museum, München

Fächer mit Aquarell von Edmond Morin

seine beste Arbeit überhaupt. Eine Neuigkeit war der Autographenfächer, auf dem die Besitzerinnen Eintragungen berühmter Männer sammelten, seine Blüte fiel in die siebziger Jahre. Nur einmal hat die Mode den Versuch gemacht, die Herrenwelt für den Gebrauch des Fächers zu interessieren, aber dies Unternehmen, das in Paris 1828 begonnen wurde, fiel ins Wasser. Der Mann ist zu plump, um mit diesem artigen Utensil der Koketterie umgehen zu können, viele auf Bällen von den Herren zerbrochene Fächer könnten davon erzählen.

Einmal hat im 19. Jahrhundert der Fächer eine historische Rolle gespielt, das war, als der Dey von Algier sich 1827 hinreißen ließ, bei einer Audienz dem französischen Konsul Deval seinen Fächer um die Ohren zu schlagen. Frankreich, das einen solchen Affront nicht auf sich sitzen lassen konnte, antwortete mit der Eroberung und Besitznahme von Algier. Einstweilen gehört der Fächer der Geschichte an, er ist aus der Tagesmode verschwunden. Die Frau hat sich vermännlicht und Anmut und Grazie in den Bann getan. Was soll ihr da ein Spielzeug, die Zigarette ist ihr lieber. Dieser Gesichtspunkt erklärt die vielen Fächer-Ausstellungen, von denen, solange dieser kleine Apparat noch gebraucht wurde, nicht die Rede war. Die erste in großem Maßstabe veranstaltete 1870 das South-Kensington-Museum in London, unterstützt von der Königin und vom hohen Adel. 1884

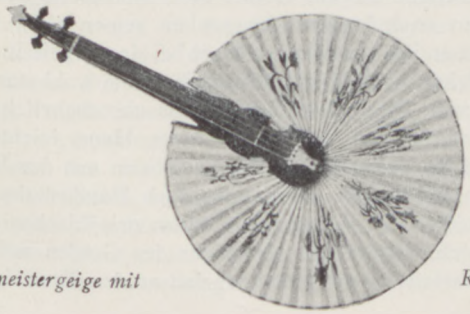
folgte Mailand, 1891 Karlsruhe. Sie spiegelten die Eleganz einer Zeit, die schon lange nicht mehr die ihre war.

Gute Fächerbilder in des Verfassers „Mode".

Band II. Die Mode im 16. Jahrhundert.
Seite 43. Bordone. Violante. Straußfeder-Scheibenfächer.
„ 45. Parmegianino. Dame. Straußfeder-Scheibenfächer.
„ 137. Tizian. Lavinia Sarcinelli. Fahnenfächer.
„ 147. Unbekannt. Königin Elisabeth. Straußfeder-Scheibenfächer.
„ 189. Boissard. Modebild. Fahnen- und Straußfeder-Scheibenfächer.
„ 227. Pantoja de la Cruz. Dame. Geschlossener Klappfächer.
„ 231. — Infantin Isabella. Geschlossener Klappfächer.
„ 232. Rubens. Infantin Isabella. Klappfächer geöffnet.
„ 243. Franco. Venezianerin. Straußfederbusch.

Band III. Die Mode im 17. Jahrhundert. 3. Aufl.
Seite 26. Pourbus. Prinzessin Elisabeth. Klappfächer.
„ 47. Spottblatt. Straußenfeder-Scheibenfächer.
„ 80. Savery. Französin. Klappfächer.
„ 87. Boße. Putzladen. Klappfächer.
Tafel 21. Van Dyck. Maria Louise de Tassis. Federbusch.
Seite 172. Bonnard. Modebild. Klappfächer.
„ 177. Leclerc. Modebild. Klappfächer.

Band IV. Die Mode im 18. Jahrhundert. 3. Aufl.
Tafel 8. Tiepolo. Fresken. Klappfächer.
Seite 163. Moreau. Dame du palais. Klappfächer.
„ 199. Roslin. Elisabeth Christine. Klappfächer.



Tanzmeistergeige mit Radfächer. 18. Jahrh.

Handschuhe von Leder.
14. Jahrh.
Wahrscheinlich von Kaiser
Karl IV. stammend

Der Handschuh

Schon in sehr früher Zeit muß das Bedürfnis nach einem Schutz der Hand zur Erfindung des Handschuhs geführt haben. Anscheinend sind solche von Pelz die ältesten, machte doch schon Rebekka ihrem Sohne Jakob Handschuhe von Fell. Den Griechen sind sie wohl aus dem Orient zugekommen, Xenophon bemerkt in seiner Cyropädie als Merkwürdigkeit, daß die Perser im Winter Handschuhe trügen. Homer sind sie bereits bekannt, denn als Odysseus nach langer Abwesenheit seinen alten Vater wiedersieht, findet er ihn mit Handschuhen bei der Arbeit im Garten. Für die Tätigkeit in Feld und Flur müssen sie wohl stark gebraucht worden sein. Plinius erwähnt sie als unentbehrlich beim Ernten von Spartgras, das die ungeschützte Hand leicht verletzen konnte und da Varro empfiehlt, die Oliven mit der bloßen Hand zu pflücken, müssen im allgemeinen doch Handschuhe dazu angelegt worden sein. Von Anaxarchos, einem griechischen Feinschmecker, der sich im Gefolge Alexander des Großen auf dem Zug nach Asien befand, wird gemeldet, daß er den Brotteig von

Italienische Dame mit Stulphandschuhen. Um 1400
Nach einer Miniatur in der Bibliothek Barberini in Rom

seinen Sklaven mit Handschuhen kneten ließ. Geschmacksache! Im übrigen bedienten sich Griechen und Römer, die ja mit den Fingern aßen und in die Schüsseln langten, der Handschuhe beim Essen, um sich die Hand weder zu beschmutzen noch zu verbrennen. Die römischen Pankratiasten, die Faustkämpfer im Zirkus, trugen eisenbewehrte Handschuhe, um sich Nasen und Ohren zu zerschlagen.

Wenn der Handschuh beim Zusammenbruch der antiken Kultur übrigblieb, so dankte er das dem Klerus, der ihn in seine liturgischen Funktionen hinübernahm. Der Geistliche legte bei der Messe Handschuhe an, um das Opfer mit reinen und keuschen Händen darzubringen. Bei der Bischofsweihe wurde ihm

ein Ring, ein Stab und ein Paar Handschuhe überreicht. Der Ring als ein Zeichen, daß die Braut Christi ihm anvertraut werde, der Stab des Hirten, um seine Herde zu weiden, die Handschuhe, um sein Amt mit reinen Händen zu verrichten. So ging der Handschuh als ein ganz wesentlicher Bestandteil der geistlichen Kleidung in den bischöflichen Ornat über und es wurde mit Eifersucht darüber gewacht, daß der niedere Klerus sich ihrer nicht bedienen dürfe, das Konzil von Poitiers verbot sie ganz ausdrücklich sogar den Äbten. Angefertigt wurden sie aus Seide und auf dem Handrücken reich verziert, gewöhnlich mit einem Kreuz in Goldstickerei, oder mit dem Lamm oder einem anderen christlichen Symbol. Die Handschuhe des Bischofs William von Wykeham, die das New College in Oxford bewahrt, sind von roter Seide und tragen in Gold gestickt das Monogramm IHS in einer Glorie. Nach Durandus sollten die Handschuhe weiß sein, Papst Bonifaz VIII. trug solche aus weißer Seide, prächtig gestickt und mit Perlen besetzt, aber es kommen auch violette und grüne vor und im Beginn des 14. Jahrhunderts wurden rote und grün gestreifte der Geistlichkeit verboten. Der Luxus machte bei der bloßen Stickerei nicht halt. Richard Gravesend, der 1303 als Bischof von London starb, hinterließ Handschuhe, die außer der Goldstickerei auch noch mit Emaillen besetzt waren. Das Paar wurde damals auf £ 5 geschätzt, ein Preis von einer geradezu unwahrscheinlichen Höhe, er müßte wohl mit zwanzig multipliziert werden, um in Vorkriegswährung ausgedrückt werden zu können.

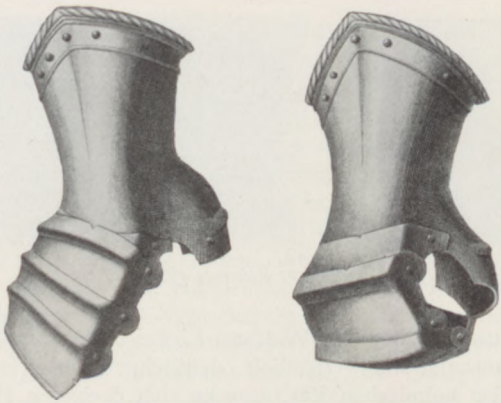
Im bischöflichen Ornat sind Handschuhe schon seit dem 6. Jahrhundert nachgewiesen, sie dürften zur gleichen Zeit auch von den Laien angenommen worden sein. Das angelsächsische Beowulfslied aus dem 7. Jahrhundert erzählt von dem Riesen Grendel, der Handschuhe umgehängt hatte, die mit zauberischer Kunst aus Drachenfellen angefertigt waren. Er benützte sie als Taschen. In Deutschland und Skandinavien reicht die Überlieferung bis in das 8. Jahrhundert zurück, Handschuhe werden als Besitz und Schmuck hochstehender Personen häufig erwähnt. Das Rolandslied nennt sie z. B. wiederholt. Im 9. Jahrhundert ist schon davon die Rede, daß weißes Leder das passendste Material für die Handschuhe sei. Strittig bleibt nur, ob es sich um Fäustlinge oder um Fingerhandschuhe handelte. Wahrscheinlich hat man die Finger nicht vor dem 11. Jahr-

Männerhandschuhe, aus Rohseide gestrickt. 15. Jahrh.

hundert ausgearbeitet. Im Walthari-Lied ist die Anspielung auf den Fingerhandschuh ziemlich deutlich, denn Hagen gibt Walther den höhnischen Rat, er solle sich doch den Handschuh der rechten Hand, die er im Kampf verloren, mit Wolle ausstopfen lassen, um den Besitz dieses Gliedes vorzutäuschen.

Erst um die Wende vom 1. zum 2. Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung beginnen die Damen Handschuhe zu tragen, eine Neuerung, welche die provenzalische Poesie dem Ritter Iwein zuschreibt. Dazu werden die Damen wohl kaum eine männliche Hilfe bedurft haben. Diese Mode ist sicherlich sehr schnell allgemein geworden, denn Ulrich von Liechtenstein, der als Dame angezogen auf Turniere ritt, hielt seine Maskerade als „Frau Venus" ohne Handschuhe nicht für vollständig, und die Gesta Romanorum, eine populäre Legendensammlung, glaubt junge Mädchen warnen zu müssen, sie sollten sich hüten, nicht dem Teufel zu verfallen, wenn sie Handschuhe als Geschenk annähmen.

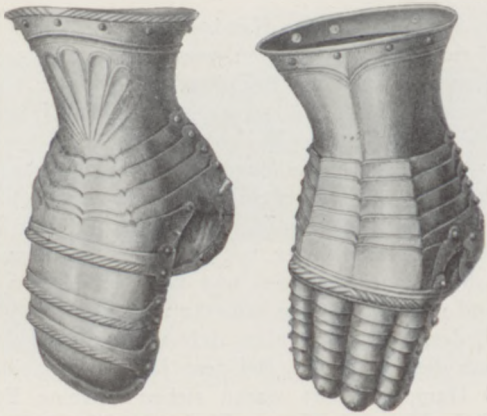
Man nähte sie aus Seide oder Leder und sie blieben lange eine große Kostbarkeit. Eine Gesellschaft deutscher Kaufleute, die zu Zeiten Königs Ethelreds II. (979—1016) nach England Handel trieb, hatte dem Monarchen als Abgabe für die Privilegien, die er ihr erteilte, fünf Paar Handschuhe abzuliefern. Daher waren sie auch von ziemlicher Seltenheit. Auf der berühmten Bayeux-Tapete, die in Stickerei den Zug des Herzogs von der Normandie nach England schildert, sind noch keine zu sehen. Wertstücke blieben sie auch aus dem Grunde, weil Könige und hohe Herren ihre Handschuhe mit Edelsteinen zu schmücken pflegten. Man erkennt derartige Handschuhe an den Grabstatuen englischer Könige und fand, als man 1774 das Grab Eduards I.



Eisenhandschuhe, zur vollständigen Rüstung gehörend. Anfang des 16. Jahrh.

in Winchester öffnete, ebenso wie in dem König Johanns in Worcester, dessen Sarg 1797 erhoben wurde, noch ihre mit Juwelen besetzten Handschuhe. Als König Richard Löwenherz bei der Rückkehr vom Kreuzzuge durch das Gebiet des ihm feindlichen Herzogs von Österreich reiste und allen Grund hatte, unerkannt zu bleiben, war er unvorsichtig genug, seine kostbaren Handschuhe nicht abzulegen. An ihnen wurde er erkannt und gefangengenommen.

Zu den Kleinodien des einstigen Heiligen Römischen Reiches, die bei der Krönung dem Kaiser angetan wurden, gehörten auch Handschuhe. Sie sind außen und innen von rotem Purpurstoff, der mit Laubornamenten in Goldstickerei bedeckt ist. Der freie Raum dazwischen ist mit Lothperlen ausgenäht. Außerdem tragen sie noch große Perlen, Edelsteine und Zierstücke in Email. Wahrscheinlich sind sie durch sarazenische Hofsticker in Palermo am Anfang des 13. Jahrhunderts für einen der Hohenstaufenkaiser hergestellt worden. Sie befinden sich heute in Wien. Ein ähnliches, aber einfacheres Paar ist am Ende des 18. Jahrhunderts, als diese Reliquien von Nürnberg vor den Franzosen nach Wien gerettet wurden, verlorengegangen. Diese Handschuhe waren aus einem Stück Hundsleder und mittels einer sogenannten englischen Naht in roter Seide zusammengehalten. Unten befand sich eine schmale Einfassung von violetter Seide,



Eisenhandschuhe, zur vollständigen Rüstung gehörend. Anfang des 16. Jahrh.

auf welcher mit Wasserperlen einfache Laubornamente eingestickt waren. Man nimmt an, daß dieses Paar aus dem 13. Jahrhundert herrührte.

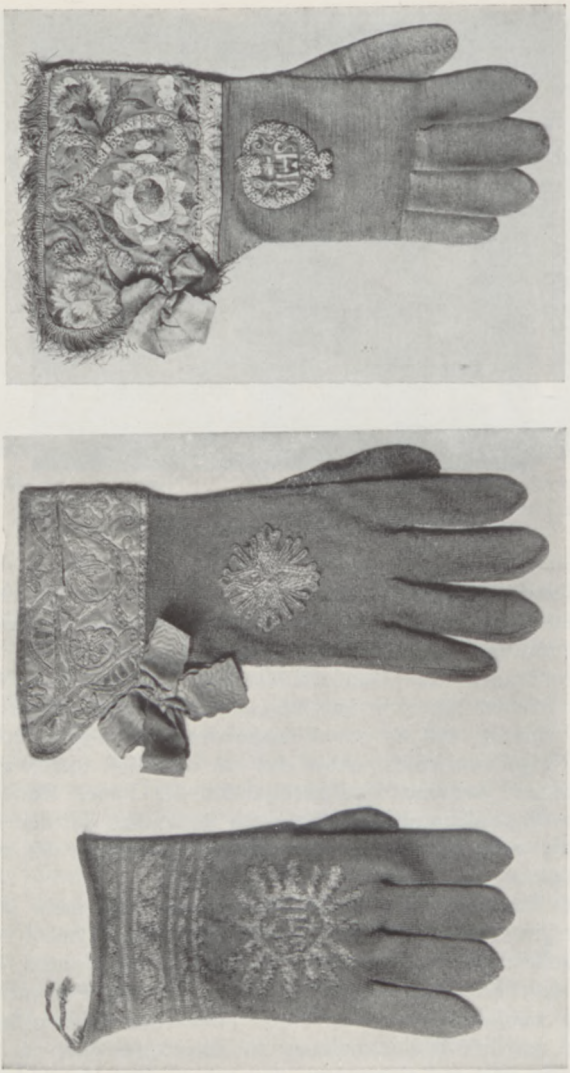
An diesem alten Stil einer überreich zu nennenden Ausstattung hat man, wenn es sich um Zeremonienkleider handelte, auch noch festgehalten, als man solche Handschuhe für gewöhnlich nicht mehr trug. Im Nachlaß Ulrichs von Freundsberg, Bischofs von Trient, fanden sich 1493 ein Paar Handschuhe mit Perlen und Edelsteinen bestickt, ein anderes Paar mit dem Namenszug und Wappen des Kirchenfürsten in Gold gestickt. 1563 lieferte Gil Sanchez de Bazan dem spanischen Krontresor verschiedene Gegenstände aus dem kaiserlichen Hausornat ab, die Karl V. ihm zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Darunter fanden sich Handschuhe aus Goldstoff in roter Seide gemustert, die mit 666 vollrunden Perlen besetzt waren, die Zahlperlen ungerechnet. Zu den Regalien der englischen Krone, die im Jahr 1642 mit Beschlag belegt und 1649 zerstört wurden, haben ebenfalls Handschuhe von Goldbrokat gehört, als deren erster Besitzer Eduard der Bekenner angesehen wurde.

Im 13. Jahrhundert ist der Handschuh bereits ein selbstverständlicher Bestandteil der Garderobe beider Geschlechter und die Mode beginnt sich seiner zu bemächtigen. Vornehme junge

Normannen z. B. trugen ihre Handschuhe von solcher Weite und Länge, daß sie nichts tun konnten, wenn sie sie angezogen hatten. In der Form überwog der Stulphandschuh, doch kommen auf Grabsteinen adliger Damen schon 1365 auch Halbhandschuhe vor. Das Material war meist Leder, auf einer 1352 für den Dauphin ausgestellten Rechnung sind Handschuhe von Ziegen-, Hasen-, Hirschleder genannt. Mit Knöpfen trieb man überflüssigen Luxus, im selben Jahr 1352 spezifiziert eine Rechnung: Handschuhe von Hundsleder mit Ziegenleder überzogen, zwei Paar mit 48 goldenen Knöpfen und vier Bündchen von Perlen. Für die Jagd mit dem Falken bediente man sich der Handschuhe von Büffelleder, von denen aber stets nur ein Stück nötig war, das, auf dem der Vogel saß. Bei dem Jagdgerät Heinrich VIII. in Schloß Hampton-Court waren sieben einzelne Falkenhandschuhe. König Heinrich II. von England machte man zum Vorwurf, daß er nur bei der Jagd mit dem Falken Handschuhe anlege und sonst nie.

Seit der Verbrauch an Handschuhen größer wurde, konnte man sie wohl nicht mehr im Hause herstellen, es entsteht ein Gewerbe, das sich in Schottland bereits im Jahre 1165 zu einer Innung in Perth zusammenschloß. Die erste französische Innung stammt aus dem Jahre 1190. Die Handschuhmacher hatten ihren Beruf noch nicht lange ausgeübt, als sie anfingen, mindere Ware herzustellen und den Kunden für bessere Qualität zu verkaufen, Johannes de Garlandia spricht diese Beschuldigung schon um 1220 ganz offen aus und sagt, die Handschuhmacher benutzten ohne Auswahl alle Felle, die ihnen vorkämen. Erst die handwerksmäßige Fabrikation erlaubt die Verschwendung. Am französischen Hofe verbrauchten in einem Jahr, von 1386 zu 87, der König Karl VI. 251 Paar Handschuhe, die Königin Isabeau de Bavière 35 Paar, und des Königs Bruder, der Herzog der Touraine, 80 Paar. Um diese Zeit hatte man schon aufgehört, sie mit Juwelen zu besetzen. König Heinrich II. von England besaß noch 2 Paar mit Edelsteinen geschmückter Handschuhe, während Eduard IV. in seiner Garderobe 18 Paar einfache hatte. Die Ringe trug man entweder gleich über dem Handschuh oder man hat sie an den Stellen, wo die Ringe saßen, aufgeschlitzt.

Der Ritter, war er einmal von Kopf zu Fuß gerüstet, konnte dazu Handschuhe nicht entbehren. Er legte im Panzer Fäustlinge an, die auf der Handfläche mit eisernen Ringen oder Streifen



Pontifikalhandschuhe. Gewirkt und gestrickt. 16. Jahrh.
München, Nationalmuseum

Weiße Handschuhe.
16. Jahrh. Zeit der Königin Elisabeth von England

von Eisenblech benäht waren, nur der Daumen war herausgearbeitet. Am Ende des 13. Jahrhunderts hat man die Rüstungshandschuhe mit Fischbein abgesteift.

Das Tragen von Handschuhen galt als ein Vorrecht der oberen Stände, schon in karolingischen Zeiten wird der Bauer daran erinnert, daß er nur Fausthandschuhe tragen dürfe und keine Fingerhandschuhe. Aber das hat natürlich nichts genützt. Im Seifried Helbling wird gerügt, daß der Bauer Handschuhe aus Venedig anlege und Neidhart von Reuenthal, der den Bauern so wenig wohl will, sagt, sie trügen Handschuhe bis an den Ellenbogen.

Der Handschuh hat im Mittelalter aber weit mehr bedeutet als nur ein Objekt der Mode, er war ein Rechtssymbol von der größten Wichtigkeit. Man muß sich dabei daran erinnern, daß die Kunst des Schreibens selbst den höchststehenden Personen nicht geläufig war, sie sich also in vielen Fällen der Zeichen bedienen mußten, um ihre Willensmeinung zu bekräftigen oder zu beglaubigen. Ein solches Zeichen bzw. Symbol war der Handschuh. Bei den Franken, Alemannen, Longobarden und Sachsen wurde die Übergabe von Gütern, Immobilien überhaupt, dadurch getätigt, daß

Handschuh der Königin Maria Stuart

Handschuhe der Königin Elisabeth von England. Geschenk d. Universität Oxford

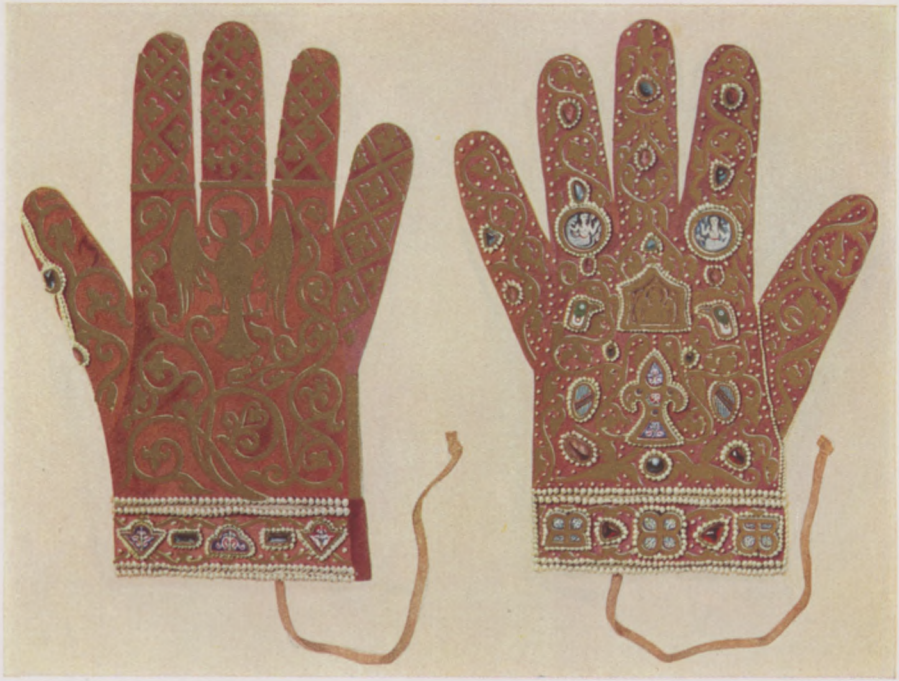
man dem Belehnten einen Handschuh überreichte. Die Übergabe eines Handschuhs bezeichnete auch die Verleihung einer Machtvollkommenheit von seiten eines Nächststehenden an einen Niederen, der Handschuh war das sichtbare Zeichen der Investitur. „Wo man neue Städte bauet," schreibt der Sachsenspiegel, „muß man da ein Creutze setzen auf den Markt, durch das man sehe, daß Weidfried da sei und man hanget auch des Königs Handschuh daran, daß man sehe, daß es des Königs Wille sei." Durch die Übersendung seines Handschuhs erteilte der Kaiser den Städten das Marktrecht. Der Handschuh war in diesen Fällen das Symbol eines unverbrüchlichen Versprechens und galt genau so viel, wie ein verbriefter und besiegelter Vertrag. Auf der anderen Seite war der Handschuh auch die Abgabe, die der Belehnte dem Lehensherrn zu liefern hatte. Wenn die Stadt Königsberg i. Pr. dem Herzog huldigte, so gab sie ihm einen linken Handschuh und 300 Pfennige. Das Kloster Arnsberg bei Gießen hatte die Pflicht, dem Landgrafen von Hessen Handschuhe zu überreichen. Sie bedeuteten da soviel wie ein Symbol der Untertänigkeit. Diese symbolische Handlungsweise hat sich im römischen Reich bis zu seinem Untergang behauptet. Goethe erzählt in Wahrheit und Dichtung, daß er mit dem Gefühl einer ge-

wissen Ehrfurcht sah, wie sein Großvater Textor sich der Handschuhe bediente, die von den abhängigen Gemeinden alljährlich der Stadt Frankfurt a. M. gegeben werden mußten. Wurde über einen Missetäter der Bann verhängt, so warf der König oder der Richter seinen Handschuh hin und erklärte den Verbrecher damit für außerhalb des Rechtes stehend und seiner Güter für verlustig. Fertigte der König in wichtigen Angelegenheiten einen Boten ab, so beglaubigte er ihn durch Überreichung eines Stabes, dem er seinen Handschuh hinzufügte.

Im ritterlichen Leben fiel dem Handschuh eine große Rolle zu. Wollte ein Ritter einen anderen herausfordern, so schlug er ihn mit seinem Handschuh, das war eine Beleidigung, die zu einem Kampf auf Leben und Tod führte. Konnte er nicht schlagen, so warf er seinen Handschuh hin als Herausforderung. Wurde ein Zweikampf verabredet, so gaben beide ihren Handschuh als Pfand, daß sie sich zur bestimmten Zeit auch einstellen würden. Auf dem Schafott stehend, warf Konradin von Hohenstaufen seinen Handschuh mitten unter die Zuschauer, damit er als Zeichen seiner Ansprüche und Rechte seinen Verwandten überbracht werde. Heinrich Truchseß von Waldburg hob ihn auf und brachte ihn König Peter von Aragonien, dem es dann auch gelang, sich Siziliens zu bemächtigen und sich 1282 in Palermo zum König krönen zu lassen.

Bei den Krönungen der Könige von England ist an der Zeremonie, einen Handschuh hinzuwerfen, als Herausforderung an jeden, der des Königs Recht bezweifelte, bis in das 19. Jahrhundert festgehalten worden. Bei der Krönung Georgs III. in der Westminster-Abtei soll der Handschuh aufgehoben und dem Prätendenten Karl Eduard Stuart überbracht worden sein. Aber er nahm sein Recht nicht in Anspruch. Zum letzten Mal ist der symbolische Akt bei der Krönung Georg IV. vollzogen worden. Als König Karl I. hingerichtet wurde, verschenkte er die Handschuhe, die er trug, und ebenso gaben Lady Jane Grey und Maria Stuart auf dem Schafott ihre Handschuhe als letzte Andenken fort. Benützte man Handschuhe zu einem Gottesurteil, so wurden solche von Eisen glühend gemacht und nach Einsegnung durch den Priester dem Probandus angelegt.

Dem Handschuh der Dame kam nicht ganz die Bedeutung zu wie dem des Ritters, ein gleichgültiger Gegenstand aber war auch er nicht. Schenkte eine Dame ihren Handschuh einem



Handschuhe vom Krönungsornat der deutschen Kaiser. 12. Jahrhundert. Kais. Schatzkammer, Wien

Zeremonienhandschuhe
König Ludwigs XIII. von Frankreich

Herrn, so war er das Symbol dafür, daß ihn der höchste und letzte Beweis ihrer Gunst erwarte. Als Donna Anna de Mendoza ihren Handschuh in den Löwenzwinger fallen ließ, es geschah bei einer Tierhetze am Hofe Juan III., Königs von Kastilien, setzte sie allerdings den Mut ihres Anbeters auf eine harte Probe. Aus den Balladen von Schiller und Robert Browning weiß man, daß die Angelegenheit für sie ziemlich beschämend ausging. „Und wirft ihr den Handschuh ins Gesicht, den Dank, Dame, begehr ich nicht." Für gewöhnlich begnügten sich ja auch die Schönen, ihren Verehrern den Handschuh unter milderen Bedingungen zu überlassen. Wie andere Objekte aus der Toilette ihrer Huldinnen, selbst das Hemd war davon nicht ausgeschlossen, trugen die Ritter dann bei Turnieren oder in der Schlacht den Handschuh ihrer Dame am Helm. Solche Huldigungen haben sich sogar noch ereignet, als die Zeiten der ritterlichen Frauenverehrung längst der Vergangenheit angehörten. Clifford Earl of Cumberland trug den Handschuh der jungfräulichen Königin Elisabeth von Diamanten umgeben an seinem Hut. Als Böhmen dem Winterkönig verlorengegangen war und er und seine Gemahlin heimatlos umherirrten, warf sich

Fürst Christian von Braunschweig zum Ritter seiner Kusine auf. Er befestigte einen ihrer Handschuhe an seinem Helm und schwor, er werde ihn ihr erst am Tage zurückgeben, an dem er mit ihr in Prag einziehe. Sie hat ihn also nie wiederbekommen.

Natürlich hat sich auch die Etikette um den Handschuh gekümmert. So gut wie um den Hut. So wenig wie man überall und bei jeder Gelegenheit mit bedecktem Haupt erscheinen durfte, so wenig war man unter allen Umständen berechtigt, Handschuhe anzuhaben. Der Sachsenspiegel sagt, daß Richter, wenn sie ihres Amtes walten, keine Handschuhe tragen dürfen. Auch vor dem König mußte man ohne Handschuhe erscheinen und fromme Leute legten sie auch beim Kirchenbesuch ab. Der tiefste Grad der Trauer fand ohne Handschuhe statt. Jemand die Hand im Handschuh geben, wäre eine unverzeihliche Unart gewesen. Führte ein Herr eine Dame, so mußte er Handschuhe anhaben, tanzte er mit ihr, mußte er sie ausziehen. Daß man zum Tanz die Handschuhe auszog, war eine besondere höfische Feinheit. Der Renner spottet über die Bauernburschen, die den vornehmen Herren das Handschuhtragen absehen, aber mit der Sitte dann so wenig Bescheid wissen, daß sie zum Tanze die Handschuhe anziehen.

Viele dieser Sitten haben in der Etikette der Höfe tiefe Wurzeln geschlagen. Etwas zu reichen oder zu nehmen mit Handschuhen an den Händen, wäre der gröbste Verstoß gewesen, dessen ein wohlerzogener Mensch sich hätte schuldig machen können. Als Philipp Hainhofer 1611 in München von der Herzogin von Bayern empfangen wird, zieht sie jedesmal die Handschuhe aus, was er nicht verfehlt, als einen Beweis ihrer Höflichkeit zu notieren. Vielleicht war das der Grund, daß die Herren im 15. Jahrhundert ihre Handschuhe meist in den Gürtel steckten, da waren sie wenigstens vor allen Verstößen sicher. Darf man den Bildern glauben, so trug man im 16. Jahrhundert die Handschuhe meist in der Hand, mehr wie einen Handschuh haben Herren und Damen, die sich porträtieren ließen, nur höchst selten an. Man glaubt auch zu sehen warum. Beide Geschlechter trugen Handschuhe von gleichem Schnitt und beide trugen sie anscheinend viel zu weit und groß. Nach den Gemälden zu urteilen, scheint der Sitz derselben alles zu wünschen übriggelassen zu haben. Darum zog Königin Elisabeth von England, die sehr eitel auf ihre schöne Hand war, bei Au-

Stulphandschuhe. 17. Jahrh.

dienzen, die sie erteilte, ihre Handschuhe beständig an und aus. Auch die Handschuhe, die in manchen englischen Sammlungen erhalten sind und Elisabeth oder ihrer Rivalin Maria Stuart zugeschrieben werden, sind von einem Kaliber, welchem die Größe der Hände ihrer schönen Trägerinnen sicher nicht entsprochen hat. Man sollte es wenigstens hoffen.

Hatte man in früherer Zeit nur die Handschuhe aus Leder oder Stoff gekannt, die genäht werden mußten, so kommt um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert der gewirkte Handschuh hinzu, dem der gestrickte auf dem Fuße folgt. Sie wurden in den Niederlanden fabriziert und man konnte sie von Seide haben. Wenn sie vor den genähten auch den Vorzug hatten, elastisch zu sein, so scheinen sie sich in der eleganten Welt nur geringer Beliebtheit erfreut zu haben. Man zog den Lederhandschuh vor, der in einer weiten und langen Stulpe endete. Diese wurde reich verziert. Die Handschuhe der Königin Elisabeth in der Bodleian library sind von weißem Leder mit Gold gestickt, die Maria Stuarts in Silber und bunter Seide gestickt. Horace Walpole besaß ein Paar Handschuhe König Jakobs I. aus braunem Leder, deren Stulpen mit roter Seide und Gold gestickt waren. Derartige Stücke waren teuer. Für ein Paar, welches die Universität Cam-

bridge im Jahr 1578 der Königin Elisabeth schenkte, zahlte sie 60 Schilling, soviel wie König Eduard VI. für 6 Paar einfache Turnierhandschuhe ausgab.

Das Parfümieren der Handschuhe kannte man schon lange und übte es in Frankreich seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, zur Hauptsache wird es aber erst im 16. Jahrhundert, als der spanische Handschuh Mode wird und den eigentümlichen Geruch mitbringt, der sogar sprichwörtlich wurde. Cervantes kennt ihn, aber Ausländer wie Ben Jonson u. a. nicht weniger. Spanische Handschuhe sind im ganzen 16. Jahrhundert ein Luxusartikel erster Qualität. Am Hofe Kaiser Karls V. fand 1523 ein Lanzenrennen statt. Als erster Preis waren vierzig Paar parfümierte spanische Handschuhe ausgesetzt, im Werte von 200 Dukaten. Bei dem Aufstellen der Kleinodien in der Burg zu Preßburg wird 1527 nicht auf eine Schachtel mit vier Paar „schmekkete" Handschuhe vergessen. „Schmecket" sagen die österreichischen Inventare für „parfümiert". Als nach dem Tode der römischen Königin Anna 1547 das Inventar ihres Nachlasses aufgenommen wurde, fand sich eine Truhe „guetter köstlicher Spänischer handschuh". Es handelte sich um 14 Paar spanische und und 42 Paar „wälische" (italienische). Der Witwer, der spätere Kaiser Max II., ließ diesen Vorrat unter seine sechs Töchter verteilen, aber doch mit der Maßgabe, daß jede der Prinzessinnen nicht mehr als drei Paar erhielt, den Rest behielt er. 1544 bekam Prinzessin Maria von England von einer vornehmen Dame ein Köfferchen mit zehn Paar spanischer Handschuhe, sie schenkte dem Überbringer als Dank 30 Schilling. Erzherzog Ferdinand von Tirol, der Mann der Philippine Welser, besaß 1569 unter seiner Garderobe dreizehn Paar schwarze parfümierte Handschuhe, zwei Paar davon mit „guldein Resl" besetzt und 6 Paar weiße spanische Handschuhe, ein Paar mit kristallenen Heften. 1565 hinterließ die Herzogin von Ferrara, eine Erzherzogin von Österreich, ein Dutzend Paar spanische Handschuhe und Andreas Masius notiert gewissenhaft, daß er 1566 von Ant. de Tassis aus Antwerpen mit drei Paar parfümierter spanischer Handschuhe beschenkt worden sei. Der Nachlaß der 1593 verstorbenen Königin Elisabeth von Frankreich, Witwe Karls III., enthielt drei Paar weiße und zwei Paar schwarze spanische „schmeckete" Handschuhe. Nur ein König konnte seiner Braut ein Geschenk machen, wie 1599 Philipp III. der Erz-

Van Dyck. Bildnis des Sir Sheffield. 1627. Haag, Museum

herzogin Margarethe, der er bei ihrer Ankunft in Barcelona zweihundert Paar Handschuhe überreichen ließ.

Als die Witwe Heinrichs III., Louise de Lorraine, im Jahr 1601 starb, hinterließ sie 13 Paar parfümierter Handschuhe.

Man hat auch diesen schon an und für sich so kostbaren Garderobestücken durch die Knöpfe noch einen erhöhten Wert mitgeteilt. Königin Elisabeth von England bekam von Lady Mary Grey 1577 zwei Paar spanische Handschuhe mit vier Dutzend goldenen Knöpfen, in jedem eine echte Perle, und im nächsten Jahr von Lady Mary Sidney ein Paar mit zwei Dutzend Knöpfen von Gold, in jedem ein Diamant. Antonio Perez, Philipps II. ungetreuer Staatssekretär, wußte sich mit spanischen Handschuhen,

die er während seines Exils in England und Frankreich verschenkte, einflußreiche Freunde und Freundinnen zu verschaffen. An Lady Knolles begleitete er sein Geschenk mit der Versicherung, daß diese Handschuhe aus dem Fell des treuesten Hundes gefertigt seien, und Lady Rich verspricht er gar, er werde sich selbst die Haut abziehen lassen, um für sie ein Paar Handschuhe daraus machen zu lassen. Vielleicht war er wirklich „souple comme un gant d'Espagne", wie man damals sprichwörtlich in Frankreich sagte.

Handschuhe waren ein stets willkommenes Geschenk. Der englische Kanzler Thomas Morus erhielt von einer Dame, die dankbar war, einen Prozeß vor seinem Richterstuhl gewonnen zu haben, ein Paar Handschuhe, die sie mit eigenen Händen gemacht zu haben behauptete, gefüllt mit Goldstücken. Das Gold wies er zurück, die Handschuhe behielt er dagegen aus Galanterie. Bei den Hoffesten in Ferrara ließ der Herzog den eingeladenen Damen parfümierte Handschuhe präsentieren und in England war die Sitte, Handschuhe als Neujahrsgeschenk zu geben, so allgemein verbreitet, daß, als im 16. Jahrhundert der Gegenstand durch Geld ersetzt wurde, man diese Gabe „glove money" nannte.

Das Präparieren des Leders mit stark riechenden Parfüms rief in jenen Zeiten, in denen man mit ziemlich robustem Gewissen an die Verfolgung seiner Pläne ging, den Verdacht hervor, man könne wohl auch mit Hilfe von Handschuhen vergiftet werden. Schon im Jahre 1066 sollte Conan, Herzog der Bretagne, mit vergifteten Handschuhen umgebracht worden sein, und von Jeanne d'Albret, der Mutter König Heinrichs IV., wurde damals und noch heute behauptet, sie sei am französischen Hofe durch Handschuhe vergiftet worden. Ob das wirklich mit Todesfolge möglich ist, stehe dahin. Immerhin könnten ja wohl durch eigens präparierte Handschuhe Hautkrankheiten hervorgerufen werden. In England haben noch im 19. Jahrhundert Prozesse stattgefunden, soll doch Adelina Patti derartigen Attentaten ausgesetzt gewesen sein.

Im 16. Jahrhundert wird das Handschuhtragen ziemlich allgemein. Besonders weichliche Stutzer, wie König Heinrich III. und seine Mignons legten ihre Handschuhe auch bei der Nacht nicht ab. Am Tage zogen sie dann andere an, die aufgeschlitzt und mit roter Seide unterlegt waren. Aber auch Herren, die von

übertriebener Eleganz so weit entfernt waren, wie etwa Montaigne, gewöhnten sich an diese Bequemlichkeit, schreibt doch der berühmte Philosoph im dritten Buch seiner Essays: ich könnte ebenso schlecht meine Handschuhe entbehren wie meine Hände.

Handschuhe König Karls I. von England

Schon aus der Gewissenhaftigkeit, mit der die Inventare fürstlicher Häuser jedes Paar Handschuhe verzeichnen, das sich etwa vorfindet, erkennt man, wieviel Gewicht man auf sie legte. Das erhellt auch aus den Testamenten, die über Handschuhe wie über Wertgegenstände verfügen. Kaiser Maximilian II. vermachte 1578 dem Erzherzog Albrecht ein Paar „weiß Otterisch Handschuh" und dem Erzherzog Ernst 2 Paar Sammethandschuhe. Als Erzherzog Ferdinand von Tirol 1596 gestorben war, begehrte Kardinal Andreas aus dem Nachlaß seines Vaters die Herausgabe „Mantuanischer und Niderlendischer Manshandschuh".

Die Erwähnung „mantuanischer Handschuh" führt darauf, daß Spanien in diesem Artikel seiner Industrie starke Konkurrenz erhalten hatte. Eduard de Vere, Earl of Oxford, hatte der Königin Elisabeth bereits parfümierte Handschuhe aus Italien mitgebracht und man ging nun auch diesseits von Alpen und Pyrenäen an die Fabrikation. Die Raffinierten behaupten bald, man müsse, um Handschuhe von der ersten Qualität zu bekommen, das Leder derselben aus Spanien beziehen, in Frankreich müßten sie zugeschnitten und in England genäht werden. In Frankreich kam eine besonders renommierte Sorte aus Vendôme, sie sollten so fein sein, daß ein Paar Lederhandschuhe in einer Nußschale Platz fände. In England machte man sie in Limerick aus dem Fell ungeborener Kälber und nannte sie nach

Damenhandschuhe. 17. Jahrh.

dem Orte der Herstellung „Limericks". Hans Jakob von Breuning, der 1595 als Gesandter des Herzogs von Württemberg nach England geschickt worden war, brachte seinem Herrn 3 Paar englische Handschuhe aus London mit. Auch in Deutschland rührte man sich. Philipp Hainhofer notiert 1628 in Innsbruck in sein Reisejournal: „Man macht auch allhie schöne und zarte händschue mit sauberen näthen, die weit und breit verführet werden." Italien behauptete mehr und mehr den Ruf, den es Spanien abgewonnen hatte. Anna von Österreich bestellte ihre Handschuhe dutzendweis in Neapel, Herr von Chanteloup in Paris beauftragte den Maler Poussin in Rom 1649, ihm 1 Dutzend Paar zu besorgen. Man schätzte die italienischen auch in unserer Heimat, so daß Abraham a Santa Clara in einer seiner berühmten Sittenpredigten einmal ausruft: „Was hilfft es, ein Baar wolrüchendes Römisches Handschuch tragen und darinnen krätzige Pratzen?" Graf Grammont schickte während seines Aufenthaltes in London jede Woche nach Paris, um sich mit Handschuhen zu versehen.

In der Fasson hielt man am Stulphandschuh fest, verzierte die breite Stulpe auch noch durch Stickerei und besetzte sie, was z. B. Cromwell gefallen haben muß, mit seidenen Fransen. Als König Jakob I. mit seiner Frau 1605 den ersten Besuch in Oxford machte, beschenkte die Universität das königliche Paar mit 2 Paar ledernen Handschuhen mit Goldfransen und echten Perlen an den Schließen. Diese Aufmerksamkeit kostete dem Institut 12 Pfund Sterling. Die Universität Cambridge huldigte 1622 dem Lordkanzler mit ähnlichen Handschuhen, die aber ein-

Damenhalbhandschuhe aus weißem Atlas, die gestickten der Rokokozeit, die andern dem Empire angehörend

Herrenhandschuhe. Ende des 18. Jahrh. Leder

facher ausgestattet waren und das Paar nur 44 Schilling kosteten. Zu Anzügen von besonderer Eigenart wie Maskenkleidern, trug man wohl die assortierten Handschuhe. Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen hatte ein Complet aus papageigrünem Atlas, durchweg in Silber und bunter Seide ausgestickt. Dazu besaß er Handschuhe von dem gleichen Stoff und der gleichen Ausstattung, die Stulpen aus gelbem Atlas bunt in Seide gestickt. Die Form mit den breiten und weiten Stulpen gab zu allerlei Scherzen Veranlassung, z. B. zu Handschuhen, die der Beschenkte nicht anziehen konnte. So legte Philipp Hainhofer in den Kunst- und Wunderschrank, den der Erzherzog in Innsbruck von ihm kaufte, um ihn seinem Schwager, dem Großherzog von Toskana, zu schenken, u. a. „ein paar dopplet vexier handschuh aus hirschhaut". Solche Späße waren damals sehr beliebt, man schenkte sich Büchsen, die nicht aufgingen, ließ seine Gäste aus Bechern trinken, mit denen sie sich begießen mußten und was dergleichen Allotria mehr waren.

Der Verbrauch an Handschuhen nahm stark zu. Prinz Heinrich von Wales, der ältere Bruder König Karl I., war erst 14 Jahre alt, da brauchte er 31 Paar im Jahr, parfümierte, mit Gold- und Silberspitzen besetzte usw. Das Inventar der Wiener Schatzkammer aus dem Jahre 1619 verzeichnet 45 Paar „schmeckender" und 8 Dutzend Paar spanischer Handschuhe. Eine wahre Manie für Handschuhe muß der Erzherzog Karl der Deutschmeister, der 1626 gestorben ist, besessen haben. Er erinnert an den

preußischen Prinzen in der wilhelminischen Ära, der auf einen Tag nach Dessau zu einem Leichenbegängnis fuhr und von dem erzählt wird, er habe es für unerläßlich gehalten, dazu 24 Strohhüte und 80 Paar Stiefel mitnehmen zu lassen. Erzherzog Karl wäre mit Handschuhen nicht weniger reichlich ausgestattet gewesen.

Man fand in seinem Nachlaß 79 Paar spanische Handschuhe, ferner 10 Paar mit Gold- und Silber gestickt, jedes Paar auf 10 Reichstaler geschätzt, 7 Paar gestickte, jedes Paar 18 Reichstaler wert, 7 weitere à Paar 8 Reichstaler, 1 Paar mit Perlen gestickte zu 24 Reichstaler, 1 Paar mit schwarzem Schmelz bestickte zu 5 Reichstaler und man muß sich immer erinnern, daß man Preise jener Zeit mindestens mit 5 multiplizieren muß, um den Vorkriegswert der Mark zu erhalten, daß die Kaufkraft des Geldes aber wahrscheinlich noch ungleich höher war. Wie billig wurde der Deutschmeister von einer Dame aus dem Felde geschlagen. Als Anna von Österreich im Jahr 1666 die Augen für immer schloß, fand man, daß sie 300 Paar Handschuhe hinterließ. Als geborene Spanierin hatte sie die Mehrzahl aus ihrer Heimat bezogen.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts werden die Handschuhe in der Ausstattung einfacher. Erzherzog Leopold Wilhelm, der berühmte Sammler, aus dessen Galerie die Schätze der Wiener Hofmuseen an Gemälden zum besten Teil herrühren, hinterließ noch buntgestickte mit goldenen Fransen, silber- und goldgestickte, auch Handschuhe von schwarzem Leder in Gold gestickt, aber damit hat die Mode diese Neigung auch schon überschritten. Auf Jahrhunderte, die in Handschuhen großen Luxus entfaltet hatten, folgt ein Jahrhundert, das in diesem Artikel große Zurückhaltung übt. Es verschwinden nicht nur Stickereien, Fransen, Besätze mit Juwelen u. dgl., die Herrenwelt hört mit dem Tragen von Handschuhen überhaupt auf. Dazu dürfte die Mode sehr wesentlich beigetragen haben, denn sie rüstete den Elegant mit Spitzenmanschetten von solcher Länge aus, daß seine Hände völlig bedeckt waren, des Schutzes also nicht mehr bedurften. In England forderte der Anstand noch zu Zeiten Georg I. und Georg II., daß der Herr auf Bällen zu jedem Tanz ein Paar neue Handschuhe anlegte, in Frankreich aber kommt auch das ab. Die Herzogin von Abrantès erinnerte sich aus ihrer Jugend, die in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts fiel,

Damenhalbhandschuhe aus Atlas mit Stickerei. 18. Jahrh.

Jagdhandschuh. Ende d. 17. Jahrh.

daß ein Herr niemals Handschuhe trug. Nur beim Reiten oder auf der Jagd waren sie ihm erlaubt, stieg er aber vom Pferde und vergaß, seine Handschuhe sofort auszuziehen, so waren sie dem Pikör oder dem Jockei verfallen, der sie ihm abfordern durfte.

Nur Offiziere trugen helle waschlederne Handschuhe, ein Umstand, der dem Prinzen Leopold von Braunschweig verhängnisvoll wurde. Er stand in Frankfurt a. d. O. in Garnison und beteiligte sich gelegentlich einer großen Überschwemmung an der Rettung bedrohter Einwohner. Dabei schlug sein Kahn um, der Prinz fiel ins Wasser und seine durchnäßten Handschuhe waren so glatt geworden, daß sie ihm jeden Versuch, sich anzuklammern, unmöglich machten. Immer glitten die nach einem Halt suchenden Hände ab, so daß er rettungslos ertrank.

Die Damen, deren Ärmel die längste Zeit des Jahrhunderts am Ellenbogen aufhörten, haben auf den Handschuh nicht verzichtet. Caraccioli, ein in Paris eingebürgerter Italiener, der in der Mitte des Jahrhunderts über Eleganz schrieb, behauptete sogar, eine Dame müsse am Tage vier bis fünfmal die Handschuhe wechseln. Man parfümierte sie sehr stark, wozu man Benzoë, Ambra, Bisam und das ätherische Öl von Jasmin, Pomeranzen und Zitronen verwendete. Vielleicht wurde man dazu auch durch gewisse Prozesse der Fabrikation gezwungen. Die in Berlin hergestellten Glacéhandschuhe hatten z. B. nach Krünitz einen sehr unangenehmen Geruch an sich, so daß man ihnen die französischen und italienischen bei weitem vorzog. Infantin Isabella von Parma, die erste Frau Josephs II., erhielt zur Ausstattung 1760 12 Dutzend Paar Glacéhandschuhe aus Turin,

während die Rechnung des vom französischen Hof besorgten Trousseaus der Dauphine Marie Antoinette die Handschuhe mit 5778 Francs bezifferte.

Die alten noch aus dem Mittelalter stammenden Vorschriften, nach denen man Höherstehenden alles mit bloßer Hand zu reichen hatte, blieben in Geltung.

Madame Campan, die Kammerfrau Marie Antoinettes, erzählt eine recht ergötzliche Geschichte, die zeigt, wie unbequem diese Sitte oft werden konnte. Die Königin ist eines Abends schon bis auf die Haut entkleidet und wartet auf ihr Hemd, das die Zofe ihr gerade reichen will, als eine Hofdame dazukommt, die diese Überreichung als ihr Recht in Anspruch nehmen darf. Sie muß sich aber erst die Handschuhe dazu ausziehen. Kaum ist sie damit zustande gekommen, als eine Prinzessin erscheint, der nun der Vorrang gebührt. Wieder Handschuhe ablegen. Zum dritten Mal tritt nun eine Prinzessin von Geblüt dazwischen und während der ganzen Zeit, daß die Damen sich die Handschuhe ausziehen und mit dem Hemd bekomplimentieren, steht die Königin nackt da und muß warten, bis ihre Besucherinnen so weit sein werden, und sie endlich ihr Hemd erhält.

Am Hofe des ersten Napoleon wurden Handschuhe wieder getragen, aber die Mode hat sich mit ihrer Ausstattung keine Extravaganzen mehr gestattet. Selbst die Handschuhe, die 1804 zur Krönung von Napoleon und Josefine gestickt wurden, kamen das Paar nur auf 33 Francs zu stehen, müssen also wohl nur eine sehr bescheidene Stickerei getragen haben. Auch die 4 Paar mit Gold gestickten Handschuhe, die der Kaiser 1810 zur Hochzeit mit Marie Louise anschaffte, kosteten nur 144 Francs zusammen. Napoleon trug gern recht weiches Leder. Er hatte eine auffallend kleine Hand, auf die er sehr eitel war. Wenn die Offiziere seiner Umgebung ihm auf feine Weise schmeicheln wollten, dann stellten sie sich so, als wollten sie seine Handschuhe anziehen, aber nur, um mit gut gespieltem Erstaunen zu konstatieren, daß sie keinem von ihnen paßten. Sein Verbrauch an Handschuhen im Jahr war groß. 1806 hat er 230 Paar isabellfarbige gebraucht, außer den 42 Paar mit Pelz gefütterten, die ihm im Dezember dieses Jahres für 865 Francs geliefert wurden. Während der hundert Tage begnügte er sich mit 60 Paar und als Verbannter auf St. Helena muß er gedarbt haben. Bei seinem Tode fanden sich im Nachlaß nur 6 Paar Handschuhe.

Vernet, Balltoilette. 1813

Auf ein Jahrhundert wie das 18., das den Handschuh vernachlässigte, folgte im 19. eines, das ihn wieder zu Ehren brachte. Auch die Herren bekehrten sich aufs neue zum Handschuhtragen. Beau Brummel, der berühmte englische Dandy, verlangte von dem vollkommenen Handschuh, daß drei Arbeiter sich mit der Herstellung beschäftigt haben müßten. Einer, der die Hand, ein zweiter, der die Finger, ein dritter, der den Daumen angefertigt haben solle. Ein englischer Gentleman brauchte 1839, wie Graf d'Orsay aus London schrieb, täglich 6 Paar verschiedene Handschuhe. Absonderlichkeiten, wie der spätere Lord Beaconsfield sich gestattete, als er noch jung war und als Mr.

Offiziershandschuh der Pariser Miliz. 1795

Disraeli um jeden Preis aufzufallen wünschte, fanden aber doch keine Nachfolge. Er trug da weiße Glacéhandschuhe mit langen schwarzseidenen Fransen.

Die Damen hatten ja nie auf den Handschuh verzichtet, unter der Restauration brachten sie sie dann überhaupt nicht mehr von den Fingern. In Paris zogen sie sie 1823 gar nicht aus, sie aßen damit und es heißt sogar, sie hätten mit Handschuhen Klavier und Harfe gespielt. In Schnitt und Ausstattung hielt sich die Fabrikation in ziemlich engen Grenzen, der Modewechsel betraf hauptsächlich die Farbe. Eine Zeitlang war Gelb so sehr die große Mode, daß man für „Stutzer" einfach als Synonym „gant jaune" in Paris sagte. Der Handschuh der Dame hat, verfolgt man die Mode, am häufigsten in seiner Länge gewechselt; bis zum Handgelenk, bis zum Ellenbogen, bis auf den Oberarm reichte er je nach Lust und Laune. In den siebziger Jahren, als Sarah Bernhardt auf der Höhe ihrer Erfolge war, lancierte sie, die häßliche dünne Arme hatte, den langen Handschuh, der so weit war, daß er Falte an Falte schlug. Dann trug man zu hellen Kleidern schwarze Handschuhe, und kehrte nach einiger Zeit reuig zum weißen Handschuh zurück. Der Glacéhandschuh und der weiche schwedische wechselten miteinander ab, die Raupen auf dem Handrücken wurden bald dick, bald dünn gestickt, bald in der Farbe abweichend, bald übereinstimmend, allen Veränderungen zu folgen, welche die Mode diktierte, wäre von ermüdender Weitläufigkeit. Es genüge die Feststellung, daß es von Zeit zu Zeit anders wurde als bisher.

Jedenfalls war das ganze Jahrhundert hindurch der Handschuh zur Vervollständigung der weiblichen Eleganz unerläßlich, keine Dame hätte sich ohne Handschuhe auf die Straße oder in Gesellschaft gewagt. Auch im Gemütsleben spielte er noch seine

Rolle. Zwar trug kein Ritter mehr den Handschuh seiner Schönen auf dem Hut, aber in holder Jugendeselei trug ihn mancher auf dem Herzen. Max Klinger hat eines seiner geistreichsten Werke um ein Erlebnis gedichtet, den Fund eines Handschuhs, den eine Dame auf der Rollschuhbahn verlor. Das Opus VI, im Jahre 1878 entstanden, schildert in zehn Blättern, wie der Herr, der den Handschuh aufhebt und mitnimmt, durch dieses so harmlos aussehende Objekt das Opfer einer gegenstandslosen Verliebtheit und abenteuerlicher Träume wird. Poetisch und beziehungsreich knüpft die „Paraphrase über den Fund eines Handschuhs" an Form, Stoff und Geruch des Handschuhs an, die sich im Traumleben in seltsame Erscheinungen und Ereignisse umsetzen. Ja, heute könnte der Künstler das nicht mehr erfinden, denn da die Damen kaum noch Handschuhe tragen, können sie sie natürlich auch nicht mehr verlieren. Sie haben sich vermännlicht, und ein braun gebrannter Teint, der früher für häßlich galt, wird heute als Schönheit angesehen, mindestens als Garantieschein der Gesundheit. So sind auch weiße Hände nicht mehr modern, wozu also Handschuhe? Wie lange wird's dauern?

Handschuhe der Königin Anna von England 1702 in Oxford von ihr vergessen

Gute Beispiele in des Verfassers „Mode".

Band I. Die Mode im Mittelalter.

Tafel 17. Vivarini. Gefolge der hl. 3 Könige. Stulphandschuhe.
Seite 275. Francia. Cesare Borgia.

Band II. Die Mode im 16. Jahrhundert.

Seite 56. Amberger. Karl V.
„ 63. Holbein. Morette.
„ 88. Parmegianino. Dame. Schlecht sitzender Handschuh.
„ 155. Coello. Dame. Schlecht sitzender Handschuh.
„ 216. 217. Coello. Königin Anna. Schlecht sitz. Handschuh.

Band III. Die Mode im 17. Jahrhundert. 3. Aufl.

Seite 76. Kilian. Joh. G. aus dem Winkel. Stulphandschuh.
Tafel 14. Erasmus Quellinus. Edelmann. Stulphandschuh.
Seite 157. Preisler. Frau Besserer. Handschuh mit Schluppen.

H. Holbein. Richter mit Stock.
Aus dem „Totentanz"

Der Stock

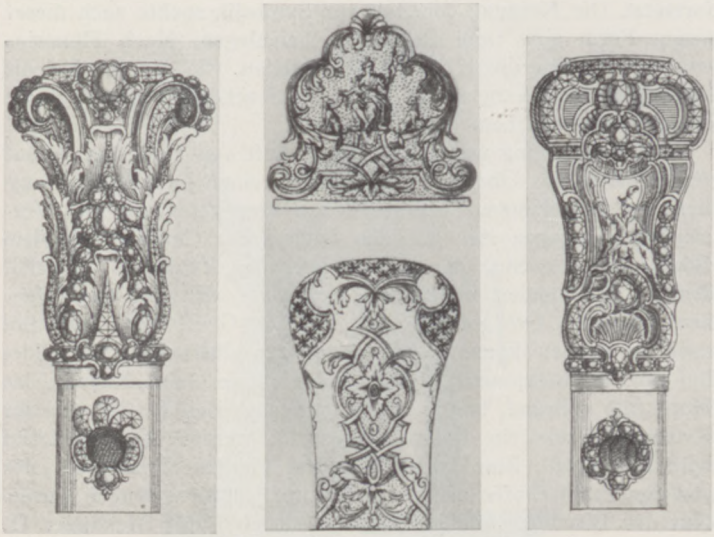
Der älteste Kulturbesitz der Menschheit ist der Stock. Der Mann, der die Kraft seiner Arme verstärken wollte, zu Angriff oder Verteidigung, muß zum Stock gegriffen haben. So wurde er zur ersten Waffe, und demnächst in übertragener Bedeutung zum ersten Hoheitszeichen, er ist das Symbol von Kraft, Würde und Macht. Fast erscheint es überflüssig, den Nachweis im einzelnen zu führen, so sehr drängt er sich von selbst auf.

Die Könige und die Priester, die sich in die Herrschaft teilen, sind denn auch die ersten, die den Stab als Zeichen ihrer hohen Stellung führen. Auf persischen Flachreliefs aus Persepolis sieht man den thronenden König, der in der rechten Hand den langen Stab mit rundem Knopf hält. So haben die Griechen ihre höchsten Götter gebildet, Zeus mit dem Stab, Poseidon mit dem Dreizack, Hermes mit dem Caduceus, Dionysos mit dem Thyrsos. Diese Attribute der Gottheit gingen auf den Priester über, so als vermittelten sie ihm einen Teil der Autorität, welche jenen innewohnte. Im Alten Testament bedient sich Jeho-

vah des Stabes Aarons, um seinen Willen kundzutun und die Ereignisse, die im 17. Kapitel des 4. Buches Mose vom Grünen, Blühen und Fruchttragen dieses Stabes berichtet werden, sind von der alten christlichen Kirche auf das Priestertum und seine Berufung zum Dienste des Herrn im allgemeinen gedeutet worden.

Die Tradition, die den Königen den Stab als Zepter vermittelte, ist uralt und dürfte bis in die Anfänge der Menschheitsgeschichte hinaufreichen. Sie hat den Stab aber allen gegeben, die eine Autorität auszuüben hatten, außer den Priestern auch den Richtern, den Marschällen, den Gesandten und selbst die Zauberer konnte man sich nicht ohne den Zauberstab denken, in dem ein guter Teil ihrer magischen Kräfte beschlossen schien. Noch im 18. Jahrhundert war eine Fee oder Zauberin auf der französischen Bühne an dem Stöckchen kenntlich, das sie in der Hand hielt. Den hohen Ständen war der Stab ein Symbol und er war und blieb den unteren ein unentbehrlicher Gegenstand des täglichen Gebrauchs. Hirten, Bauern, Wanderer waren von ihrem Stock unzertrennlich, er gehörte gewissermaßen zum Handwerkszeug ihres Berufes. Die griechische Sage ließ in tiefsinniger Weise den Prometheus das himmlische Feuer, das er den Göttern entwendet hatte, um die Menschen damit zu beglücken, in seinem Wanderstab verbergen.

Das Mittelalter hat sich nicht mit dem einen Zepter begnügt, es gab seinen Königen ein zweites, die Hand der Gerechtigkeit. Das Zepter trugen sie in der rechten, den Stab, der überhöht war von einer Hand mit der Gebärde des Segensprechens, in der linken. In Frankreich war dieser Gebrauch seit Hugo Capet eingeführt. Als Kaiser Karl V. 1539 den Schatz der Abtei von St. Denis besichtigte, zeigte man ihm eine solche „Main de Justice", die angeblich von einem Einhorn herrührte. Die englischen Könige haben den Gebrauch übernommen. Richard Löwenherz, der sich zweimal krönen ließ, 1188 und 1194, war jedesmal mit beiden Zeptern ausgerüstet. Napoleon I., der sich ja als unmittelbaren Nachfolger Karl des Großen betrachtete, suchte auch äußerlich den Anschluß an die Tradition. Zu seiner Krönung als König von Italien in Mailand ließ er 1804 auch eine Hand der Gerechtigkeit anfertigen. Der Stab ist von Bronze und vergoldet, die Hand von Elfenbein. Gekostet hatte sie 2800 Francs.



Rechts und links: Stockknöpfe mit Brillanten besetzt. Entwurf von Mondon, Paris, um 1740. Mitte: Stockknopfentwurf von Joh. Jak. Baumgartner. Augsburg. 1725

Die Kirche hat als Rivalin des Königtums ihre obersten Diener ebenfalls mit dem Hoheitszeichen des Stabes versehen. Der Bischofstab als Zeichen der Würde ist seit dem frühesten Mittelalter in Gebrauch, schon im 6. Jahrhundert galt er als Symbol der Hirtengewalt der Bischöfe. Diese Anschauung wurzelte so fest, daß der Amtsstab schließlich die Kathedrale selbst bedeutete. Zur Zeit der Karolinger und Ottonen wurde der Stab nach dem Tode des Bischofs dem König gebracht, der ihn dem neugewählten Bischof mit den Worten „Accipe ecclesiam" überreichte. Die älteste Form ist die eines hohen Krückstockes, der Stab von Holz, die Krücke von Elfenbein, glatt oder ornamentiert, manchmal schließt sie eine Reliquie ein. So sind die Bischofstäbe des hl. Ruprecht im Stift St. Peter in Salzburg, des hl. Heribert in Deutz, der Annostab in Siegburg beschaffen. Seit dem 12. Jahrhundert ist die Form des Krückstockes aus der abendländischen Kirche verschwunden. Der Stab endet in einem Knauf, über den er sich in einer hakenförmigen Umbiegung

fortsetzt. Die Neigung der Zeit zur Symbolik suchte auch dieser neuen Form eine tiefe Bedeutung beizulegen. Nach Honorius von Autun sollte die Krümmung vorstellen, wie der Bischof die Gläubigen an sich zu ziehen habe, der Stachel am unteren Ende diene zum Anstacheln der Lauen.

Die Ausstattung war reich. Der Schaft von Holz, der Knauf von Kristall, das Oberteil, das häufig in einen Drachenkopf auslief, von vergoldetem Kupfer, Bronze oder Elfenbein. Die Verzierungen bezogen sich auf den Kampf des Christen mit dem Bösen, auf den Sieg der Kirche über den Teufel u. dgl. Seit dem 13. Jahrhundert finden sich Exemplare, die ganz aus Elfenbein bestehen. Die gotische Zeit hat den Griff, wenn man ihn noch so nennen kann, mit Verzierungen überladen. Sie bildet ihn ganz architektonisch, den Knauf wie eine kleine Kapelle, das Horn fast vollrund, häufig mit eingesetzten Reliefs, die von der Krümmung wie ein Rahmen eingefaßt werden. Das Material wird Edelmetall. Eine dritte Form war die des Kreuzstabes, der von den Erzbischöfen als Vorrecht ihrer Würde getragen wurde. Nur den Bischöfen von Halberstadt verlieh Papst Alexander II. (1061—1073) als besondere Auszeichnung das Recht, sich gleichfalls des Kreuzstabes bedienen zu dürfen.

Den Krummstab haben auch Äbte und Äbtissinnen als Hoheitszeichen getragen, die Äbte, die Reichsfürsten waren, wie die von Fulda, Einsiedeln, Kempten, führten ihn neben dem Schwert auch im Wappen. In der Form der Bischof- und Abtstäbe war kein Unterschied, nur mit der Maßgabe, daß die Äbte an dem ihren ein Schweißtüchlein angebunden hatten und den Stab mit der Krümmung nach der Schulter zu hielten, während die Bischöfe ihn mit der Krümmung nach außen trugen.

Der Stab gebührte aber auch den Inhabern minderer kirchlicher Würden wie Vorsängern und Kirchendienern, Bruderschaftsführern und Pilgern. Der Domschatz in Köln a. Rh. besitzt einen silberbeschlagenen Stab für den Sangmeister aus dem Jahre 1178, der oben in einen Dreizack endet und ähnliche befinden sich in den Kirchenschätzen von Aachen, Hildesheim, Osnabrück u. a. In den alten spanischen Kathedralen kann man noch die Kirchendiener herumgehen sehen in feuerroten Seidenmänteln, die bis auf den Boden reichen, in der Hand den langen Silberstab wie ein Zepter. Der Volksmund nennt sie respektlos genug Azota perros!

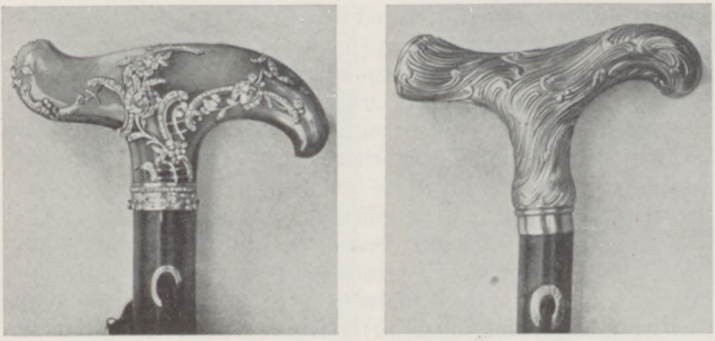
„Gute Stöcke." Pariser Ausrufer um 1760

Die Pilgerstäbe waren wesentlich einfacher ausgestattet, vielfach nur Wallfahrtsstäbe, bemalt mit dem Bild des Heiligen, dem die Wanderung galt. Es sind hier und da aber auch einige kostbare Stücke erhalten, die wohl hohen Herrschaften zum Spiel oder Vergnügen gedient haben. In der Sammlung Ole Olsen in Kopenhagen befindet sich ein kostbarer Pilgerstab, der 87 cm lang ist und ganz aus Elfenbein besteht. Er ist über und über mit Darstellungen von Eremiten und Eremitinnen graviert und dürfte aus Spanien stammen. Die ehemalige durch Auktion zerstreute Sammlung Bourgeois in Köln bewahrte einen Pilgerstab aus Ebenholz mit einem Knopf von Olivenholz. An der Vorderseite war ein Reliquienbehälter, durch eine halbrund geschnittene Madonna mit dem Kind geschlossen. Eingelegt war ein Kreuz aus Perlmutter. Im ehemaligen K. K. Hofmuseum in Wien sieht man einen Pilgerstab aus Rohr, in den zahlreiche religiöse Darstellungen nach Kupferstichen eingeritzt sind. Der Knopf, der

Fuß und die Reifen sind von Silberfiligran, mit Amethysten und Almandinen eingelegt. Dieses Stück, das aus dem 18. Jahrhundert herrührt, hat vielleicht nur zu den damals so beliebten Maskeraden gedient, bei denen Pilger und Pilgerinnen paarweis auftraten. Die Kaiserliche Schatzkammer in Wien besaß schon 1750 einen Pilgerstab von braunem Holz, mit einem runden Knopf von Gold, von dem aus sich um den Schaft ein goldenes Band zog, auf welchem die Genealogie des landgräflich hessischen Hauses seit der hl. Elisabeth dargestellt war. Es war ein Ex voto, das Landgraf Georg III. von Hessen-Darmstadt (1632—76) seiner Ahnfrau, der hl. Elisabeth, gewidmet hatte.

Im Mittelalter führte der Richter, wenn er seines Amtes waltete, einen Stab; auf seinem Totentanz hat ihn Hans Holbein z. B. so dargestellt. Als 1495 das Reichskammergericht eingesetzt wurde und Kaiser Max den Grafen Eitelfriedrich von Hohenzollern mit der Präsidentenwürde bekleidete, da vollzog er diese Handlung symbolisch, indem er ihm einen Stab überreichte. Dieser Reichskammergerichtsstab ist von Rosenholz mit einfachen Abschlußringen von weißem Bein. Er war ehedem in Wetzlar aufbewahrt, befindet sich aber seit 1837 in der K. Schatzkammer in Wien. Die untergeordneten, ausführenden Organe der Justiz, die Steckenknechte, Profosse oder wie sie sonst heißen mochten, führten ebenfalls einen Stab, aber als Stockwaffe. Man hieß diese euphemistisch den „Vergleicher", denn, wenn gute Worte und Vernunftgründe versagten, so schlug der Beamte ihn dem Widerspenstigen solange um die Ohren, bis er überzeugt war. Die städtische Polizei der Türhüter, Scharwächter, Amtsdiener aller Art besaß bis in das 19. Jahrhundert hinein den Stab als Abzeichen des Amtes. Der Nachtwächter in Frankfurt a. M. war charakterisiert durch eine mächtige Stabkeule aus Eichenholz, den „Morgenstern". Er trug früher als Knauf eine Laterne in sechseckiger Sternform mit einem brennenden Licht darin. Später ersetzte sie ein dicker hölzerner Knauf, der auf seinen vier Flächen das Frankfurter Wappen zeigte. Dieses Instrument, das einer gefährlichen Waffe glich, diente einem sehr friedlichen Zweck. Es ersetzte die Kontrolluhren, denn es wanderte in der Nacht von Hand zu Hand aller Nachtwächter, bis es die Runde durch alle Quartiere gemacht hatte.

Die hohen Hofämter des Marschalls, Truchseß, Seneschalls, waren ausgezeichnet durch den Stock. Er war wohl ein Symbol,



Stockkrücken Friedrichs des Großen. Berlin, Hohenzollernmuseum

aber er trat auch noch praktisch in Tätigkeit. Wenn die Edelknaben sich zu übermütig oder unmanierlich aufführten, so strafte sie der Truchseß durch Schläge mit dem Amtsstabe. Die Zeremonienstäbe einer späteren Zeit hätte man allerdings nicht mehr zu energischen Hieben verwenden können, dazu waren sie zu kostbar ausgestattet.

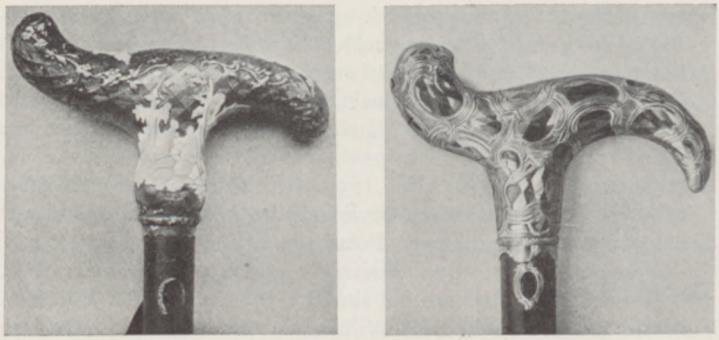
Der polnische Hofmarschallstab im Grünen Gewölbe in Dresden ist mit kostbaren Steinen besetzt, das Attribut des erzherzoglich österreichischen Oberst-Erbland-Stallmeisters war ein Stock aus spanischem Rohr mit silbernem Knauf und weiß-roter Stockschnur mit Quasten. Bei der Krönung Kaiser Ferdinands I. in Mailand 1838 fungierte der lombardisch-venezianische Oberst-Erbland-Stabelmeister mit schwarzem Stab, dessen vergoldete Beschläge das Wappen und den Namenszug des Kaisers zeigten. Im 18. Jahrhundert kamen die langen Zeremonialstöcke der höheren Hofchargen etwas außer Gebrauch und wurden nur an den kleinen Höfen beibehalten. Fürst Khevenhiller begleitete Kaiser Franz I. und seinen Sohn 1764 nach Frankfurt a. M. und schreibt über ihren Aufenthalt bei dem Markgrafen von Ansbach in Crailsheim: „Bei der Tafel servierten immer ein Ober- und Untermarschall mit langen Stöcken, womit unsere jungen Herren von der Suite kein geringes Gespött getrieben." Es muß am Kaiserhof in Wien also wohl nicht mehr Stil gewesen sein, sich der Stäbe zu bedienen.

Die Herolde, die bei den Turnieren auftraten, besaßen als Amtsabzeichen Stäbe. Im Historischen Museum in Dresden gibt

es zwei solche Turnierheroldstäbe aus Holz geschnitzt und bemalt, die in Augsburg um 1450 hergestellt worden sind. In der Schatzkammer des Bayerischen Königshauses befindet sich der Heroldstab des St.-Hubertus-Ordens aus grün lackiertem Holz in einer Hülse aus vergoldetem Silber. Das Schildchen ist von Porzellan, das Ganze eine Arbeit aus dem Jahre 1708. Bei feierlichen Aufzügen der Bergleute trug einer von ihnen den Zeremonialstab, den man die Bergmannsparthe nennt. Freiherr Carl Rolas du Rosey in Dresden besaß zwei dieser seltenen Stücke. Sie waren beilförmig mit prismatischer Spitze, der Stiel von Birnbaumholz mit Elfenbeinplatten verschiedener Größe inkrustiert, auf denen Bilder des Kurfürsten von Sachsen, ein Kruzifix und andere Darstellungen eingraviert waren. Sie rührten aus den Jahren 1681 und 1686 her.

Die Urbedeutung des Stockes als Waffe hielt der Pusikan oder Buzogany der Fürsten von Siebenbürgen fest, der ursprünglich eine Keule, im Laufe der Zeit zum Zeremonienstück herabgesunken war, das geschultert getragen wurde. Der Stab von Holz, mit Samt überzogen, trug am oberen Ende einen dicken Knauf. In die Wiener Sammlungen sind durch die vielen Kriege schöne Stücke gelangt, u. a. ein Buzogany aus verschiedenen Sorten von Jaspis und Achat zusammengesetzt, die Fassung aus vergoldetem Silber, andere, bei denen ein rautenförmiges Netz aus Goldfiligran, besetzt mit Rubinen und Saphiren, einen Kristallknopf umspannt. Mit der Kollektion Rolas du Rosey wurde 1863 ein Exemplar versteigert, dessen breiter Knauf, fast kugelförmig, aus Bronze bestand. Er zeigte vier chimärische Maskarons zwischen dreiblättrigen Ornamenten und godronnierten Bordüren, darüber der hohe Knopf mit vier Büsten in Hochrelief.

Einst als Waffe benutzt, war der Pusikan längst nur das Sinnbild einer solchen geworden, der Kommando-, oder wie wir heute sagen würden, der Marschallstab in der Hand des höchsten Befehlshabers. Dieses militärische Ausrüstungsstück scheint nicht älter zu sein als das 16. Jahrhundert. Man sieht den Marschallstab zuerst in der Form langer Stäbe, ohne daß Ober- oder Unterteil kenntlich wäre, in der Hand hochstehender Personen spanischer Abkunft. Anthonis Mor hat König Philipp II., den Herzog von Alba u. a. damit gemalt, Wilhelm von Oranien, Don Juan d'Austria treten damit auf, alle Bezüge weisen auf Spanien als Entstehungsort der Sitte hin.



Stockkrücken Friedrichs des Großen. Berlin, Hohenzollernmuseum

Schon Kaiser Karl V. bediente sich dieses Stabes. Im Feldzug von 1543 ärgerte er sich einmal über einen schwäbischen Fuhrknecht, der ein Geschütz zu transportieren hatte und diesem Geschäft mit einem Phlegma oblag, das den Kaiser in Wut versetzte. Er ließ sich in seinem Zorn hinreißen, dem Manne mit seinem Stock einige Schläge zu versetzen; da Karl V. aber sehr einfach angezogen war, so wurde er nicht erkannt und empfing von dem empörten Kerl empfindliche Hiebe mit der Peitsche. Zur Strafe schnitt man dem Kutscher die Nase ab, der sich noch manches Jahr rheinauf, rheinab damit berühmte, wie er die römische kaiserliche Majestät verhauen habe.

Soweit derartige Kommandostäbe aus alter Zeit erhalten sind, reichen sie auch nicht weiter hinauf als in das 16. Jahrhundert. Im Schlosse Rosenborg in Kopenhagen bewahrt man den Marschallstab König Friedrichs II. von Dänemark. Er ist von Holz mit Metalleinlagen, die Schloß Kronborg und Jagdszenen darstellen. Unten des Königs Namenszug mit dem Datum 1587 und die Anfangsbuchstaben seines Wahlspruches MHZGA * TIW, die bedeuten: Meine Hoffnung zu Gott allein. Treue ist Wildbret. Im Nachlaß des Deutschmeisters Erzherzog Karl fand sich 1626 sein Marschallstab von Meerrohr, unten und oben mit Gold beschlagen und mit Türkisen und Rubinen besetzt. Er wurde auf 18 Dukaten geschätzt. Das Historische Museum in Dresden besitzt die Regimentsstäbe von Tilly und Graf Pappenheim, der bei Lützen seine tödliche Wunde empfing. Das Exemplar, das Tilly gehört hatte, muß er in der für ihn so verhängnis-

vollen Schlacht bei Breitenfeld verloren haben, es ist auf dem Schlachtfeld gefunden worden. Der Stab ist schuppenartig mit Perlmutter belegt und mit massiv goldenem Beschläge versehen, das bunt emailliert ist. Auf einer der beiden Kappen sieht man das Wappen des böhmischen Kanzlers, Grafen Wilhelm Slawata, der ihn Tilly wahrscheinlich geschenkt hat. In der Kaiserlichen Schatzkammer in Wien war 1750 der Kommandostab Kaiser Ferdinands III. Er war aus gewunden gedrehtem Elfenbein mit einem goldenen emaillierten Porträtmedaillon und besetzt mit 93 Rubinen. Er diente dem Besitzer zugleich als Fernrohr. Kaiserin Marie Eleonore hatte ihn ihrem Gatten geschenkt. Bei dem Tode des Erzherzogs Leopold Wilhelm im Jahre 1660 fanden sich 6 Generalsstäbe von Schildpatt und indianischem Rohr, teils mit Gold, teils mit Silber beschlagen, einer von Elfenbein mit Goldfassung, besetzt mit Diamanten. Der Kommandostab des Belagerers von Wien, Kara Mustapha, war aus Achat und Chalzedon zusammengesetzt, die Goldfassung mit Türkisen besetzt. Der Kommandostab König Christians V. von Dänemark trug an seinen beiden Enden goldene Knöpfe mit Diamanten. Im Wiener Hofmuseum ist ein solcher Befehlshaberstab dieser Zeit von Holz, basset gedreht, an den Enden mit vergoldeten Beschlägen von Bronze, auf die Waffentrophäen graviert sind. Der Regimentsstab des Großen Kurfürsten, mit blauem Samt überzogen und mit Gold und Silber reich gestickt, diente am 12. September 1688 bei dem feierlichen Leichenbegängnis des Brandenburgers und ging dann in die preußischen Kroninsignien über.

Die Sitte der Marschallstäbe ist im 19. Jahrhundert neu belebt worden, weniger zum Gebrauch im Felde gedacht, denn als Ehrung des damit Beschenkten. Kaiser Wilhelm II. erließ eine Verordnung darüber, bei welchen Gelegenheiten der Monarch mit dem Marschallstab zu erscheinen habe, Vorschriften, die ja nur für ihn selbst Geltung haben konnten. Einige Wochen nach Veröffentlichung dieser wichtigen Anordnung begab er sich zur Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Berlin mit der Reitpeitsche in der Hand.

Seit Aufkommen und Ausbildung der stehenden Heere führten Offiziere und Unteroffiziere neben ihrem Degen auch den Stock, den Sponton. Er saß ihnen locker in der Hand und wurde ohne Barmherzigkeit über den Unglücklichen geschwungen, die ihr unheilvoller Stern in die Armeen geführt hatte. Nicht nur in

Preußen. „Überall steht in Österreich der allmächtige Stock zur Antwort bereit", bemerkt Riesbeck in den Briefen, die er über seine Reisen in Österreich gegen das Jahr 1780 veröffentlichte. Aus dieser Zeit, in der Militär und Beamte mit dem Stocke regierten, schreibt sich das russische Sprichwort her.

Daher verbrannten die Studenten im Oktober 1817 bei der so berühmt gewordenen Feier auf der Wartburg außer einem preußischen Militärschnürleib und einem kurhessischen Soldatenzopf auch einen österreichischen Korporalstab, alle drei als Symbole einer Zeit, die abgetan sein sollte.

Man fürchtete im 16. Jahrhundert nicht nur Gift, sondern auch Hinterlist aller Art. So sind es wohl die Fürsten gewesen, die am stärksten bedroht, auch am ersten an Schutz dachten. Sie ließen sich Degenstöcke anfertigen, welche die Klinge in einem harmlosen Spazierstock verbargen. So besaß Kurfürst August von Sachsen einen langen Stockdegen mit geätzter Panzerstecherklinge und verbeintem Stab, den ihm ein Büchsenschäfter in Dresden, entweder Hans Fleischer oder Hans Frost, gemacht hatte. Erzherzog Ferdinand von Tirol hinterließ 1596 einen Stab, „darinnen eine spanische Klingen, der Knopf vergült, aus welchem ein Dolch kann gezogen werden". Diese Erfindung ist, wie jedermann weiß, nicht verlorengegangen. Degenstöcke sind noch immer beliebt und werden wohl noch mehr in Aufnahme kommen, wenn das Rowdytum der behördlich geschützten und geförderten roten Rüpel noch weiter um sich greift. Im Berliner Polizeimuseum hebt man einen kleinen, äußerst harmlos aussehenden Spazierstock auf, der sich aber bei näherer Untersuchung als ein raffiniert konstruiertes Gewehr entpuppt, das in einem Augenblick durch Abschrauben des Griffes schußbereit gemacht werden kann. Es wurde einem Verbrecher abgenommen, der einen Beamten damit getötet hatte. So kann der Stock nicht nur als Waffe dienen, sondern selbst zur Waffe adaptiert werden.

Daß man Stäbe aushöhlte und die gewonnenen Hohlräume zum Schmuggeln oder anderen Maßnahmen benützte, die aus irgendeinem Grunde das Licht zu scheuen haben, ist ja nichts Neues. Die ersten Kokons des Seidenwurms, deren Ausfuhr aus China mit dem Tode bedroht war, sind ja durch Pilger mit Lebensgefahr in ihren ausgehöhlten Stöcken über die Grenze und nach Byzanz gebracht worden. Der kunstsinnige Titularkönig René von Sizilien, der 1480 starb, besaß in seinem Schlosse

Angers einen Stock, in dessen Hohlraum sich ein auf eine Pergamentrolle gemaltes Bildnis seiner zweiten Frau Jeanne de Laval befand.

Den eigentlichen Spazierstock hat das frühe Mittelalter ja nicht gekannt. Der Stock diente Greisen als Stütze, in diesem Sinne wird im „Erec" der Krückstock erwähnt, Wanderer begleitete er auf ihren Fußtouren, als Spielzeug der Mode taucht er erst im 15. Jahrhundert auf. Karl der Große hat seinen Stab, den der Mönch von St. Gallen beschrieben hat, gewiß als ein Abzeichen seiner Würde gehandhabt und nicht als elegante Überflüssigkeit, auf die er ebensogut hätte verzichten können.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts hört man zuerst vom Spazierstock. Im Inventar König Karls V. von Frankreich aus dem Jahr 1379 werden Stöcke von Zedernholz aufgeführt mit goldenen Knöpfen, der eine trug das Wappen von Frankreich, der andere das des Dauphin. Ein Jahrhundert später besaß König René schon mehrere Stöcke, außer dem oben erwähnten mit dem Bild seiner Frau, einen schwarzen, ganz und gar geschnitzten, der mit einem wohlriechenden Lack überzogen war, einen weißen, an dessen Griff ein Rosenkranz von Ambra befestigt war, einen, der mit Pfaufedern belegt war usw. Alle waren an ihrem unteren Ende mit scharfen eisernen Spitzen versehen wie ein Alpenstock. Iwan der Schreckliche machte sich das Vergnügen, wenn er mit einem seiner Untertanen eine freundschaftliche Unterhaltung pflog, ihm das scharfe Eisen seines Stockes durch den Fuß zu bohren, so daß er ihn förmlich an den Boden nagelte. Wehe dem Unglücklichen, der sich gegen dieses Vorgehen des Zaren hätte empfindlich zeigen wollen.

Seit der Stock an die Mode übergegangen war, bemächtigte sich auch die Dame seiner. Zwar hört man auch schon früher davon, daß gewisse hochstehende Frauen Stöcke zur Hand hatten, aber es scheint sich um Ausnahmefälle gehandelt zu haben. Auf der Synode zu Orléans ereignete es sich, daß die Königin, Gattin des Kapetingers Robert II., ihrem Beichtvater ein Auge ausschlug, weil sie ihn für einen Ketzer hielt. Im 15. Jahrhundert waren die Damen weniger schlagfertig, sie ahmten, wie Martial d'Auvergne berichtet, die Herren nur nach, indem sie auch mit Spazierstöckchen promenierten.

Von diesem Zeitpunkt an ist der Stock als Begleiter des Herrn nicht mehr verschwunden, wenn er, wie es scheint, sich

zuerst auch nur bei den oberen Klassen einbürgerte. In England muß König Heinrich VIII., der gekrönte Blaubart, der erste gewesen sein, der sich seiner bediente. Zu seiner Garderobe gehörten im Schlosse zu Greenwich mehrere Spazierstöcke, darunter 6 mit Seidenstoffen überzogene und mit Gold beschlagene Stücke. Ferner ein mit vergoldetem Silber verzierter Stock, am oberen Ende mit einer astronomischen Uhr und schließlich noch einer, der im Griff einen ganzen Werkzeugkasten enthalten haben muß. Er war mit Gold beschlagen und trug oben ein Parfümbüchschen, darunter eine Sonnenuhr und dabei eine Zange, einen Kompaß, einen Maßstab, ein Messer, eine Feile, alles von Gold und außerdem noch einen Probierstein in Gold gefaßt. Im Historischen Museum in Dresden ist aus der kurfürstlichen Zeit ein italienischer Spazierstock vorhanden mit äußerst fein gearbeitetem silbernem Knopf, an dem man die Jahreszahl 1540 liest. Herzog Albrecht von Bayern benutzte ein Stöckchen aus vier Stücken Elfenbein, die mittels 9 goldener Reifen zusammengehalten waren. Diese Reifen waren mit 64 antiken, geschnittenen Steinen, kleinen Diamanten und goldemaillierten Röschen besetzt. Als Knopf diente eine runde Sonnenuhr von Gold. Dieses Prachtstück, das Philipp Hainhofer 1611 in der Kunstkammer der Münchner Residenz bewunderte, befindet sich noch heute in der Schatzkammer der Wittelsbacher. Kaiser Max II. hinterließ 1578 dem Erzherzog Wenzel „ain steckl von Kaiser Ferdinand mit dem Königlichen und östreichischen Wappen". Es wurde auf 40 fl. geschätzt.

Stockknopf (Bec de corbin) von Lalonde, Paris

In Frankreich soll Heinrich IV. den ersten als Luxusgegenstand anzusprechenden Stock besessen haben, unter den letzten Valois wurde er nicht gebraucht. Ludwig XIII. benützte einen einfachen Stock von Ebenholz mit Griff von Elfenbein, aber zu seiner Zeit fing man schon an, auf kostbar verzierte Spazierstöcke großen Wert zu legen. Das Inventar der kaiserlichen Schatzkammer in Wien aus dem Jahre 1619 beschreibt köstliche Exemplare. Da war ein Stab von indianischem Holz mit einem

Griff von Bernstein, aber das war auch der bescheidenste. Ein anderer von Persillenholz (Brasilien?) trug als Griff einen orientalischen Jaspis, in Gold gefaßt, die Spitze von Silber; ein dritter von Ebenholz war mit Gold beschlagen und mit Rubinen und Türkisen besetzt; ein vierter war mit Perlmutter eingelegt, mit 8 Rubinen und 17 Türkisen geschmückt; ein fünfter bestand aus indianischem Rohr mit Goldbeschlag, in den 19 große Türkise und 18 Rubine gefaßt waren. Das Hauptstück war ein Stab von indianischem Fischbein, oben mit Gold beschlagen, mit dem ein Ring verbunden war, der außer mit einem schönen Diamanten und einem schönen Rubin noch mit je einem Karneol, Saphir, Smaragd, Opal, Amethyst, Topas und Chrysolith besetzt war.

Nach Kenntnisnahme dieses Inventars kann man eigentlich Ludwig XIV. nicht mit Recht beschuldigen, daß er es gewesen sei, der den Luxus in Spazierstöcken so besonders gefördert habe. Er soll allerdings schöne Stöcke geliebt haben und ließ sich hinreißen, eines Tages im Zorn einen solchen von Rosenholz auf dem Rücken eines Lakaien zu zerschlagen. 1695 wurde ihm vom Hofjuwelier ein Stock mit einem Knopf von Achat, besetzt mit 24 Diamanten geliefert. Der König zeigte sich nie ohne Stock in der Öffentlichkeit, eine Gewohnheit, die sofort in der ganzen Welt von großen und kleinen Potentaten nachgeahmt wurde. Die Modebilder der Firma Bonnard aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die den Monarchen so oft dargestellt haben, geben ihm stets einen Stock in die Hand. Bei den Untertanen war das etwas anderes, zur Zeit Ludwigs XIV. hatte außer dem Generalkontrolleur der Finanzen niemand das Recht, mit dem Spazierstock vor dem König zu erscheinen. Der Stock Kaiser Leopolds I. war mit Türkisen und Diamanten besetzt. König Friedrich III. von Dänemark, der in seinen Mußestunden Gold machte, besaß einen Stock, dessen Griff von alchymistischem Golde er selbst präpariert haben soll. Im Schlosse Rosenborg sieht man noch mehrere Stöcke dieses ersten dänischen Erbkönigs, u. a. von Narwalzahn, dessen Handgriff und Zwinge emailliert und mit Rubinen besetzt sind, einen „Jakobsstab und Reimstock" aus Silber vom Jahre 1663 u. a. Sein Sohn, der spätere König Christian V., der 1699 starb, benützte als Kronprinz einen mit Silber beschlagenen Spazierstock, der mit einem Ellenmaß versehen ist und mehrere Instrumente, wie einen Kaliberstock, Kompaß und Sonnenuhr enthält.

Als der spätere König Friedrich I. von Preußen noch Kurprinz war, erhielt er von dem Abt von Murbach einen Stock geschenkt, dessen Knopf von Achat mit 13 Diamanten besetzt war. Dieser Herrscher war, wie bekannt, außerordentlich prachtliebend. Friedrich Wilhelm I. entnahm den Juwelen seines Vaters die mit Diamanten besetzten Stöcke gleich nach dem Dutzend. 1713 einen Stock mit 5 großen und 23 kleinen Brillanten; einen anderen mit einem Knopf von Kokosnuß, oben ein Brillant und 8 Rosen; einen weiteren, dessen Jaspisknopf mit Rubinen und Rosen gefaßt war und 1719 nochmals zehn ähnlich ausgestattete Stöcke. Friedrich I. war für Geschenke von Stöcken überhaupt sehr empfänglich, seine dritte Frau Sophie Luise von Mecklenburg machte ihm einen Stock zum Präsent, in dessen goldenen Knopf ein großer, rot unterlegter Tafelstein gefaßt war.

Die Stöcke des 17. Jahrhunderts waren sehr lang, so daß man sie unterhalb ihres Griffes in die Hand nahm. Der Griff war ein runder Knauf, oft in Relief gearbeitet. Im Wiener Hofmuseum ist ein solcher Stockknopf von Silberguß, französische Arbeit, Herkules im Kampf mit Antäus vorstellend. Im oberen Teil waren sie durchbohrt, um eine Schnur durchziehen zu können, deren Enden durch eine Quaste verbunden waren. Solcher Stöcke bedienten sich auch schon in dieser Zeit die eleganten Damen.

Wie das 18. Jahrhundert das des Fächers war, so war es auch das des Stockes, er fehlte in keiner Hand, und ein hohes Maß von Kunstfleiß und Mühe ist an die Ausgestaltung des Griffes gesetzt worden. Der Stab selbst war meist spanisch Rohr, der Handgriff aber so ziemlich aus allen Materialien, die sich bearbeiten lassen. Nur selten wählte man andere Stoffe als spanisch Rohr oder Holz. Im Wiener Hofmuseum ist ein Spazierstöckchen von Schildpatt, auf dem goldenen Knopf in Piquéarbeit der gekrönte Doppeladler. Im Grünen Gewölbe in Dresden sind Stöcke aus Schlangenholz von Ceylon und aus angeblichem Einhorn, das aber in Wirklichkeit gegossenes Schildkrot ist. In der Wiener Schatzkammer fanden sich 1731 Spazierstöcke aus Elfenbein und Schildkrot; der Stock des Herzogs Karl August von Zweibrücken, der 1795 starb, war ebenfalls aus Schildkrot mit einem goldemaillierten Kopf, aber das sind Ausnahmen von der Regel, wohl schon aus dem Grunde, weil man mit diesen gegossenen Stöcken sehr vorsichtig umgehen mußte, wenn sie nicht zerbrechen sollten. Man hätte niemals mit ihnen zu-

schlagen dürfen, was doch die hohen Herren dazumal sehr liebten. Friedrich Wilhelm I. von Preußen ist ein Beispiel für diesen Herrschertyp, er schonte, wenn er seine Zornanfälle hatte, nicht einmal seine eigene Familie und wählte sich Bürgerliche zu Ministern, weil sie sich Schläge gefallen ließen.

War die Auswahl des Materials für den eigentlichen Stock ziemlich eng begrenzt, so gab es für den Griff hinsichtlich des Stoffes gar keine Schranken. Mehr dagegen für die Form. Man kannte im Grunde nur drei Arten von Griffen. Den runden Knopf, der auch vieleckig sein konnte, so wie er schon im 17. Jahrhundert im Gebrauch gewesen war, die Krücke, die man wirklich zum Stützen verwenden konnte und den leicht gekrümmten Griff, den die Franzosen à bec de corbin nennen. Diese hat man aus Edelsteinen, Halbedelsteinen, Gold, Silber, Bronze, Elfenbein, Perlmutter, Bernstein, Hirschhorn angefertigt, ja die Porzellanfabriken von Meißen, Wien, Berlin, Chantilly waren nicht sobald im Gange, als sie sich mit Eifer an die Herstellung von Stockgriffen machten und sie mit dem ganzen Reiz ausstatteten, der der Kleinkunst des Rokoko anhaftete. Die Porzellanfabrik König Karls III. in Neapel lieferte 18 verschiedene Modelle von Stockknöpfen von 1 bis zu 60 Dukaten das Stück.

Man hat mit den Spazierstöcken einen ausschweifenden Luxus getrieben, in Frankreich standen die Bankiers und die Generalpächter an der Spitze der Verschwender. Die Herren Samuel Bernard, der so oft Bankrott gemacht hatte, daß er seine Gelder schließlich nicht mehr zählen konnte, und de la Popelinière sollen Stöcke besessen haben, die 10 000 Taler gekostet hatten. Vornehme Leute verausgabten im Jahr 40 000 Francs für ihre Spazierstöcke. Der Herzog von Richelieu, berühmt als Schürzenjäger, berühmter und erfolgreicher wie als Heerführer, zeichnete sich auch durch die Auswahl und Kostbarkeit seiner Stöcke aus. Selbst Voltaire, der doch auf Eleganz keinen Wert legte, besaß 80 Stück und Rousseau, der ein armer Teufel war, noch immer 40. In Deutschland ist wohl der sächsische Premierminister Graf Brühl der Besitzer der meisten und schönsten Exemplare gewesen. Er nannte 300 Stöcke sein eigen, weil er zu jedem seiner 300 verschiedenen Anzüge das assortierte spanische Rohr hatte (und eine passende Dose!).

Ein Verbrauch in diesem Umfange stellte natürlich an die Phantasie der Griffkünstler die weitgehendsten Ansprüche. Der Kurfürst

Oberst der französischen Artois-Dragoner. Nach Le Clerc.
Aus der Galerie des Modes. 1778

Stockknöpfe. Entwürfe von Maria, Paris, um 1760

von Sachsen besaß einen Stock, dessen Knopf aus einem Smaragd geschnitten war; Kurfürst Max Joseph III. von Bayern einen Stockknopf aus einem Amethyst mit 30 Brillanten gefaßt, einen anderen von grünem Jaspis mit durchbrochenen Goldornamenten überzogen, darunter unter Glas ein kleines Uhrchen von C. Cabrier in London. Dieser selbe Monarch hatte ein spanisches Rohr mit einem Löwenkopf, besetzt mit 548 Brillanten und 322 Smaragden. In der Sammlung Ole Olsen ist ein Stockgriff in grauem Karneol, der einen Türkenkopf vorstellt, die Augen aus Emaille, das umkleidende Rankenwerk dreifach in Gold und Silber geschnitten. Das Inventar der Wiener Schatzkammer aus dem Jahr 1731 führt viele Stöcke auf, besetzt mit Rubinen, Diamanten, Smaragden und Granaten, darunter ein spanisches Rohr mit goldenem Knopf, oben ein großer Smaragd, ringsum kleinere Diamanten, einen „Stecken" mit Goldknopf, in den ein großer und acht kleinere Diamanten gefaßt sind. Es waren auch mehrere Stöcke da, die man als Fernrohr benutzen konnte, sogenannte „Perspektivstecken", in deren Knopf von Goldfiligran gewöhnlich noch eine Uhr untergebracht war.

Der Wunsch, der den Spazierstock gern praktisch und nicht nur als Spielzeug verwerten wollte, führte nicht nur zum Per-

spektiv, sondern auch zum Schrittzähler. Der Mathematische Salon in Dresden besitzt 3 Schrittzähler in Form von Spazierstöcken. Die älteren sind nicht datiert, nur der jüngste ist bezeichnet „Lehmann Reinharz", gehört also der Werkstatt des Reichsgrafen Löser um das Jahr 1740 an. Am Ende des stockliebenden Jahrhunderts wurde auch der Czakan oder die Stockflöte erfunden, die eine Langflöte in Spazierstockform war und in Österreich und Ungarn großen Anklang fand. In der Hinsicht der Brauchbarkeit geht wohl ein Spazierstock am weitesten, den die Wiener Schatzkammer 1750 bewahrte. Es war ein „langer mit verschobenen Reifen gedrehter Stock, so dreimal aufzumachen. Im untersten Teil eine Schreibfeder mit allem Zubehör, im anderen ein Maßstab, im dritten ein Perspektiv. Der hohle Kopf ist zu einem riechenden Schwämmerl zu gebrauchen". Für Tanzmeister, die ihre Lektionen auf der Geige zu begleiten pflegten, für die sie sich ganz kleiner Instrumente bedienten, die sie nötigenfalls in der Tasche tragen konnten, gab es auch Spazierstöcke, aus denen sich eine Tanzmeistergeige entwickelte. Das Cluny-Museum in Paris besitzt eine solche „Canne-pochette" aus Schildpatt, mit Silber eingelegt, der Stock von Ebenholz.

König Friedrich der Große, für dessen gesamten Haushalt im Jahr nicht soviel daraufging, wie an anderen Höfen oft für ein einziges Fest, hatte eine spezielle Liebhaberei eigentlich nur für seine Dosen und seine Stöcke. Bei ihnen schaute er die Kosten nicht so genau an. Der Kaufmann Gotzkowskj lieferte ihm eine Stockkrücke aus Perlmutter in Gold gefaßt, für 125 Taler. Die Hofjuwelierfirma Jordan lieferte einen goldenen Stockknopf für 35 Taler; einen Griff Bec de corbin aus Jaspis, in Gold gefaßt und mit Diamanten besetzt, für 360 Taler; einen runden Knauf in Email mit Brillanten für 2270 Taler; eine Krücke in Gold verschiedener Farben für 1400 Taler; einen Stockknopf aus Bergkristall, in Gold gefaßt und reich mit Brillanten besetzt, für 2800 Taler; der dazugehörige Stock wird mit 16 Taler, die drei Ellen Band mit 3 Taler 12 Groschen berechnet.

Nach dem Tode des Königs fand man in Sanssouci drei Stöcke, einen mit Krücke von Chrysopras, besetzt mit Brillanten, einen mit goldener Krücke und einen mit stählerner goldtauschierter Krücke. Im Stadtschlosse zu Potsdam, das Friedrich der Große im Winter zu bewohnen pflegte, fand sich noch ein Stock mit goldemaillierter Krücke. Diesen nahm Napoleon 1806 mit

Stockknöpfe. Entwürfe von Lalonde, Paris, um 1780

fort, schenkte ihn dem Marschall Ney und er ist auf manchen Umwegen schließlich an die preußische Königsfamilie zurückgelangt. Das Hohenzollernmuseum in Schloß Monbijou besitzt noch einen Krückstock des Königs, ganz aus Schildpatt, der Griff, der ein Perspektiv enthält, ist mit Gold und Perlmutter eingelegt.

Arthur Graf zu Solms ließ sich ein Hirschgeweih als Stockkrücke fassen. Es umfaßte eine Jagduhr in Hirschhornfassung, deren unteres Ende einen Jagdhund mit einem Ring im Maule darstellt, welcher die Jagdpfeife bildet. Am oberen Ende die eingelassene Uhr mit Deckel in starker Silberfassung. Äußere Seite ein silbernes Medaillon, in getriebener Arbeit eine Taufhandlung darstellend, mit dem Namen des Künstlers: Bruberger bezeichnet. Auf der Rückseite die eingravierte Inschrift: „Dieser merkwürdige Hirsch wurde am Tauftage meines Sohnes Adolf am 1. Oktober 1750 von mir geschossen. Arthur Graf zu Solms."

Natürlich hat man damals Stöcke auch gern zu Geschenken benutzt. Kaiser Karl VI. schenkte dem mit ihm verwandten Erbprinzen von Braunschweig-Bevern 1733 einen Stock mit einem Knopf von Lapislazuli, der mit einem Hauptbrillanten, Diamanten und Rubinen besetzt war. Katharina II. beschenkte 1777 König Gustav III. von Schweden mit einem Stock, der mit Diamanten im Werte von 60 000 Rubeln (etwa 200 000 Mark der Vorkriegswährung) besetzt war. Franklin hatte von der Pfalzgräfin von Zweibrücken einen Spazierstock zum Geschenk erhalten, aus dem Holze eines wilden Apfelbaumes mit einem goldenen Knopf in Form eines Freiheitshutes. Er vermachte ihn seinem Freunde Washington mit der Bemerkung: „Wäre er ein Zepter, so würde es seiner würdig und in seiner Hand gut aufgehoben sein." In die Corbeille der französischen Prinzessinnen, deren Wertobjekte sie an die Personen ihres Gefolges zu verteilen hatten, gelangten auch Spazierstöcke. So fand die Infantin von Spanien, die 1745 den Dauphin heiratete, in ihrer Corbeille 15 Spazierstöcke à bec de corbin von Gold, die für Subalternoffiziere bestimmt waren. Alle zusammen kosteten 3600 Francs.

Das ganze 18. Jahrhundert hindurch war der Stock dem Herrn von Welt so unentbehrlich wie der Degen und er wurde der Dame so wichtig wie ihr Fächer. Corvinus, der unter dem Namen Amaranthes schrieb, nennt 1715 den „Spatzierstab ein schmahl oder geschwanckes von spanischem Rohr verfertigtes Stäblein mit einer Schleiffe Band versehn", und wenn die Mode auch verlangte, daß man in England um 1730 etwa dieses „schwanke Rohr" mit groben Eichenstöcken vertauschte, das Kennzeichen des wahren Kavaliers unter der Königin Anna und Georg I. blieb doch die Art und Weise, wie er seinen Spazierstock oder Knüppel elegant handhabte. Von Ludwig XV. erzählt man, er habe einmal in Versailles seinen Stock zum Fenster hinausgeworfen, weil er darauf und daran gewesen wäre, den Herzog von Lauzun, der ihn gerade entsetzlich langweilte, zu schlagen.

In Paris, der Zentrale der Eleganz, unterschied man die Gerte, „badine" genannt, von dem Stock. Man bediente sich ihrer zu verschiedenen Stunden. Sebastian Mercier, der das Pariser Leben in verschiedenen Epochen geschildert hat, schreibt 1782: „Vormittags geht man mit der Gerte in der Hand. Sie beflügelt den Gang und man kennt Zank und Streit nicht mehr,

die vor 60 Jahren so gewöhnlich waren, damals, als zur Sühne einer bloßen Unaufmerksamkeit Blut fließen mußte. Die Frauen gehen aus und bewegen sich allein in den Straßen und auf den Boulevards, den Spazierstock in der Hand. Er ist für sie kein bloßes Spielzeug, sie haben ihn nötiger wie die Männer, denn ihre hohen Absätze machen sie ja nur größer, um ihnen die Fähigkeit des Gehens zu rauben."

Der Pariser Arzt Tronchin hatte den Damen als Heilmittel gegen das Modeleiden der „Vapeurs" schon seit 1770 warm empfohlen, sich viel Bewegung zu machen und soviel sie könnten, spazierenzugehen. Dazu konnten sie freilich den Stock nicht entbehren, und sie haben ihn, wie die Bilder in der „Galerie des Modes" in Bertuchs Journal des Luxus und der Moden beweisen, gern und fleißig benutzt. Man gab ihnen hübsche und gefällige Modelle in die Hand. In der Sammlung Bourgeois, ehemals in Köln a. Rh., war ein 144 cm hoher Damenstock von rot gebeiztem Holz mit Beschlag in getriebenem und vergoldetem Rotkupfer. Der Griff endigte à bec de corbin stark gebogen, unten befand sich eine Eisenspitze. Freiherr Rolas du Rosey in Dresden besaß einen Damenstock, dessen Bernsteinknopf mit doppelter Schraubenöffnung als Riechfläschchen für zwei verschiedene Parfüms benutzt werden konnte. Der Deckel zeigte unter einem Bernsteinspiegel eine galante Darstellung.

Bei einer so starken und allseitigen Benutzung bildete sich ein gewisser Komment heraus, der vorschrieb, wie man sich seines Stockes zu bedienen hatte. J. B. de la Salle, der 1782 Anstandsregeln herausgab, gibt eine Menge Verhaltungsmaßregeln. Zu vornehmen Leuten darf man sein Stöckchen überhaupt nicht mitnehmen. Es schickt sich nicht, damit umherzuspielen; gar jemand damit zu berühren, oder so tun, als wolle man zuschlagen, wäre der Gipfel des schlechten Tones. Man darf den Stock nicht unter dem Arm halten und sich beim Stehen nicht darauf stützen, beim Sitzen mit ihm in den Sand zu schreiben, ist ebensowenig passend, wie ihn beim Gehen hinter sich herzuziehen.

Die Republik behielt die Stöcke bei, sie änderte nur ihr Format und ihren Gebrauch. Statt des Spielzeugs gab sie z. B. den Incroyables ganz gewichtige Knüppel in die Hand, mit denen diese imstande waren, sich gegen die Rüpelbanden der Jakobiner zur Wehr zu setzen, und diese Rowdies, die sich ja nur gegen Wehrlose mutig benahmen, zu Paaren zu treiben. Wie

nötig wären uns solche Spazierstöckchen gegen die Rüpel unserer Tage! Die Incroyables, die sehr energische Leutchen waren und durchaus nicht die Moschushasen, die Muscadins, zu denen sie der Parteihaß der von ihnen Verhauenen gestempelt hat, hatten auch eine besondere Art, sich zu erkennen, einen freimauerischen Geheimgruß, indem sie ihre kurzen und dicken Stöcke in einer gewissen verabredeten Art und Weise hoben und senkten. Diese Jahre, die dem Gesindel so gute Tage brachten, förderten auch die Fabrikation von Degen- und Säbelstöcken, für die man die merkwürdigsten Formen gefunden hat.

Die Stockmode überdauerte die Revolution mit allen ihren Phasen, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil die Herren so glücklich waren, einen Gegenstand zu besitzen, mit dem sie die Hände beschäftigen konnten; die Damen, die zu diesem Zweck Fächer, Muff, Pompadour oder Sonnenschirm hatten, waren ihnen in dieser Beziehung bedeutend überlegen. Noch das Empire hielt daran fest, am Vormittag und Nachmittag verschiedene Stöcke zu benutzen. Graf Clary-Aldringen schreibt am 10. Mai 1810 seiner Frau aus Paris, daß er sich nach der Mode kleidet. „Morgens mit dem Spazierstock, den man ja nicht mit dem Abendstöckchen verwechseln darf." Selbst Napoleon I., der doch meist Uniform trug, machte der Mode Konzessionen, er besaß einen Spazierstock aus Schildpatt mit Spieluhr.

In England trennte sich der Gentleman so wenig von seinem Stöckchen wie der Franzose; ein unbekannt gebliebener Verfasser hielt es 1809 für notwendig, den Trägern von Spazierstöcken eigene Verhaltungsmaßregeln zu geben, damit sie sich und anderen so wenig Schaden zufügten wie möglich. Er erzählt als Warnung die Schreckensgeschichte von dem Jüngling, der sich um die Zuneigung seiner Wohltäterin und eine große Erbschaft bringt, weil er unachtsam genug ist, seiner Gönnerin die zwei letzten Zähne mit seinem Stock auszuschlagen. Da die alte Dame ihm das nicht verzeihen kann, verstößt sie ihn.

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch behauptete sich der Spazierstock in der Gunst des Herrn. Erst seitdem jeder bessere Herr sich verpflichtet fühlt, immer eine Aktentasche mit sich herumzuschleppen, mag er auch nichts anderes darin haben, als eine Zeitung und seine Frühstückssemmel, ist er ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden, schon weil die wenigsten Herren geschickt genug sind, zwei Gegenstände tragen zu können,

Modebild aus der „Galerie des Modes", Paris 1784

ohne sich und andere entsetzlich zu belästigen. Die Mode hat natürlich in Größe, Umfang und Form des Griffes häufig genug gewechselt, in Paris mußte der elegante Herr sogar im Theater seinen Stock mit der silbernen Krücke dabei haben.

Da der Spazierstock von dem Manne nun einmal nicht zu trennen schien, so hat der Erfindungsgeist sich angestrengt, ihm dieses Utensil so reizvoll wie möglich zu gestalten. Als z. B. der Dichter de la Harpe in Paris seine langweiligen Tragödien aufführen ließ, kam ein Knotenstock auf, der in seinem Griff eine schrille Pfeife verbarg, man nannte ihn den Stab der Barmekiden, nach einem der ödesten Stücke dieses Dramatikers. Während der Restauration waren in Frankreich alle Erinnerungen an das Kaiserreich streng verpönt, Unvorsichtige zogen sich sogar Strafen zu. Da erfand man Stöcke mit Knäufen von seltsam mißgestalteter Form; ließ man aber bei künstlichem Licht ihren

Schatten auf die Wand fallen, so erkannte man das charakteristische Profil des „petit caporal". In Deutschland benutzten die Studenten ihre Stöcke als Stammbücher. Sie ließen ihre Freunde Namen und Inschriften darauf anbringen, die den Stock schließlich wie ein Band umzogen. Als in der Zeit der Demagogenverfolgungen Arnold Ruge in Berlin vor den berüchtigten Geheimrat von Kamptz zitiert worden war, hatte er bei dem Verhör einen solchen Stock bei sich gehabt und das Mißtrauen dieses üblen Demagogenriechers erregt. Der junge Student war schon lange wieder weitergewandert, da hetzte der preußische Geheimrat ihm Landjäger und Polizisten nach, um ihm dieses gefährliche Utensil abzunehmen.

Erfinder und Industrielle haben einen staunenswerten Wetteifer entfaltet, um mit der gegebenen Form des Stockes tausend technische Möglichkeiten zu verbinden, für die sie entweder den Griff oder den Stab nutzbar zu machen versuchten. Ein gewisser J. J. Hemmer erfand einen Blitzstock, aus dem man oben und unten Drähte herauszieht, deren einer in die Erde gesteckt wird, während der andere 8 bis 9 Fuß hoch in die Luft ragt. Geht der Besitzer dann weit genug von dem Apparat weg, so ist er vor dem Blitz sicher. 1817 erfand Horn in Dresden den Spazierstock, der sich in eine Laterne verwandeln ließ, aber man ist dabei nicht stehengeblieben. 1894 konnte eine französische Zeitung schon 22 verschiedene Konstruktionen abbilden, die erlaubten, den Spazierstock als Stativ für den Photographen, als Toilettetisch, als Staffelei des Malers, als Schemel, als Sessel, als Flinte, als Kerzenhalter, als Laterne zu benützen. Der Griff diente zum Bewahren eines Eßbestecks, eines Hammers für Mineralogen, einer photographischen Kamera, von Feder und Tinte, einer Pistole, eines Glases zum Trinken, einer Tabakdose, eines ärztlichen Bestecks, einer Schachtel Streichhölzer, eines Zigarettenetuis, eines Fernrohrs, eines Zündsteins usw. usw. Man hat seit der Zeit Spazierstöcke mit der Einrichtung einer Hausapotheke, solche, die als Hörrohr dienen können und viele scharfsinnige Erfindungen mehr, und man muß nur wünschen, daß die glücklichen Besitzer solcher praktischer Herrlichkeiten sie auch immer zur Hand haben, wenn sie sie gerade brauchen können und daß es ihnen nicht geht wie den Eigentümern von Regenschirmen, die man immer zu Hause gelassen hat, wenn es regnet.

Die große Mannigfaltigkeit der Spazierstöcke hat die Sammler auf den Plan gerufen. Heine erzählt, daß Heinrich Beer in Berlin, ein Bruder des berühmten Komponisten Meyerbeer, eine Sammlung von Spazierstöcken im Werte von 6000 Talern besaß. 1880 kamen bei der Auktion des Schlosses San Donato bei Florenz auch die 26 kostbaren Spazierstöcke des Fürsten Anatol Demidoff zur Versteigerung. Sie erzielten Preise bis zu 1200 Francs das Stück.

Gute Beispiele in des Verfassers „Mode".

Band I. Die Mode im Mittelalter.

Seite 13. Byzantinische Kaiserin. Zepter.
„ 15. Mann. Wanderstab.
„ 25. Kaiser Otto III. Zepter.
Tafel 6. Kaiser Otto III. Zepter.
Seite 52. Hirten auf dem Felde. Hirtenstab.
Tafel 9. Kaiser Alexis I. Komnenos. Zepter.
Seite 73. Simone Martini. Die Kirche. Krückstock.
„ 155. Maso Finiguerra.
„ 144. Fiorenzo di Lorenzo.
„ 210. Kaiser Max I.

Band II. Die Mode im 16. Jahrhundert.

Seite 71. Aldegrever. Johann Bocholt. Zepter.
„ 178. Moro. Don Juan d'Austria. Feldherrnstab.
„ 191. — Herzog von Alba. Feldherrnstab.
„ 195. — Wilhelmus von Nassau. Feldherrnstab.

Band III. Die Mode im 17. Jahrhundert. 3. Aufl.

Titelbild. Crispin de Passe. Königin Elisabeth. Zepter.
Seite 12. Callot. Kavalier.
„ 38. Boße. Französ. Kavalier.
Tafel 13. Van Dyck. Lord Wharton. Hirtenstab.
Seite 171. Bonnard. Modebild. Damenstock.

Band IV. Die Mode im 18. Jahrhundert. 3. Aufl.

Seite 3. Rigaud. Ludwig XIV. Zepter.
„ 22. Schuppen. Prinz Eugen. Feldherrnstab.
„ 33. Gravelot. Kavalier.
„ 73. Lépicié. Die Jugend. Damenkrückstock.

Tafel 16. Zoffany. Ehepaar.
Seite 189. Chodowiecki.
„ 200. Hickel. Charles Fox.
„ 234. Magazin des Modes. Damenstock.

Band V. Die Mode 1790—1817. 4. Aufl.

Tafel 1. Journal des Dames.
Seite 64. Le bon genre. Knotenstöcke.
„ 115. Wilck. Baron Rohrscheidt.
„ 195. Schadows Bruder.

Band VI. Die Mode 1818—1842. 5. Aufl.

Seite 33. Krüger. Spazierstöckchen.
„ 59. Walter Scott.
„ 67. Modebild.

Band VIII. Die Mode 1878—1914. 2. Aufl.

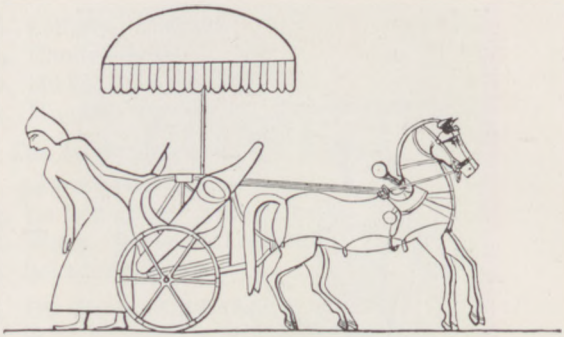
Seite 143. Rezniczek.

Stockknopf
aus Gold und Email

Griechin mit Sonnenschirm.
Nach einem Vasengemälde der Sammlung Hamilton

Der Schirm

Von den beiden Geschwistern Sonnenschirm und Regenschirm ist der Sonnenschirm das ältere und zwar gleich um ein paar Jahrtausend ältere. Er stammt aus dem Orient, dessen Klima einen Schutz gegen den Sonnenbrand zur Notwendigkeit macht. Er war und ist ein nützliches, geradezu unentbehrliches Utensil in heißen Gegenden und er wurde dadurch, daß hochstehende Personen ihn nicht selbst trugen, sondern ihn sich nachtragen ließen, ein Symbol von Macht und Würde. Alabasterreliefs des Palastes zu Nimrud bei Ninive, die man in die Zeit von 885 bis 860 v. Chr. setzt, zeigen den Herrscher von Assyrien auf dem Kriegswagen. Hinter ihm steht ein Diener, der ihn mit einem Schirm vor den blendenden Strahlen der Sonne beschützt. Die Form desselben ist konisch, der Stoff gestreift; soweit es sich beurteilen läßt, scheint der Schirm zum



Altägyptischer Wagen mit Sonnenschirm.
Nach einem Wandgemälde in Theben

Zusammenlegen eingerichtet gewesen zu sein. Auch bei den Achämeniden, die in Persepolis regierten, schreitet ein Schirmträger hinter dem Königswagen. Im alten Ägypten thront nicht nur der Pharao unter einem Sonnenschirm, auch die Götterbilder, die bei Prozessionen umhergeführt wurden, beschützen Schirme. Auf Bildern im alten Theben sieht man Prinzessinnen auf kleinen Wagen fahren, an denen ein Sonnenschirm, den Fransen umgeben, befestigt ist. In Persien war er allgemein in Gebrauch, denn Xenophon schreibt in der Cyropädie, daß die Perser sich in der heißen Jahreszeit der Sonnenschirme bedienten. Ob die alten Hebräer ihn kannten, ist zweifelhaft, in der Bibel deutet nichts darauf hin. Besaßen sie ihn, so müssen sie ihn jedenfalls erst spät kennengelernt haben, wahrscheinlich mit dem Umweg über Griechenland. Man sieht ihn erst, umgeben mit einem Lambrequin, auf einer Münze des Herodes Agrippa, der im Jahre 44 n. Chr. gestorben ist.

Wie hoch das Alter ist, auf welches der Sonnenschirm im fernen Osten zurückblicken kann, ist nicht mehr zu ermitteln, in China ist er seit dem 11. Jahrhundert v. Chr. beglaubigt. Er ist dort längst zu einem Abzeichen des Ranges geworden. So lange die Mandarinen im Reich der Mitte regierten, erkannte man die Stellung eines Würdenträgers daran, ob ihm ein Sonnenschirm mit doppeltem oder dreifachem Dach vorangetragen wurde, ein Schirm mit 4 Etagen war das Vorrecht der kaiserlichen Majestät. Frühe Berichte der chinesischen Missionen

Dame mit Schirmträger.
Von einer griechischen Vase aus dem Berliner Museum

schildern mit lebhaften Farben die Prozession des Kaisers nach der großen Pagode. Dabei wurden 200 vergoldete Fächer mit Drachen und 24 prachtvolle Sonnenschirme mitgeführt, vor dem Kaiser wurde ein ganz besonderes Prachtstück eines Schirmes von Seide und Gold, mit Blumen, Federn und Edelsteinen ausgeputzt, einhergetragen. Als der deutsche Gesandte, Freiherr von Heyking, im Oktober 1897 sich von Peking nach Wuchang begab, wurde er dort durch die chinesischen Behörden feierlich empfangen. „Es wartete sogar ein roter Schirm, das Zeichen ausübender Gewalt auf ihn", schreibt seine Gattin in ihren Briefen. Als Prinz Heinrich von Preußen im Mai 1898 den Kaiser von China besuchte, erschien der hohe Herr ebenfalls unter einem roten Schirm. Auch in Japan hat der Sonnenschirm bei allen öffentlichen Aufzügen, Prozessionen und Zeremonien seinen Platz; der Mikado zeigte sich nicht anders, als von seinem Schirmträger begleitet.

In Indien dürfte der Sonnenschirm nicht jünger sein. Die Reliefs des rechten Pfeilers des östlichen Tores der großen Stupa von Santschi, die das früheste Denkmal indischer Kunst unter persischem Einfluß darstellen, und, wie angenommen wird, um die Zeit von Christi Geburt entstanden sein dürften, zeigen eine Versammlung thronender Götter, über deren Häupter Sklavinnen Sonnenschirme halten.

Kalidasa erwähnt den Schirm in der Sakuntala. In seiner fünften Inkarnation steigt Wischnu mit einem Sonnenschirm in der Hand in die Unterwelt, bei Prozessionen begleiteten Brahminen den Wagen Wischnus mit Sonnenschirmen aus kostbaren Stoffen, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren. Mahabharata wird mit weißem Sonnenschirm bestattet und solche werden auch an seiner Bahre dargebracht. Der Sonnenschirm galt auch in Indien als Zeichen der Würde, einer mit 7 Etagen war das Vorrecht des Herrschers. In einer Adresse, die der König von Birma 1855 an den englischen Generalgouverneur von Indien richtete, nannte er sich selbst den Herrn des großen Sonnenschirmes, und die Fürsten der Mahratten haben nie aufgehört, diesen Titel zu führen. Als der damalige Prinz von Wales 1877 seine Rundreise durch Indien machte, mußte man ihn, um den Indern Respekt einzuflößen, auf einen Elefanten setzen und einen goldenen Sonnenschirm über ihn halten lassen. Als Geschenk indischer Fürsten brachte der hohe Herr eine ganze Sammlung kostbarer Sonnenschirme mit nach Haus, einige ganz mit Federn überzogen, andere gestickt, der kostbarste rührte von der Königin von Lucknow her, er war von blauer Seide, mit Gold gestickt und ganz mit echten Perlen bedeckt. Der Sonnenschirm war in Europa noch so gut wie unbekannt, da fiel er den Reisenden in Vorderindien als eine Merkwürdigkeit des Landes auf. „Es geht Niemand in Goa, der was sonderlichs sein will, zu Fuß über die Gasse," schreibt Mandelsloh in seiner 1633 erschienenen morgenländischen Reise, „sondern lassen sich von etlichen Sklaven in Palanquinen tragen und über sich große Quitesol oder Sonnenschirm für die Sonnenhitze und auch zur Pracht." Die gewöhnlichen Exemplare bestehen in China und Japan aus einem Gestell von Bambus, der Bezug aus geöltem und mit Bildern und Sprüchen bunt bedrucktem Papier.

Im Griechenland der klassischen Zeit bediente man sich der Sonnenschirme, um bei den Prozessionen, welche die Weih-

Chatta Burdar. Indischer Träger eines Prunksonnenschirms. Kalkutta 1848

geschenke an Athene, Ceres, Poseidon und andere Gottheiten in deren Tempel geleiteten, die Gaben zu schützen, auch bei den Dionysosfesten waren sie in Gebrauch. Die Laien wußten aber ebenfalls mit ihnen umzugehen. Anakreon macht sich über den Artamon lustig, der einen Sonnenschirm mit Elfenbeingriff braucht, gerade wie Frauen. Ihre Konstruktion muß der modernen ziemlich ähnlich gewesen sein, zum Zusammenlegen eingerichtet. In Aristophanes Rittern sagt Agoracrites zu Demos: „Deine Ohren waren ausgespannt grad' wie ein Sonnenschirm und klappten wieder zu." In desselben Dichters Thesmophoriazusen rühmt sich der Chor der Weiber: sie hätten ihre Schirme

nicht weggeworfen wie die Männer ihre Schilde. Griechischen Vasenbildern ist die Darstellung von Sonnenschirmen etwas durchaus Geläufiges. Man sieht Frauen damit sitzen oder beim Ausgang von Sklavinnen gefolgt, die ihnen den Schirm nachtragen. Bei den Festaufzügen trugen nicht Sklavinnen, sondern Töchter von Metöken die Schirme. Auch den gravierten Metallspiegeln, die auf etrurischen Gräbern so zahlreich ans Licht kamen, ist der Sonnenschirm der Frau etwas Bekannntes und Vertrautes. Die Form scheint man gewissen spitzen Kopfbedeckungen abgesehen zu haben, wie die Griechen sie trugen und wie sie in Japan, Korea und China vielleicht noch getragen werden. Der haltende Stab war nicht immer in der Mitte, sondern manchmal an der Hinterseite befestigt, was in dem Fall besonders zweckmäßig war, wenn ein rückwärts von der Besitzerin Schreitender sie mit dem Schirm schützen sollte. Dann kam ihr der volle Umkreis des Schattens zugute.

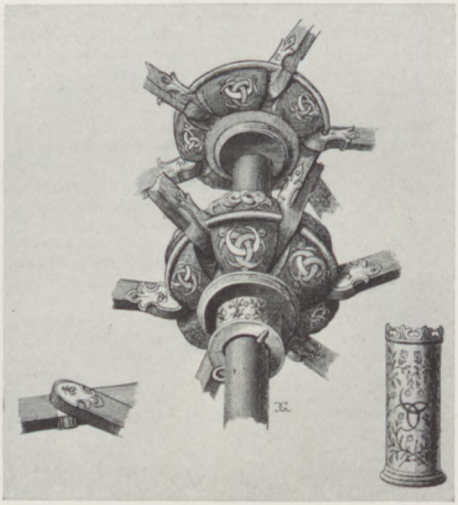
Der Sonnenschirm der römischen Damen wird sich von dem der Griechinnen nicht unterschieden haben. Nach Plinius hat man Palmblätter dafür benützt und als Gerüst Bambusstäbe. Später hat man sie aus Seide hergestellt, aus Purpurstoff mit Goldverzierung, die Tragstange aus Elfenbein mit Edelsteinen besetzt. Pollux, Ovid, Martial erwähnen den Sonnenschirm und auch die römische Sitte, sich denselben nachtragen zu lassen. Im alten Rom erscheint übrigens zum erstenmal der Regenschirm, wenigstens sind verschiedene Stellen der lateinischen Autoren nur zu verstehen, wenn man sie auf den Regenschirm deutet. Virgil spricht in der zweiten Georgica von dem Schirm aus einem Stück Leder, was sich doch wohl nur auf einen Regenschirm beziehen kann, und Martial sagt in einem Epigramm seines vierzehnten Buches: „Vergiß nicht, wenn du bei schönem Wetter ausgehst, den Schirm für das schlechte mitzunehmen." In diesem Zusammenhang muß auch Juvenal verstanden werden, der doch nur einen Regenschirm meinen kann, wenn er einen „schön grünen Schirm" empfiehlt, „da der feuchte Frühling naht". Ursprünglich gehörte der Schirm gewiß nur zur Toilette der Frau, aber ähnlich wie in Griechenland fanden ihn die Herren wohl zu praktisch, um ihn nicht auch zu benützen. Claudius Claudianus erwähnt im Jahre 399 n. Chr. den Schirm, den verweichlichte Jünglinge auf dem Spaziergang tragen. In noch späterer Zeit aber muß dieser Gebrauch nichts Auffallendes mehr an sich ge-

Dame mit Stockschirm
Aus Bertuchs Journal des Luxus und der Moden. Juni 1791

Ritter mit dem päpstlichen Schirm bei dem Einzug Johanns XXIII. in Konstanz. Tuschzeichnung in der Handschrift von Ulrich von Reichenthal, Concilium Constantiense

habt haben, denn in einer Schrift über Erziehung, die, vielleicht nicht ganz mit Recht, dem Boëthius zugeschrieben wird, ist die Rede davon, daß ein junger Sohn eines Prätors stirbt, weil er während der Hundstage ohne Sonnenschirm ausging und sich durch diesen Mangel an Vorsicht einen Hitzschlag zuzog.

Wie Fächer und Handschuh in den liturgischen Ornat übergingen und dadurch von der Kirche für die mittelalterliche Kultur gerettet wurden, so ging es auch dem Schirm. Der Klerus übernahm ihn weniger als Gegenstand des praktischen Gebrauchs, denn als Symbol der Macht und des Ansehens, wie es nur Personen vom höchsten Rang im Orient zustand. Wie manches an-



Details vom Gestell des Schirmes der Diana von Poitiers. Coll. Reiset

dere Recht maßten sich die Päpste nicht nur das an, den Schirm selbst zu benützen, sondern ihn als Hoheitsattribut auch an andere Personen zu verleihen. So beschenkte Papst Paul I., der von 757 bis 767 regierte, Pippin den Kurzen mit einem Schirm. Man sieht auf Miniaturen der karolingischen Zeit z. B. einer solchen in einem Psalterium der Utrechter Bibliothek, König David, dem ein Engel einen Schirm über den Kopf hält. Hat der Maler sich an ein Original gehalten, so war es eines mit frei beweglicher Stange. Auf einem Intaglio, das den Bischof Johann von Pavia (884 bis 924) darstellt, sieht man, daß ihm ein Diener mit einem aufgespannten Schirme folgt. Man darf wohl annehmen, daß das „Schutzdach", welches Bischof Alkuin von Tours um das Jahr 800 dem Bischof Arno von Salzburg sandte, „damit es Euer verehrungswürdiges Haupt vor Regengüssen bewahre", ein Regenschirm war, der ja nirgend mehr am Platz gewesen wäre als gerade in Salzburg, aber möglicherweise handelte es sich auch nur um einen großen Hut?

Im Zeremonial des päpstlichen Hofes blieb dem Schirm die Doppeleigenschaft eines Gebrauchsgegenstandes und eines Sym-

Van Dyck. Helena Grimaldi, Gemahlin des Nicolo Cataneo.
Sammlung B. A. B. Widener

Oberer Teil eines Plakates von 1715:
«Parapluyes et parasoles à porter dans la poche»

bols. Zeigte sich der Papst in der Öffentlichkeit, so wurde ihm ein aufgespannter Schirm nachgetragen. Der Kanonikus Ulrich von Reichenthal, der alle Vorgänge des 1414 bis 1418 in Konstanz abgehaltenen Konzils genau beschrieben und durch Malereien in Wasserfarben erläutert hat, versäumte nicht, den Einzug Papst Johanns XXIII. in Bild und Schrift zu schildern. Da ist der Ritter, der einen wahrhaft riesigen Schirm hält, nicht vergessen. „Nun ist zewissen," schreibt der Berichterstatter, „daz man einem Bapst, so er über land reiten will, ein söllichen hut vorfürt, und fürt ihn ein starcker gewapneter man auf einem weißen roß, verdeckt mit einem rothen Tuch, gesprengt mit gold, und ist roth und gelb und fürt man ihn für den regen und sonnen, daß er sich darunter enthalten müg. Und ist oben auff dem hut ein güldiner engel und der hat ein güldin creütz in der hand und war der hut bei vierzig Schuh weit." Die Farben Rot und Gelb sind die Farben des Papstes, wie es die der Stadt Rom sind.

Bei feierlichen Prozessionen und großen Zeremonialaufzügen erschien der Papst von zwei Schirmträgern begleitet, der eine mit offenem, der andere mit geschlossenem Schirm, sie symbolisierten die geistliche und die weltliche Macht. Die Schirme selbst behielten ihre traditionell orientalische Form, sie hätten in der Gestalt schon ein Dutzend Jahrhunderte früher am Hofe der Achämeniden funktionieren können. Der päpstliche Hof ist der einzige, der an dem Schirm als Symbol von Macht und Würde bis heute festgehalten hat. Allerdings hat er sich in die Heraldik geflüchtet, wo er in seiner konischen Gestalt, begleitet von den beiden Schlüsseln, das Papsttum vorstellt. So lange der Kirchenstaat bestand, gehörte dies Bild in sein Wappen. In den großen römischen Basiliken ist der Schirm in den päpstlichen Farben aufgehängt und

wird bei Prozessionen auch noch benutzt. Dieser große Schirm ist das Vorbild für den kleinen gewesen, mit dem das Altarssakrament der katholischen Kirche geschützt wird, wenn es etwa zu einem Sterbenden gebracht wird.

Wie der Papst, nahm auch der Doge von Venedig den Schirm als Hoheitszeichen in Anspruch. Bis 1176 ist die Sitte nachweisbar, daß der Doge, wenn er mit großem Gefolge erschien, mit

Die Dame unter dem Schirm — *nach Lancret. Gest. von Boilvin*

einem Schirm von Goldstoff beschattet wurde. Gedauert hat es bis zum Ende der Republik, noch Goethe hat den alten Herrn so auftreten sehen. Als seit der Mitte des 13. Jahrhunderts das Fronleichnamsfest gefeiert wurde, und dank der günstigen Jahreszeit, in die es fällt, mit immer größerem Glanz und Pomp, da verdrängte der Baldachin, der an Stangen getragen wird, den Schirm so gut wie ganz aus den Prozessionen und beschränkte ihn auf Rom und das Oberhaupt der Kirche.

„Regenschirme." Pariser Ausrufer.
Um 1760

Im Mittelalter hatten die Laien den Schirm zwar in der Kirche vor Augen, auch nicht in allen übrigens, zu profanem Gebrauch scheint er, soweit sich das übersehen läßt, nicht gedient zu haben. Die Überlieferung schweigt oder begnügt sich mit Andeutungen, aus denen wenig zu entnehmen ist. Die Normannen sollen einen Regenschirm besessen haben, der aus zwölf und mehr Teilen bestand, von dem es aber zweifelhaft ist, ob er sich zusammenlegen ließ. Von ihnen, die ja selbst aus einem regnerischen Klima stammten, wäre er in England eingeführt worden, und zwar schon im 11. Jahrhundert. Wie es sich auch damit verhalte, seine Spur muß sich ganz verloren haben, denn hat er sich wirklich irgendwo in der Hand der Laien behauptet, so kann das nur in Italien der Fall gewesen sein. Als der Schirm, und zwar als Sonnenschirm, aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder auftaucht, geschieht es in Italien, und nicht vor dem 16. Jahrhundert. Dasy-

Chodowiecki. Zwei Herren in einem Taradei unter einem Schirm.
Aus dem Skizzenbuch der Danziger Reise

podius Dictionarium, das 1537 in Straßburg erschienen ist, kennt den Sonnenschirm dem Wortgebrauch nach. Daß er wirklich allgemein in der Praxis bekannt gewesen wäre, muß für diese Zeit aber mit Entschiedenheit verneint werden, alle Hinweise literarischer oder ikonographischer Art fehlen völlig. Das früheste Denkmal und eine allerdings sehr fragmentarische Reliquie sind die Überbleibsel des Gestänges vom Sonnenschirm der Diana von Poitiers, die als Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich allerdings auch den Anspruch hatte, Gegenstände der Mode und Eleganz als erste zu besitzen.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts kann der Sonnenschirm auch in Italien noch keine allgemeine Verbreitung erlangt haben, sonst würde ihn Katharina von Medici, die so viele Sitten ihrer Heimat nach Frankreich verpflanzte, gewiß mitgebracht haben. Auch daß er in dem Inventar der Luxusartikel völlig fehlt, die Heinrich III. und seine Mignons als Notwendigkeiten eines eleganten Lebens betrachteten, beweist seine Seltenheit. Erst im letzten Drittel des Jahrhunderts mehren sich die Zeugnisse. Henri Estienne schreibt 1578 in seinen Dialogen: „Wenn man von Fahnen spricht, haben Sie jemals das Ding gesehn, das einige Edelleute in Spanien und Italien, wenn sie sich über Land begeben, tragen oder tragen lassen, nicht sowohl um sich gegen die Mükken zu schützen, als gegen die Sonne? Es wird von einem Stock gehalten, und ist so gemacht, daß es wenig Platz einnimmt, wenn

es zusammengelegt ist, sobald man es aber braucht, ist es sofort geöffnet und rund ausgedehnt, daß es wohl drei bis vier Personen bedeckt." Auf seiner Reise durch Italien, die 1580 stattfand, beobachtete Montaigne, daß die Damen in Lucca immer einen Sonnenschirm in der Hand haben, aber die Vorteile desselben leuch-

Dame mit Stockschirm.
Bertuchs Journal des Luxus und der Moden.
September 1790

teten dem französischen Denker nicht ein. Im dritten Buch seiner Essays bemerkt er, daß „die Sonnenschirme, deren man sich in Italien seit den Tagen der alten Römer bedient, den Arm mehr belasten als den Kopf schützen". Unter den Gegenständen, die 1582 zur Mitgift der Prinzessin Anna Katharina Gonzaga gehörten, die den Erzherzog Ferdinand heiratete, gehört auch ein Son-

Vernet. Incroyable. 1813

nenschirm, der mit vier Dukaten in Ansatz gebracht wird. Um diese Zeit erscheinen sie auch auf Bildern. Veronese hat auf der Findung des kleinen Moses einen Mohren dargestellt, der einen Sonnenschirm über das Haupt der Prinzessin hält und Crispin de Passe vergönnt ihnen schon einen Platz auf seinen Sittenbildern.

Dame mit Stockschirm.
Bertuchs Journal des Luxus und der Moden.
Juli 1787

Reisende, die in jenen Jahrzehnten Italien besuchten, pflegten als Erinnerung gemalte bunte Bildchen von Moden und Trachten der Apenninenhalbinsel mit nach Hause zu nehmen. Ein Sammelband derartiger Malereien, der der Lipperheideschen Kostümbibliothek angehört und aus dem Jahr 1587 herrührt, zeigt einen Kavalier zu Pferde, der sich mittels eines roten, grün befransten

Sonnenschirms auf goldenem Gestell gegen die Sonne schützt. „So reitet man im Sommer in Italien", lautet die Erklärung. Um das Jahr 1600 herum scheinen sie in Italien nicht mehr selten gewesen zu sein. Der englische Reisende Coryate, der 1608 dort war, beschreibt die Schirme „wie ein kleiner Baldachin aus Leder, mit Vorrichtungen zum Aufspannen", das Gestell von Holz. Er sagt, sie würden meist beim Reiten gebraucht und wären sehr teuer. Maria von Medici, die zweite Frau Heinrichs IV., dürfte Exemplare mitgebracht haben, wenigstens erfährt man, daß der Dauphin, der spätere König Ludwig XIII., 1607, wenn er im Garten spazierenging, von einem Pagen mit dem Sonnenschirm geschützt wurde. Alltäglich waren sie noch lange nicht, denn die an den Kaiserhof gelangten, wurden nicht benützt, sondern in der Schatzkammer deponiert. Ein aus dem Jahr 1619 herrührendes Inventar der Wiener Schatzkammer verzeichnet gewissenhaft: „fünf türkische und teutsche Umbrall für die Sohn zu gebrauchen". Auch Philipp Hainhofer notiert sich unter den Merkwürdigkeiten der Kunstkammer in Schloß Ambras „ein Umbral von Bain".

Dem englischen Dichter Michael Drayton und dem Lustspieldichter Johnson ist der Sonnenschirm nicht mehr unbekannt, ja der französische Komiker Tabarin, der seine Blütezeit unter Ludwig XIII. erlebte, und seine populären Effekte hauptsächlich einem Hut von ganz unwahrscheinlich großen Dimensionen verdankte, mit dem er in grotesker Weise zu manipulieren wußte, behauptete, sein Hut sei es überhaupt gewesen, der die Erfindung von Regen- wie Sonnenschirm veranlaßt habe. Charles Lebrun malte den Einzug, den der Kanzler Séguier 1639 in Rouen hielt. Zwei Pagen halten einen Schirm über ihn. Van Dyck porträtierte in Genua die Patrizierin Elena Grimaldi mit Sonnenschirm, aber noch immer werden die Herren und Damen mit diesem Utensil bedient. Domestiken halten oder tragen die Schirme, ein Zeichen, daß es sich um Gegenstände handelt, die nicht mit Bequemlichkeit zu handhaben sind, also von Angehörigen der besseren Klasse nicht mit eigener Hand gebraucht werden.

Bei den ältesten französischen Schirmen des 17. Jahrhunderts hat man zwar auf das Holzgestell schon zugunsten eines solchen von Fischbein verzichtet, aber da man den Bezug von Wachstuch herstellte, so blieb er schwer und unhandlich. Der Engländer John Evelyn, der seine große Tour durch Frankreich und Italien

Cruikshank. Kaledonische Schöne. 1817

mit offenen Augen machte und viele Kuriosa für die Kultur seiner Zeit notierte, erwähnt in Italien pilz- und glockenförmige Schirme von Metall, mit Stroh überzogen. Als er Marseille be-

Dame mit Knickerschirm. 1798.
Bertuchs Journal des Luxus und der Moden.

rührt, kauft er sich 1644 einen umbrella gegen die Sonnenglut und ganz besonders interessant erschien ihm der erste chinesische Schirm von Papier, den er am 22. Juni 1664 in Paris zu sehen bekam. 1665 erstand der Engländer Edward Browne einen Sonnenschirm in Venedig, aber schon die Tatsache, daß die Tagebücher solche Ereignisse überhaupt erwähnenswert finden, beweist, daß der Schirm, gleichviel in welcher Verwendung, noch immer eine Ausnahmeerscheinung im täglichen Leben bildete. Dafür spricht es auch, daß Damen wie Mlle. de Scudéry, die Marquise de Sévigné, Autoren wie Ménage und Tallemant des Réaux, die auf alles, was Eleganz, Luxus, Komfort und Mode betraf, so

Dame mit Knicker. Wiener Moden. 1840

aufmerksam waren, nichts über ihn zu sagen wissen. Das mag auch damit zusammenhängen, daß vornehme Leute in jener Zeit nicht ausgingen, sondern Equipagen besaßen, gegen Sonne und Regen also im Grunde eines Schutzes nicht bedurften. Gingen sie im Park spazieren, so folgte ihnen ein Diener mit dem Schirm. Im Inventar des Mobiliars, das der französischen Krone gehörte,

werden 1673 elf Sonnenschirme von verschiedenen Farben, von Taffet, aufgeführt und drei Regenschirme von Wachstuch, unten mit Gold- und Silberspitzen besetzt.

Der Erfindungsgeist, der sich gerade bei diesem Objekt der Toilette unausgesetzt damit beschäftigte, es leichter, also bequemer zu machen, hatte schon gegen Ende des Jahrhunderts gewisse Fortschritte erzielt. Man sieht auf Modebildern der Firma Bonnard, daß junge Damen, die dem Aussehen nach begründete Ansprüche auf Eleganz machen, den Sonnenschirm bereits selbst tragen und nicht dadurch beschwert scheinen. So schreibt auch der englische Philosoph Locke, der 1675 in Frankreich war: „Sonnenschirme sind kleine, sehr leichte Utensilien, welche die hiesigen Damen brauchen, um sich vor der Sonne zu schützen und deren Benutzung mir sehr bequem scheint." Den heutigen Ansprüchen dürften sie noch genügend schwer und massig vorkommen, trotzdem sie mit Ringen versehen waren, an denen man sie, zum Wasserablauf nach unten, sozusagen verkehrt, tragen konnte.

Das Kindheitsstadium des Schirmes hat nach seiner Wiederentdeckung länger als ein volles Jahrhundert gedauert.

Erst im 18. Jahrhundert hat sich die Industrie mit einer gewissen Energie des Schirmes angenommen und ihn soweit gefördert, daß Sonnenschirm und Regenschirm, die im Beginn des Jahrhunderts immerhin noch Kuriositäten gleichen, um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert als unentbehrlich in die Garderobe beider Geschlechter übergegangen sind. Dazu hat das Überwiegen des bürgerlichen Elements in allen Fragen der Kultur stark beigetragen. Die Mode hat sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer mehr nach dem Schlichten hin entwickelt: Wolle statt Seide und Samt, dunkle Farben statt heller, hohe Stiefel statt Schuhen und Eskarpins, kurz geschnittenes Haar statt Locken und Puder. Die aristokratische Gesellschaft, die so lange den Ton angegeben hatte, war gefahren, die bürgerliche, auf die allmählich der geistige bestimmende Einfluß überging, bewegte sich zu Fuß. Für die vornehmen Leute war der Schirm eine Spielerei gewesen, für die Tätigen, Arbeitenden, Schaffenden wurde er eine Notwendigkeit.

Schon im Jahr 1710 hatte ein gewisser Marius in Paris den gebrochenen Schirm erfunden, den man in der Mitte zusammenlegen, in einen Überzug stecken und in der Tasche tragen konnte. Indessen muß diese Erfindung die auf sie gesetzten Erwartungen

Regenschirmhändler in Paris. 1841

doch wohl nicht erfüllt haben, sie verschwand ohne Spuren zu hinterlassen. In England fand der Regenschirm größeren Beifall als der Sonnenschirm. In Nr. 228 des „Tatler" vom Jahre 1709 hat Swift ihn besungen und dabei zugleich verraten, daß der Bezug noch immer aus Wachstuch bestand. Zugelassen war er nur dem schönen Geschlecht, denn es war so ungewöhnlich, daß ein junger Mann sich am 12. Dezember 1709 einen Schirm von der Büfettdame in Wills Kaffeehaus in London zu leihen nahm, daß diese Tatsache damals in die Presse überging. Gerade im englischen Publikum errang sich der Schirm, allerdings der Sonnenschirm, damals eine gewisse Berühmtheit, spielt er doch in Defoes Robinson, einem der meistgelesenen Bücher der Weltliteratur, eine große Rolle. Der Autor läßt seinen Helden einen Schirm konstruieren, nach einem Muster, das er in Brasilien gesehen haben sollte und er läßt ihn auch sagen, wieviel Mühe er sich geben mußte, ehe er damit zu Stande kam. Mangels eines anderen Stoffes bezog er ihn auf seiner Insel mit Tierfellen. Als der Roman erschienen war, 1719, nannte man eine Zeitlang in England die Sonnenschirme nur „Robinsons".

In Deutschland hatte man sich bis dahin gegen den Regen mittels großer Umschlagtücher, den sogenannten „Regenkappen", geschützt, aber schon Rädleins Sprachschatz, der 1711 in Leipzig herauskam, ist der Regenschirm bekannt. Gottlob Wilhelm Corvinus, der sein „Frauenzimmer-Lexikon" 1715 unter dem Namen Amaranthes veröffentlichte, sagt: „Parasol heißt eigentlich ein Schirm Tach von Wachstuch, so an einem Stänglein das Frauenzimmer über sich träget, um sich dadurch wieder der Sonnenhitze zu bedecken. In hiesigen Landen aber brauchet sie das Frauenzimmer zur Regenzeit. Sie können ausgespannt und wieder eingezogen werden. Die Frantzosen geben ihnen den rechten Nahmen und nennen es Parapluye." Leupold, der 1726 eine Anwei-

sung herausgab, die sogenannten „Wetterhäuschen“ zu konstruieren, gibt als Ankünder schlechten Wetters schon die Frau mit aufgespanntem Schirm an. Es scheint also, als habe Nehring recht, der 1736 in seinem historisch-politischen Lexikon schreibt: „In heißen Ländern bedienet man sich der Schirme gegen die sonnenhitze, in Frankreich und Teutschland aber werden sie von

Aus: „Altberliner Redensarten“ von Dörbeck. Um 1825

dem Frauenzimmer vor den regen gebraucht und daher Regenschirm geheißen.“

Jedenfalls darf man seit dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts zwischen Regen- und Sonnenschirmen schon einen Unterschied machen, denn während man nach den Autoren zu urteilen, nur an Regenschirme denken durfte, finden sich um dieselbe Zeit im „Frankfurter Intelligenzblatt“ vom Jahre 1734 „kleine Barable mit Franzen vor die Sonne, große gelb und braune vor Regenwetter“ angezeigt. In dem gleichen Blättchen annonciert 1753 eine Dame, daß sie ihren grün taffetenen mit goldenen

Wiener Mode. 1822

Spitzen besetzten Parasol verloren habe. In Nürnberg soll der Regenschirm nicht vor 1755 eingeführt worden sein.

In Venedig sollen die Regenschirme erst 1739, die Sonnenschirme erst gegen 1760 bekannt geworden sein, die ikonographische Überlieferung ist mit diesen Daten aber nicht in Einklang zu bringen. Die venezianischen Maler kennen den Schirm weit früher, man sieht ihn bereits auf Tiepolos Fresken in der Villa Valmarana, die um die Mitte der dreißiger Jahre entstanden.

M. v. Schwind. Aus den „Fliegenden Blättern".
1847

Frankreich ging auch im Gebrauch der Schirme voran. Ihre Herstellung war eine Beschäftigung für die Hausindustrie geworden, es sind Pariser Plakate aus der Zeit um 1720 bekannt, auf der Fabrikanten von Sonnen- und Regenschirmen ihre Ware anzeigen. Dann ging bei der zünftlerischen Eifersucht der Handwerker die Fabrikation an die Beutler über, die 1750 zum erstenmal in dieser Eigenschaft genannt werden. Die Schirme wurden in Paris durch Hausierer auf der Straße vertrieben und ausgerufen. Sie kosteten 1754 zwischen 15 und 22 Francs.

Ziemlich plötzlich muß sich die Mode des Regenschirmes bemächtigt haben, denn Caraccioli schreibt 1768: „Seit einiger Zeit ist es Sitte, niemals ohne Regenschirm auszugehen und sich der

Modestudien. Aus den „Fliegenden Blättern". 1856

Unbequemlichkeit zu unterziehen, ihn sechs Monate unter dem Arm zu tragen, um sich seiner, wenn es hoch kommt, etwa sechsmal zu bedienen. Diejenigen, die nicht mit dem gemeinen Volk verwechselt werden wollen, riskieren aber lieber naß zu werden, als auf den Promenaden für Fußgänger angeschaut zu werden, denn der Regenschirm ist ein sicheres Zeichen dafür, daß man keine Equipage besitzt." Bachaumont berichtet in seinem Journal, daß im Jahre 1769 eine Gesellschaft in Paris ein Privileg erwarb, um an die Passanten des Pont Neuf Regenschirme verleihen zu dürfen.

Jedenfalls sind Regen- und Sonnenschirm seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr verschwunden und wenn sie der Mode unterworfen blieben, so handelte es sich doch nicht mehr darum: brauchen oder nicht brauchen, sondern nur um Wechsel in den Farben des Bezuges. So war er z. B. 1788 weiß, 1789 grün, 1791 rot, 1804 blau; 1787 trug man Sonnenschirme von acht verschiedenen Farben usw. Im Haag wurden 1754 Sonnenschirme angezeigt, die zum Zusammenlegen eingerichtet waren und von 15 bis 20 Francs kosten konnten. Auch die Erfinder rührten sich. Nicht alle mit glücklichen Ideen. Ein gewisser Dubourg konstruierte 1773 einen „Blitzschirm", der eine aufgesetzte Metallspitze hatte, die vermittels einer Metallschnur, an deren Ende eine Metallkugel befestigt war, die Erdleitung herstellte. Franklins Erfindung des Blitzableiters war zwar in aller Munde damals, ob sich aber jemand gefunden hat, leichtsinnig genug, um den

Modestudien. Aus den „Fliegenden Blättern". 1856

Blitz auf sich herabzuziehen, wozu diese Erfindung wohl Anlaß geworden wäre, steht dahin. Man hat nichts wieder davon gehört.

In England hat der Regenschirm immer wieder aufs neue erfunden werden müssen, er scheint in den Zwischenzeiten stets völlig in Vergessenheit geraten zu sein.

Man hört im 17. Jahrhundert von ihm und im Anfang des 18. und doch gilt in England noch heute Jonas Hanway, der im Jahre 1786 starb, für denjenigen, der den Regenschirm zwar nicht erfunden, aber doch in England eingeführt habe. Jedenfalls soll er der erste Engländer gewesen sein, der in den letzten dreißig Jahren seines Lebens nie ohne einen Schirm ausging. Der Überlieferung zur Folge hätte er ihn auf seinen Reisen im Orient kennengelernt und, durchdrungen von seiner Brauchbarkeit, beabsichtigt, seine Landsleute zu seiner Ansicht zu bekehren. Er sei aber einem krassen Unverständnis in diesem Punkte begegnet und habe sich jahrelang zum Gespött der Gassenjungen gemacht, ehe dieses nützliche Utensil populär wurde. Ein englischer Oberst Wolfe, der 1752 die vielen Schirmträger in Paris beobachtete, wunderte sich, daß diese Sitte in seiner Heimat doch noch gar nicht bekannt sei, aber 20 und 30 Jahre später hatte sich darin wenig geändert. Der englische Konsul in Smyrna brachte 1775 einen Sonnenschirm aus Livorno mit nach England und konnte feststellen, daß ein derartiges Möbel außerhalb Londons so gut wie völlig unbekannt war. In Glasgow lernte man sie erst kennen, als ein Mr. Jamieson 1782 den ersten aus Paris mitbrachte.

Modestudien. Aus den „Fliegenden Blättern". 1856

Nachdem man sich in England aber erst einmal von der Vortrefflichkeit des Schirmes überzeugt hatte, lernte man ihn schätzen. Auf Gillrays Karikaturen, die im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts entstanden, ist der Schirm schon eine ganz gewöhnliche Erscheinung, ja man empfängt den Eindruck, daß zwei große Neuerungen, die mit ihm zusammenhängen, von England ausgegangen sind. Die erste ist die Form des Sonnenschirmes, die man „Knicker" nennt. Sie haben im Stab eine Mechanik, die erlaubt, das Dach ganz seitwärts zu stellen, so daß man das Schirmchen brauchen kann wie einen Fächer. Gillray kennt sie schon 1795; in Deutschland taucht die Fasson nach Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden" erst im Jahre 1798 auf. Sie verschwand aus der Mode, um etwa gegen 1860 wieder zu erscheinen. Die zweite Neuerung ist der Stockschirm, der seiner Entstehung nach wohl auf die langen Spazierstöcke der Damen zurückzuführen ist, an die sie sich gewöhnt hatten, seit die unmäßig hohen Absätze ihnen das Gehen verboten und nur gestatteten, zu balancieren, wozu die Unterstützung durch einen Stab sehr wünschenswert war. Diese Form hatte den Nachteil, daß man, sollte der Schirm aufgespannt getragen werden, das staubige Ende, mit dem man eben noch den Boden berührt hatte, in die Hand nehmen mußte. Auch der Stockschirm hielt sich nicht lange, er wurde erst im Anfang der siebziger Jahre wieder Mode. Auch an den Erfindungen haben sich natürlich Engländer beteiligt. 1805 taucht der englische Patent Paratout auf, der Schirm, den die Damen

— Pardon! je ne savais pas que c'était la mode. J'ai cru que vous aviez volé l'ombrelle de cette dame.

Karikatur von Cham. 1867

so hübsch Entoutcas nannten, für die Sonne zu groß, für den Regen zu klein.

Mittlerweile war ja der Schirm auch in die Kreise der wissenschaftlichen Technik einbezogen worden, denn der Erfindung des Luftballons folgte die des Fallschirms auf dem Fuße. Nicht jeder Schirm eignete sich für das Experiment. Der französische General Beurnonville war 1793 in österreichische Gefangenschaft geraten und in Olmütz interniert. Er wollte fliehen, aber sein Versuch, die Wälle, getragen von seinem aufgespannten Regenschirm, zu überschreiten, mißlang. Der Gentleman war zu schwer, stürzte ab, und brach ein Bein, wodurch er am Weiterkommen verhindert war.

Das 19. Jahrhundert, in dem die Herstellung der Schirme in den Fabrikbetrieb übergeht, hat sich in erster Linie weiter darum bemüht, die Leichtigkeit des Utensils zu steigern. Die 60 Patente, die allein in Frankreich von 1791 bis 1843 in der Schirmindustrie genommen wurden, hatten alle dies Ziel. Das bloße Schirmgestell, das 1806 noch 10 Pfund gewogen hatte, war bis 1826 im Gewicht

schon auf 1½ Pfund reduziert worden. Erreicht hat den Zweck doch erst ein armer Arbeiter in London, Samuel Fox mit Namen, der 1852 auf die glückliche Idee kam, die schweren und plumpen Gestelle von Fischbein durch Stahlreifen zu ersetzen. Dieser Gedanke soll ihm 6 Millionen Mark eingetragen haben. Auch den Bezug hat man verbessert und Stoffe eigens nur für Schirmbezüge hergestellt. 1829 gründete die Firma Odiot ihre Fabrik für Schirmseide in Paris. Vom Wachstuch ging man ganz ab und wählte für billige Qualitäten Baumwolle; seit 1848 kam der Alpaka auf, in den siebziger Jahren ein Halbseidenstoff: Gloria.

Im 19. Jahrhundert ist dem Schirm auch im Abendland noch einmal die Ehre widerfahren, das Sinnbild einer Dynastie, wenn man will, einer ganzen Epoche zu werden. Louis Philippe, König der Franzosen, liebäugelte schon vor seiner Thronbesteigung mit der Bourgeoisie. Nachdem er seinem Vetter auf dem Thron gefolgt war, entledigte er sich mit Beflissenheit alles dessen, was die königliche Würde zu erhöhen geneigt ist und gab sich in seinem Tun und Lassen wie ein Kaufmann des Mittelstandes. So ging er z. B. nie ohne Parapluie aus. Die goldene Krone, sagte er, sei zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Zepter zu stumpf, um es als Waffe, und zu kurz, um es als Stütze zu brauchen, ein runder Filzhut und ein guter Regenschirm seien zu allen Zeiten viel nützlicher. Das trug zu seiner Popularität nichts bei, zog ihm aber den Spitznamen „Roi Pépin" zu. Die Karikaturisten der Epoche, und die Franzosen haben glänzende hervorgebracht, haben den Regenschirm zum Symbol für Mr. Prudhomme gemacht, den Typus des habgierigen, hartherzigen und heuchlerischen Spießbürgers, der ihnen das Julikönigtum repräsentierte. Wie haben sie sich über den Nationalgardisten lustig gemacht, der auch, wenn er die Wache bezog, von seinem Regenschirm unzertrennlich war. Übrigens lag das in der Zeit, der Herzog von Wellington war ebenfalls nie ohne Schirm zu sehen und den großen schweren baumwollenen Regenschirm König Friedrichs III. von Dänemark bewahrt das Museum im Schlosse Rosenborg in Kopenhagen als Reliquie.

In der Wirklichkeit hat der Schirm seine wichtige symbolische Bedeutung eingebüßt, von einigen atavistischen Rückschlägen abgesehen. So trug bei dem Leichenbegängnis der Fürstin Borghese, einer Tochter des Earl of Talbot, die 1840 in Rom starb, ein Lakai den Sonnenschirm der Verstorbenen hinter ihrem Sarge

Der neue englische Regenschirm. 1881

und der vorletzte Khedive hat den koptischen Patriarchen von Alexandria noch dadurch in seiner Würde bestätigt, daß er ihm feierlich einen Schirm überreichte. In der Volkstracht und Sitte hatte der Schirm seinen Wert behalten, in manchen Gegenden Deutschlands gehörte noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts ein roter Regenschirm unbedingt zur Ausrüstung eines bäuerlichen Hochzeitsbitters.

Der Sonnenschirm gebührte der Frau. Daß die Königin Viktoria von England dem Sultan einen Sonnenschirm schenkte, der 75 000 Francs kostete, war eine Konzession an orientalische Anschauungen. Sonst aber erregte es doch in Hamburg z. B. ziemliches Aufsehen, als 1807 beim Einzug der spanischen Truppen die Offiziere mit Sonnenschirmen antraten. Erst gegen Ende des zweiten Kaiserreichs erschien der Sonnenschirm auch in der Hand des Herrn, in Regenschirmgröße, hell, mit angewebtem farbigem Futter, oft dunkelblau. Der Regenschirm des Herrn war für die Mode ein Gegenstand ohne Konsequenz, „unauffällig" lautete die Parole. Nur der unglückliche König Ludwig II. von Bayern scheint, wie Gottfried von Böhm will, eine seiner König-

lichen Prärogativen darin erblickt zu haben, den größten Regenschirm in seinem Lande zu besitzen. Einmal besuchte er von Schloß Berg aus die Kaiserin Elisabeth in Possenhofen. Er trug Generalsuniform, in der einen Hand den Helm, in der anderen aufgespannt seinen riesigen Regenschirm. Die Kaiserin, die zufällig am Fenster stand, brach über den komischen Anblick in lautes Gelächter aus, in das die Begleiter Seiner Majestät ein-

Aus den „Fliegenden Blättern". 1901

stimmten. Der König war darüber sehr erzürnt. „Ich werde mir doch meine Frisur nicht verderben", sagte er bös.

Der Sonnenschirm der Damenmode hat sich, wie alles mit der Mode im Zusammenhang Befindliche, im Wechsel gefallen. Im Anfang des Jahrhunderts war er sehr klein. Goethe kaufte für Christiane Vulpius im Mai 1800 in Karlsbad gleich vier Sonnenschirmchen zu 2 Thlr. 14 Groschen. Er wurde einfacher ausgestattet oder eleganter, mit Spitzen, Fransen, dunkel oder hell, gefüttert oder nicht. 1881 tauchen die ersten feuerroten Schirme auf, die von der impressionistisch aufgelegten Mode mit Jubel begrüßt wurden. Nach 1900 begann der Sonnenschirm seltener zu werden, man legte auf den Teint von Lilien und Rosen nicht mehr den Wert wie früher. Kaffeebraun verbrannt war auf einmal schön und dernier cri. In diesem Sommer zeigt er sich schüchtern aufs neue. Vielleicht erobert er sich das verlorene Terrain zurück?

La Mode Artistique. 1872

La Mode Artistique. 1883

Ein Kapitel für sich beansprucht der Regenschirm im Witzblatt. Einst, in jenen schönen Tagen, als noch nicht das gesamte Leben politisch verseucht war und die „Münchener Fliegenden Blätter" noch ihre harmlosen und zotenfreien Bilderwitze bringen konnten, immer eines dankbaren Publikums sicher, da gehörte der Schirm mit demselben Recht in das Repertoire der Zeichner wie der Dackel, die Schwiegermutter, der Leutnant und andere Behelfe der Witzbolde. Wer vermöchte zu zählen, wie oft Fausts Anrede an Gretchen: „Mein schönes Fräulein, dürft' ich's wagen, Arm und Geleit ihr anzutragen", auf den Regenschirm bei plötzlich einsetzendem schlechtem Wetter umgedeutet wurde? Tempi passati.

Gute Beispiele in des Verfassers „Mode".

Band III. Die Mode im 17. Jahrhundert. 3. Aufl.
Seite 171. Bonnard. Modebild. Damensonnenschirm.

Band IV. Die Mode im 18. Jahrhundert. 3. Aufl.
Seite 9. Pesne. Friedrich II. und Schwester.
„ 38. Watteau. Chinesische Göttin.
„ 141. Moreau. Chansons.
„ 158. — Rendez-vous.
„ 159. — Maternité.
„ 190. Chodowiecki. Regenschirm unterm Arm.
Tafel 8. Tiepolo. Fresken.

Band V. Die Mode 1790—1817. 4. Aufl.
Seite 36. Gallery of Fashion. Modebild.
Tafel 14. Debucourt. La coquette. Knicker.
„ 21. — L'époux à la mode. Regenschirm unt. Arm.
Seite 136. La belle Assemblée. Modebild.
„ 137. The Repository. Modebild.
„ 158. Modebilder.
„ 160. Modebild.
Tafel 28. Belle Assemblée. Modebild.
Seite 166. Vernet. Tanzende Hunde. Knicker.
„ 168. — Merveilleusen.

Band VI. Die Mode 1818—1842. 5. Aufl.
Tafel 2. The Repository. Modebild.
Seite 6. Klein. Die Reisenden. Malschirm.

Seite 9. Ingres. Dame.
„ 33. Krüger. Parade.
„ 64. Dévéria. Les femmes.

Band VII. Die Mode 1843—1878. 5. Aufl.
Tafel 11. Modes Parisiennes.
„ 13. Modes Parisiennes.
„ 23. Moniteur de la Mode.
Seite 126. Schwinds Tochter.
„ 161. Stevens. Fertig. Chines. Papierschirm.
Tafel 29. Mode Artistique. Stockschirm.
„ 31. Renoir. Dame. Spitzenschirm.

Band VIII. Die Mode 1878—1914.
Seite 5. Sarah Bernhardt. Chines. Papierschirm.
„ 14. Lehmann. Pariserin.
„ 26. Piquet. Mme. L.
„ 33. Mode Artistique.
Tafel 6. Mode Artistique.
Seite 45. Mode Artistique.
„ 88. Mode Artistique.
„ 89. Mode Artistique.

Tournure-Paraplui. 1886
Aus den „Fliegenden Blättern"

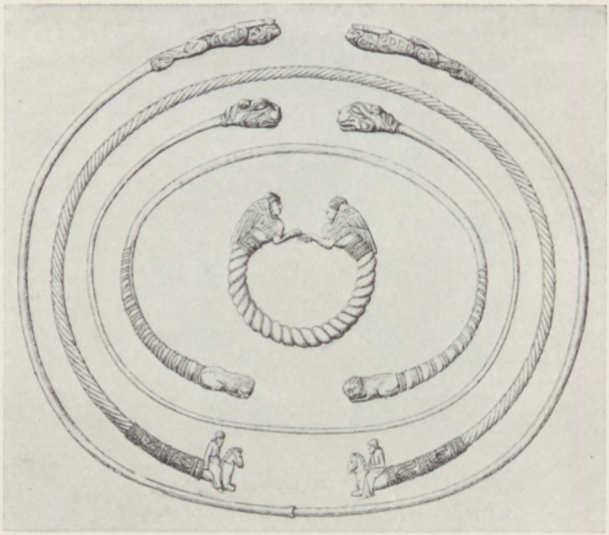
Mädchen aus Miesbach. 1875

Totenkrone aus Goldblättern. Griechische Arbeit des 4. Jahrh. v. Chr. Gefunden 1813 zu Armento in der Basilicata. Gilt für das schönste erhaltene Stück antiken Goldschmuckes. München, Antiquarium

Der Schmuck

Mit dem Schmuck beginnt die Kultur. Als der Mensch anfing, sich zu schmücken, wurde er sich des Unterschieds vom Tier bewußt. Die Rolle, die dem Körperschmuck in der Entwicklung des menschlichen Geschlechts zufällt, kann gar nicht hoch genug bewertet werden. Von ihm gingen die Kunst aus und die Kleidung, es war ein psychologischer Faktor, der tausend Beziehungen auslöste und dem Leben jedes einzelnen größere Reize lieh. Völker kamen und gingen, von deren Dasein uns keine andere Kunde blieb als der Schmuck, den ihre Grabstätten bergen.

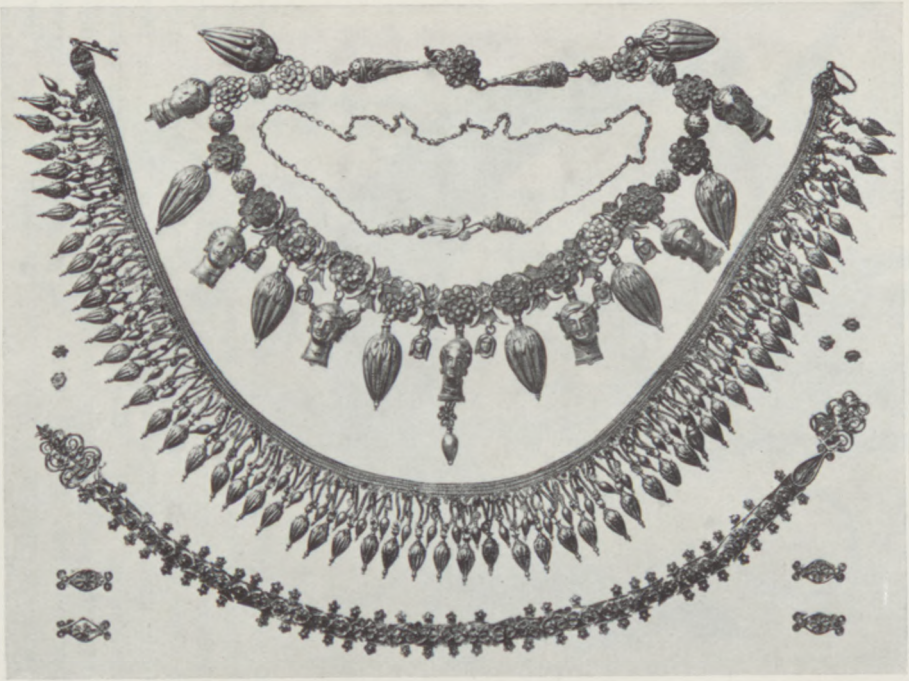
Das wichtigste Bedürfnis des Lebens ist die Beschaffung der Nahrung, zu seiner Befriedigung wird der Mensch sich wahrscheinlich bewaffnet, d. h. zu Stein oder Stock gegriffen haben. Aber wenn es gestillt war, muß als zweite Forderung an die Existenz, der Wunsch nach Schmuck sich gemeldet haben, möglicherweise sogar standen beide Bedürfnisse in Zusammenhang,



Griechischer Goldschmuck, gefunden in der Krim.
St. Petersburg, Eremitage

indem der Mann, der Bären und Eber jagte, ihnen, wenn er sie erlegt hatte, die Hauer und Zähne ausbrach und sie sich umhing. Bis in die ältesten Kulturschichten der Vorzeit gehen die Funde derartiger Schmucksachen zurück. Der einzige Mensch der Urzeit, der den Schmuck noch entbehrte, ist der Neandertaler, von dem man ja auch annimmt, daß er eine halbtierische Existenz geführt habe. Der Schritt, den der Mensch tat, als er mit dem Schmücken des eigenen Körpers begann, war aus dem Grunde so wichtig, weil er ihn für immer vom Urzustand trennte. Bis dahin ein Tier unter Tieren, erwacht damit auf einmal die Persönlichkeit in ihm. „Sich verschönern, heißt sich unterscheiden", sagt Max Dessoir mit Recht.

Die Entwicklungsstufe, die den Menschen den Schmuck kennen lehrte und dadurch die Eitelkeit in ihm weckte, öffnete der Menschheit Ausblicke zu Möglichkeiten des Fortschreitens, die heute noch nicht abgeschlossen sind. Mit dem Körperschmuck erwachten die frühesten ästhetischen Regungen des Menschen. Er ist die erste Spur eines Strebens nach höheren Werten, nach

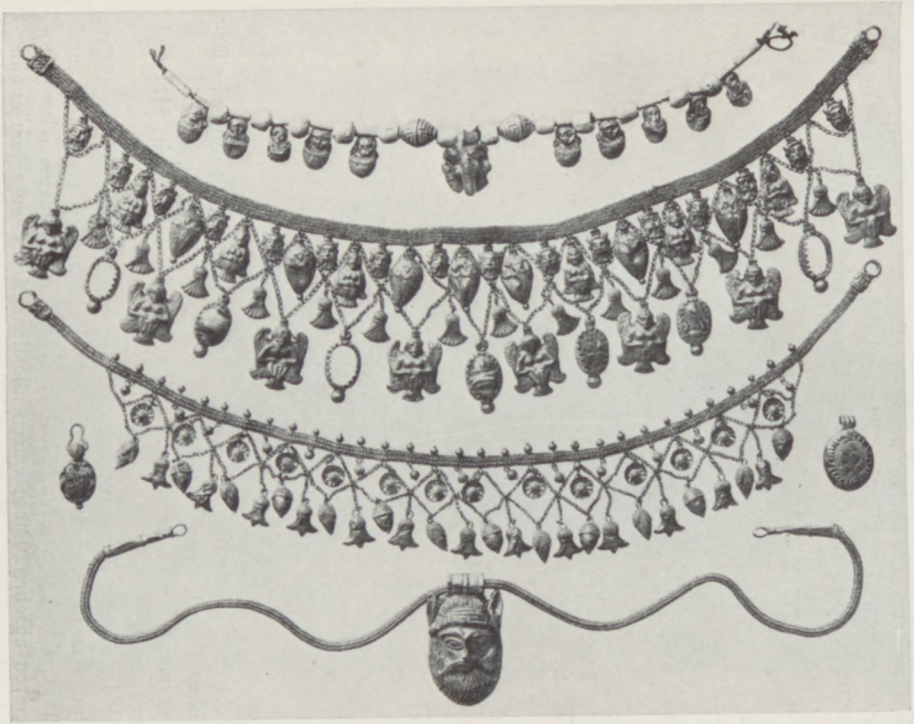


Griechischer Goldschmuck der Blütezeit. 4. u. 3. Jahrh. v. Chr.

Oben:
Goldener Ohrring griechischen Ursprungs. Gefunden in einem Grabe in Südrußland

Unten:
Goldene Halskette griechischen Ursprungs. Gefunden in einem Grabe in Südrußland

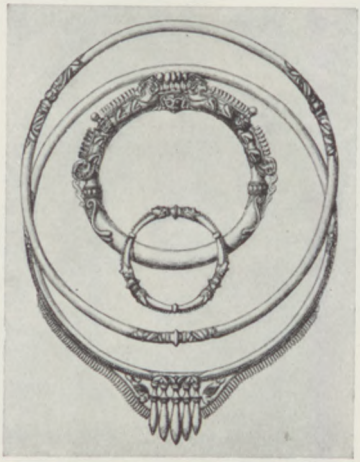
der Verwirklichung eines Ideals. Der Mensch, der als erster unternahm, seinen Körper auf irgendeine Weise von dem seiner Artgenossen zu unterscheiden, arbeitete bewußt mit dem Gedanken einer Wirkung auf andre. In welcher Form dieses Unternehmen auch ausgeführt worden sein mag, der Zweck, der ihm zugrunde lag, war die Rücksicht auf Gefühle der Mitmenschen. Hier liegen ja die Wurzeln der Kunst. Das Werk, welches derjenige ausführte, der sich zuerst durch Veränderungen seines Körpers von andren abzuheben trachtete, bedurfte eben dieser andren als Beschauer, um vollendet zu werden. Ohne Publikum kein Künstler. Die Absicht des Schmückens muß in erster Linie die gewesen sein, bei andren einen starken Eindruck hervorzurufen, bei Weibern Gefallen, bei Männern Furcht, bei beiden Bewunderung. War dieser Zweck erreicht, so hatte sich der Mensch



Früher etruskischer Goldschmuck. 7. u. 6. Jahrh. v. Chr.

dadurch eine Bildersprache erfunden, die ebenso allgemein verständlich war und mit derselben Leichtigkeit gehandhabt werden konnte wie die Mimik der Gesichtszüge.*

Emil Selenka hat in seinem geistreichen Buch auch darauf hingewiesen, daß der Schmuck in seiner ältesten Gestalt nur dazu bestimmt ist, günstige Eigenschaften hervorzuheben und zu betonen, also einen hervorragend erzieherischen Wert besitzt. Er



Etruskischer Goldschmuck, im Rheinland gefunden

hebt das Selbstgefühl des Geschmückten und zwingt ihn, sein Benehmen nach den Vorstellungen einzurichten, die sein Schmuck hervorrufen soll. Er suggeriert ihm Würde, Tapferkeit, Mut und was sonst.

In diesem Zusammenhang dürfen wir von der allerprimitivsten Art des Schmuckes, die wir kennen, der von Haut und Haar, durch Frisieren, Narben schneiden, Bemalen oder Tätowieren absehen. Diese waren alle dem Menschen schon zugänglich, als er noch auf allen vieren ging, erst als er sich aufrecht hielt, konnte er daran denken, sich mit Schmuck zu behängen. Sein ästhetisches Empfinden mußte bereits bis zur Unterschei-

*Vgl. M. v. Boehn, Bekleidungskunst und Mode. München 1918.

Große Fibel. Aus dem westgotischen Goldschatz von Petrossa. Museum Bukarest

Etruskischer Goldschmuck mit Granaten. Halskette und Ohrringe

dung von Schön und Häßlich vorgedrungen sein, ehe er daran dachte, sich Zieraten aus der leblosen Natur zu sammeln, um seinen Körper mit ihnen zu bereichern. Auch dieser Schmuck reicht bis in die älteste Vorzeit des Menschen zurück. Die Menschen vom Aurignac-Typus, die der Eiszeit angehören, besitzen schon mancherlei Schmuck. Die diluviale Menschheit dieser Periode lebte, ohne Ackerbau zu kennen, in natürlichen Höhlen und jagte Renntier und Mammut. Und behängte sich mit Schmuck. Sie trug durchbohrte Muscheln (Nassa reticulata) zu Ketten gereiht. Das männliche Exemplar dieser Rasse, das in Brünn gefunden wurde, hat einen Halsschmuck besessen, der 600 fossile Röhrenschnecken und durchlochte Scheiben aus Mammutzahn vereinte.

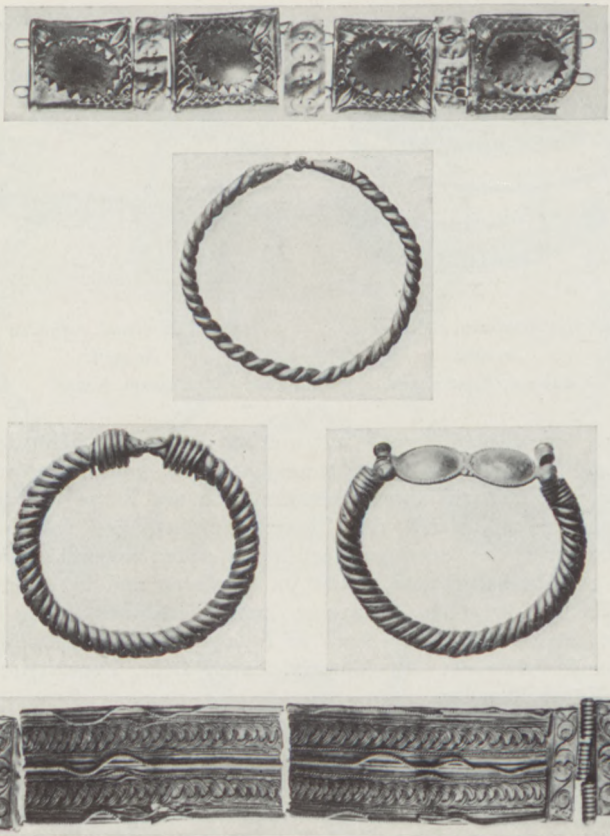
Hörnes hat darauf hingewiesen, daß die Lagerstätten des Urmenschen seinen Geschmack am Seltenen, Auffallenden und Überraschenden zeigen. Auch ist er ästhetisch durchaus nicht

ohne Wahl vorgegangen. Er muß auf Form, Farbe, Glanz Wert gelegt haben. Sicher sind ihm aus den formalen und andren Eigenschaften der Naturdinge, die ihm auffielen und die er sich deswegen aneignete, frühzeitig Vorstellungen und Gedanken zu Kombinationen erwachsen, die Wert und Bedeutung der Objekte steigerten. Gewisse Steine waren nicht häufig zu finden, Tierzähne oder Hörner nur mit Gefahr zu erlangen usw. Diese Gedankenassoziationen haben wohl auch dazu geführt, den Gegenständen geheimnisvolle Kräfte zuzuschreiben, die sie zum Amulett werden ließen. Die Hauer eines erlegten reißenden Tieres mochten die Bedeutung eines Schutzes in Kämpfen gegen diese Bestien gewinnen. Glänzende Steine, wunderlich geformte Muscheln lösten Vorstellungen abergläubischer Art aus. Sicher ist der Anhängeschmuck auf das engste mit dem Glauben an den Talisman verbunden, ja anscheinend aus diesem erst hervorgegangen und bestimmt worden. Gottfried Semper erscheint es zweifelhaft, ob der Schmuck Gelegenheit gab, das Amulett am Körper zu befestigen oder ob Fassung und Befestigung des Talismans erst auf den ästhetischen Begriff des Schmuckes führte.

Vielleicht ist das auch mit ein Grund, warum der Schmuck auf frühen Stufen der Kultur ein Vorrecht des Mannes ist. Der Mann war nicht nur der, der sich die Gegenstände desselben mit Gefahr zu beschaffen hatte, sondern zur gleichen Zeit auch der,

Oben:
Antik römische Ringe

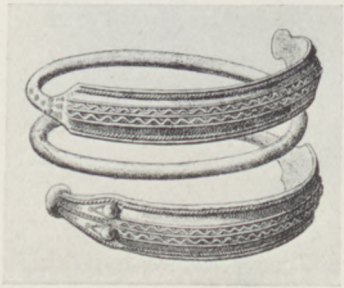
Unten:
Antik römischer Siegelring



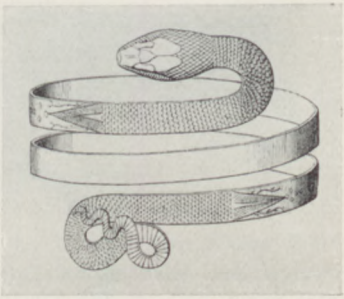
Goldschmuck aus der römischen Zeit. 2. u. 3. Jahrh. n. Chr.

der des Schutzes gegen menschliche und tierische Feinde mehr bedurfte als die Frau. Auch heute noch ist bei allen Naturvölkern der Mann durch Schmuck mehr bevorzugt als das Weib.

Wie noch jetzt bei manchen Naturvölkern ein unverhältnismäßiger Teil von Mühe, Nachdenken und Arbeit auf die Schmükkung des Körpers gewandt wird, so muß auch der vorhistorische Mensch sich sehr ernstlich damit beschäftigt haben neue Möglichkeiten der Verzierung zu entdecken und immer neue Mate-



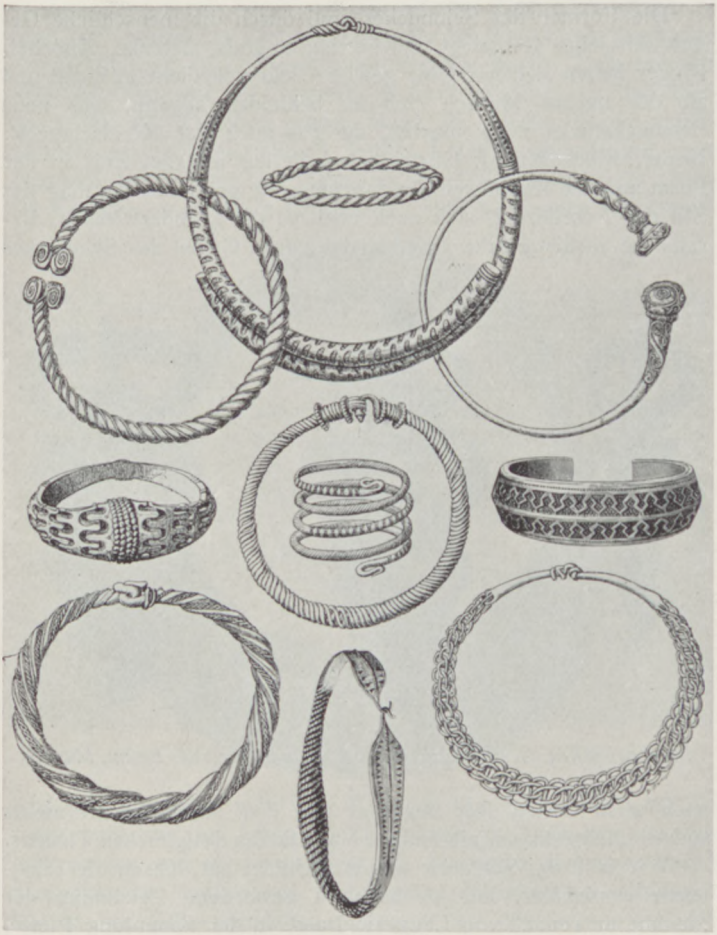
Goldenes Armband, gefunden in Seeland.
Museum, Kopenhagen



Goldenes Armband, gefunden in Pompeji.
Museum, Neapel

ralien für diesen Zweck aufzusuchen und zurechtzumachen. Die prähistorischen Fundstätten haben einen ganz außerordentlichen Reichtum an beweglichen Objekten des Körperschmuckes hergegeben und damit den Beweis geführt, wie rastlos der Schmucktrieb des Menschen nach immer neuen Gegenständen der Zier gesucht haben muß. Schon im Solutréen und Magdalénéen der Paläolithik treten Schnecken, petrifizierte Muscheln, Tierzähne, Steine mit Bohrlöchern in Erscheinung, der neolithische Schmuck bereichert das Material durch Bein, Feuerstein, Jet und Muschellamellen.

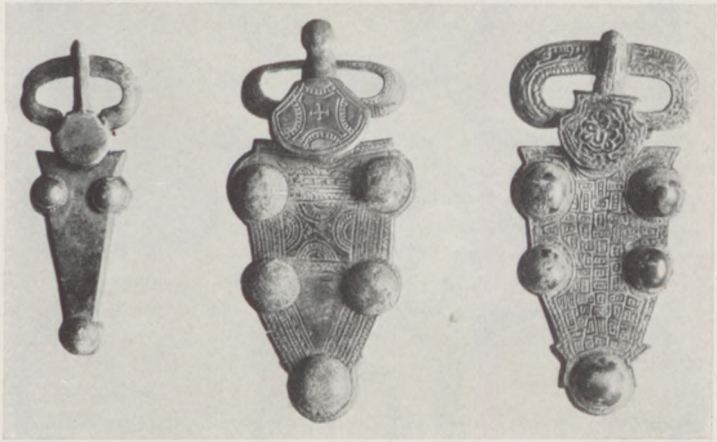
Schnecken, Menschenzähne, Fischwirbel, Knochen, Elfenbein, Bernstein, Gagat, Türkis, Nephrit, Glas, Bergkristall haben dazu gedient, den Körper als Ketten oder Gehänge zu schmücken. Am Schmuck erkennen wir die Fortschritte, welche die menschliche Kultur in der prähistorischen Zeit machte. Schon in der neolithischen Steinzeit finden sich Schmucksachen aus Kupfer und Gold, welche die Kupferzeit noch zu vermehren weiß, die Bronzezeit kennt Beinringe, Ohrgehänge, Halsringe, Diademe und Fibeln, ja in der späten Bronze- oder Hallstattzeit, die gleichzeitig mit dem Trojanischen Kriege sein dürfte, erreicht die Sitte des Behängens mit Schmuck ihren Höhepunkt. Erst in der La-Tène-Zeit tritt das Silber in die Reihe des Schmuckmaterials. Der Schmucktrieb, der auf den Erwerb aller dieser Dinge aus war, hat sich auch schon in frühester Zeit darin tätig gezeigt, daß er aus diesen Urelementen des Zierats durch Bearbeiten,



Gold- und Silberschmuck nordischen Ursprungs.
In Norddeutschland, Dänemark, Schweden, Ungarn und Rußland gefunden

Trennen und Vereinigen erst den eigentlichen Schmuck geschaffen hat. Er gab ihnen durch die Verarbeitung höheren Wert und erfand durch die Art und Weise der Anordnung den Rhythmus, der eines der Grundgesetze aller Künste ist.

Die Formen des Schmuckes sind durch die menschliche Gestalt seit jeher festgelegt und bestimmt. Hals, Gelenke, Knöchel, Finger lassen sich nur ganz gewisse Schmuckstücke anfügen und als der nackte Mensch sich zu bekleiden begann, was neue Schmuckstücke nötig machte, da trat auch der Kleidschmuck: Nadel, Fibel, Knopf, Gürtel schon in der ältesten Zeit in der Form auf, die ihm durch die Jahrtausende geblieben ist, mag der Stil der Ausführung sich auch noch so oft geändert haben. Bereits die vorhistorische Zeit hat das ganze Gebiet des Schmuckes



Bronzeschnallen. Graviert. Frühe Völkerwanderungszeit. Berlin, Museum

nach allen Seiten fest begrenzt und den Nachkommen nichts andres übriggelassen als endlose Variationen des gleichen Themas.

Wie früh der Schmuck sich ausgebildet hat, lehren die erhaltenen Denkmäler. Die so berühmt gewordene Zeichnung der „femme au renne" von Laugerie Basse in der Sammlung Piette, die zu den ältesten uns erhaltenen Darstellungen von Menschen überhaupt gehört und in die Kulturschicht des Magdaléneen hinaufreicht, zeigt die Frau zwar völlig nackt, aber mit Hals- und Armbändern. Neolithische Bildwerke zeigen unbekleidete Frauen mit tief herabhängendem Hals- und Brustschmuck. Vor allem beweisen diese Überreste der Vorwelt, daß der Schmuck viel früher da war als die Kleidung.

Das wird durch den Vergleich mit dem Zustand bestätigt, in dem die Naturvölker sich befanden, als die Kulturwelt (darf man sie wirklich so nennen?) mit ihnen bekannt wurde. Zwischen den Wendekreisen war der Schmuck weiter verbreitet als die Kleidung. Die Alt-Karaiben gingen nackt, die Stoffe, die sie eigentümlich anzufertigen wußten, betont Lippert, dienten nur zum Schmuck bei Festen. Sie hatten schon Goldschmuck, als ihnen die Kleidung noch völlig fehlte. Die Mincopie kennen schützende

Der große Halsring aus dem westgotischen Schatz von Petrossa. Gold mit Emaille und Edelsteinen. Museum in Bukarest

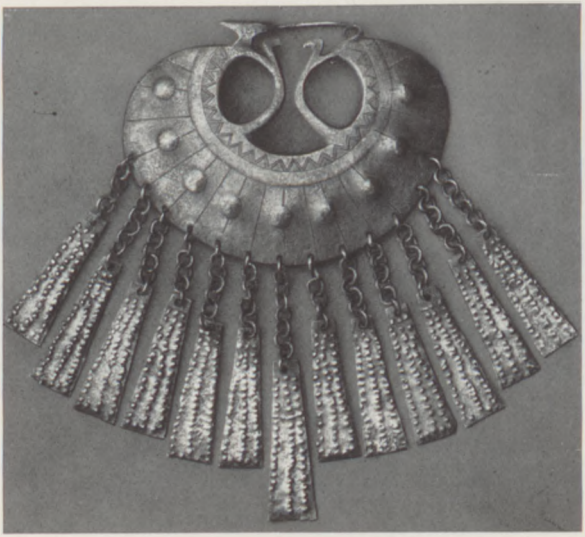
Kleidung überhaupt nicht, der Reisende Mann aber fand, daß sie zwölf verschiedene Arten von Schnüren als Schmuck um den Hals trugen und an diesen Korallen, Muscheln und menschliche Fingerknochen befestigten. Die nackten Buschmänner schleppen Lasten von Schmuckstücken aller Art an sich herum und die Feuerländer, die noch nicht daran gedacht hatten, sich einen Schutz gegen Kälte und Nässe zu beschaffen, waren im Besitz so mannigfaltiger Schmuckstücke, daß dieser Kontrast zwischen dem Entbehren eines anscheinend Notwendigen und dem Überfluß von Unnützem allen Reisenden aufgefallen ist.

„Unnütz" darf allerdings nur vom Standpunkt des Europäers (um nicht einen so wenig zutreffenden Audruck wie „Kultur-

mensch" zu gebrauchen) aus verstanden werden. Der Schmuck verfolgte in der prähistorischen Zeit und bei den Primitiven Nebenzwecke, die vielleicht nicht weniger ins Gewicht fielen als seine Eigenschaft als Zierat, die in vorgeschrittenen Zivilisationen aber allmählich in Wegfall kamen. Schmuck war zugleich Geld, wenigstens in Ermangelung eines solchen, ein willkommenes Objekt zum Güteraustausch. Noch jetzt ist die Kaurimuschel vom afrikanischen Festland bis zu den Inseln des Stillen Ozeans so gut wie Münze, bei der der Wert der einzelnen Schnecke, je nach Kurs, von $^1/_{10}$ bis $^1/_{50}$ Pfennig schwankt. Schon in der Bronzezeit sind Kaurimuscheln bis in die Ostsee gelangt, dienten also wahrscheinlich dem gleichen Zweck. In diesem Sinne ist der älteste Metallschmuck auch die Urform des Metallgeldes. Die bronzenen Armreife und Ringe der Hallstattzeit sind ihrer Schwere nach scharf auf gewisse Schekelgewichte abgewogen, sie waren im Mittelmeergebiet im Handel allgemein gültige Zahlmittel. In noch höherem Grade waren das die goldenen „Bauge", die großen Ringe um Arm und Hals, die in historischen Zeiten das Verlangen von Königen und Dienstmannen, Helden und Sängern waren. Sie stellten Wertstücke von bestimmtem Gewicht dar und vertraten im Verkehr das Geld. Das hat schon früh dazu geführt, die goldenen Stücke zu fälschen. Sie wurden hohl gegossen und mit Blei ausgefüllt oder massiv aus Kupfer hergestellt und dünn vergoldet. Klara Schumann beschwert sich einmal gegen Brahms, daß das Armband, das ihr eine Prinzessin schenkt, so altmodisch ist, daß sie es nicht tragen kann und als sie es verkauft, stellt sich heraus, daß das Gold papierdünn und

Scheibenfibel aus Wittislingen. 7.—8. Jahrh. n. Chr.

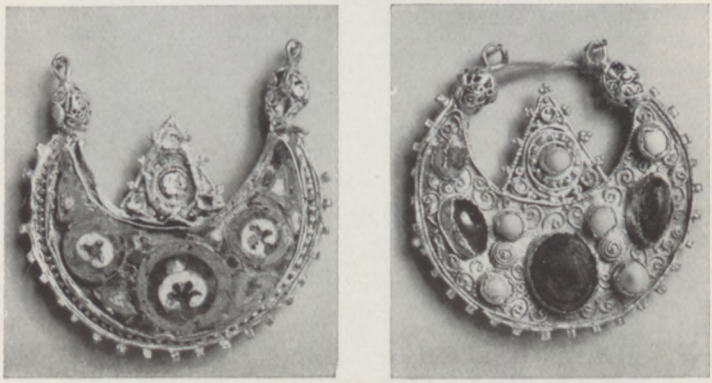
Gold mit Zellenverglasung und Filigran. München, Nationalmuseum



Halbmondfibel mit Klapperblechen. Silber graviert. Hallstattzeit, 7.—6. Jahrh. v. Chr. Gefunden in Krain. München, Antiquarium

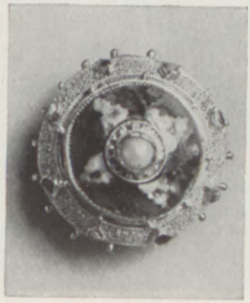
mit Zinn ausgegossen ist. Die naive Seele! Man sieht, daß diese Kunst schon vor alters etwas Altes war.

Im Zusammenhang mit dieser Bedeutung als Geld steht es, wenn in Sumatra Braut und Brautjungfern bei der Hochzeit mit schweren Metallringen beladen sind, um die Höhe der Aussteuer zur Schau zu stellen, oder Selenka eine malaiische Braut sah, deren Goldschmuck im Werte von dreitausend Gulden einen Teil des für sie erlegten Kaufgeldes bildete. Hindus und Tamilen, selbst die ärmere Klasse, überladen sich mit Silberschmuck, der ihr Vermögen vorstellt, das ihnen auf diese Weise nicht gestohlen werden kann, sondern an ihrem Körper selbst diebessicher untergebracht ist. Der große Luxus, der im frühen Mittelalter und noch in der Renaissance mit Schmucksachen getrieben wurde, erklärt sich daraus, daß Möglichkeiten der Anlage barer Kapitalien fehlten und man in Goldschmuck und Juwelen einen Besitz verwahrte, den man jederzeit wieder zu Gelde machen konnte.

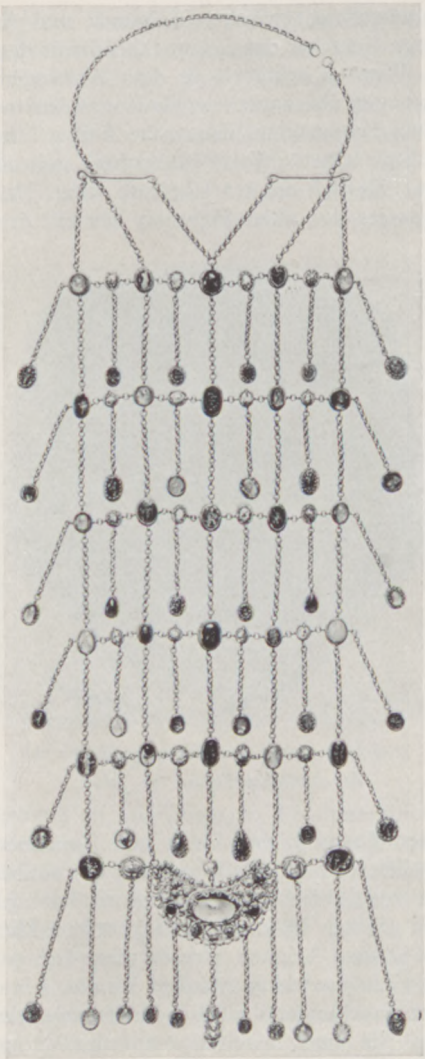


Ohrringe aus dem Schatz der Kaiserin Gisela. Um 1000

Ein andrer Nebenzweck des Schmuckes ist das Symbol, das er darstellen kann. Er zeugt für die hohe Stellung und den Reichtum des Geschmückten, unter gewissen Umständen auch für seine Körperkraft und seinen Mut. Wenn der Kühne und Starke, der die wilden Tiere erlegte, sich dann ihre Zähne um den Hals hing, so verlieh er sich damit einen Orden, der sehr vernehmlich für seine Verdienste sprach. In Neuguinea macht man aus dem Unterkiefer eines erlegten Feindes ein Armband, die Apalachenindianer tragen Halsbänder aus getrockneten Menschenfingern, wilde Völkerschaften Südamerikas präparieren die Menschenköpfe, die sie erjagen, bis sie einschrumpfen und hängen sie sich um den Hals. In diesen Fällen deckt sich der Nebenzweck mit dem Amulett.



Brosche der Kaiserin Gisela. Um 1000



Goldener Brustschmuck der Kaiserin Gisela mit Steinen, Goldschmelz und Perlen. Um 1000. Berlin, Schloßmuseum

Der Zusammenhang zwischen Schmuck und Amulett ist so eng, daß manche Forscher das Schmuckbedürfnis des Urmenschen nur aus dem Wunsch erklären, in dem Anhänger einen wirksamen Schutz gegen übernatürliche Kräfte zu besitzen. Diese Bedeutung ist dem Schmuck in historische Zeiten hinein geblieben und macht sich noch heute im Porte-bonheur geltend, den manch abergläubischer Mensch an der Uhrkette trägt. Das Brustschild des Hohenpriesters der alten Hebräer, das mit den zwölf Stei-

Armspange vom Krönungsornat der deutschen Kaiser. 12. Jahrh.

nen in goldener Fassung, den Urim und Thummim, die zwölf Stämme darstellte, war ein Talisman und gerade an die Steine und die ihnen zugeschriebene Wunderkraft hat sich der Aberglaube mit der größten Beharrlichkeit geheftet. Mit solcher Beharrlichkeit, daß man beinahe irre werden und an etwas Tatsächliches von Geheimwirkung glauben könnte. Als die Hellenen im Laufe des 7. Jahrhunderts v. Chr. die Bekanntschaft der Edelsteine machten, die ihnen zweifellos aus dem Orient vermittelt wurde, übernahmen sie auch den Glauben an ihre Zauberkraft. Man setzte sie in Beziehung zu den Planeten und Jahreszeiten. Den zwölf Monaten entsprachen die sogenannten Zodiakalsteine,

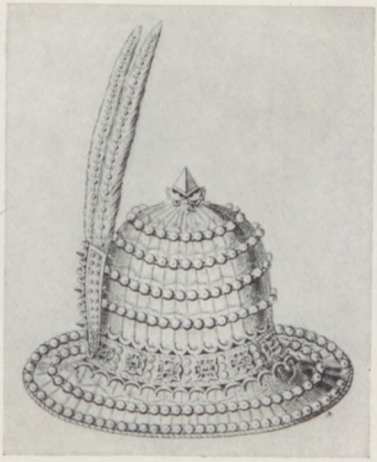
von denen auf jeden Monat einer traf. Man trug im Januar einen Hyazinth, im Februar einen Amethyst, im März Jaspis, im April Saphir, im Mai Achat, im Juni Smaragd, im Juli Onyx, im August Karneol, im September Chrysolith, im Oktober Beryll, im November Topas, im Dezember Rubin. Andre nehmen für den Mai Smaragd, für Juni Chalzedon, für Juli Karneol, für August Sardonyx, für Oktober Aquamarin, für Dezember endlich Chrysopras, Türkis oder Malachit in Anspruch.

Deckel eines Taschenspiegels aus Elfenbein.
Die Erstürmung der Liebesburg. 15. Jahrh.

In christlicher Zeit übertrug man die sinnbildliche Bedeutung auf die Apostelsteine, von denen zwölf verschiedene die zwölf Apostel vorstellten. Jaspis den Petrus, Saphir Andreas, Chalzedon Jakobus d. Ä., Smaragd Johannes, Sardonyx Philippus, Karneol Bartholomäus, Chrysolith Matthäus, Beryll Thomas, Chrysopras Thaddäus, Topas Jakobus d. J., Hyazinth Simon, Amethyst Matthias. Noch im späten Mittelalter war man überzeugt von der schützenden und heilenden Eigenschaft der Edelsteine, die am Finger getragen eine zauberkräftige Wirkung ausübten. Der Rubin gab inneren Frieden und Heiterkeit der Seele, der Saphir himmlisches Glück, der Smaragd irdisches Wohlergehen, der Chalzedon sieghafte Kraft und Gesundheit, der Diamant

Schutz gegen äußere Feinde. Dietrich von Glatz besaß einen Wundergürtel, der mit Gold beschlagen und mit mehr als fünfzig Edelsteinen besetzt, Ehre und Glück, Ansehen, Sieg und Unverletzlichkeit verlieh.

Die Kunst, in Stein zu schneiden, war im Mittelalter verlorengegangen, man schätzte eben deswegen antike Kameen und Intaglien nur um so höher und weil man sich ihre Darstellungen nicht mehr zu erklären wußte, deutete man sie geheimnisvoll aus. So



Goldhelm des
Herzogs Karls des Kühnen von Burgund,
mit Perlen und Edelsteinen besetzt

hielt man z. B. Steine mit dem Pegasus darauf für einen ganz besonders vorteilhaften Schutz für Pferde. Der Smaragd sollte für Augenleiden gut sein, der Rubin gegen Verarmung schützen, der Amethyst vor den üblen Folgen eines Rausches bewahren. Korallen waren gut gegen Blutsturz. In einer Zeit, in der Reiche und Mächtige immer in Sorge vor Vergiftung waren, fahndete man mit Eifer auf Dinge, die man für Antidota hielt. Dem Einhorn schrieb man die sicherste Wirkung zu, aber auch den Magen- und Gallensteinen gewisser Tiere, die man Bezoar nannte und oft in köstliche Fassungen einschloß. Klauen vom Elentier trug man gegen Epilepsie, Natterzungen, die aber nichts andres waren als

Rosenkranz in Achat und emailliertem Gold. Französische Arbeit. 16. Jahrh. Louvre

Haifischzähne, gegen den Biß giftiger Schlangen. Als die Germanen mit dem Christentum bekannt wurden, zogen sie Anhänger in Kreuzform allen andren vor, weil sie ihnen die besten Amulette däuchten. Die Hochblüte des astrologischen Aberglaubens im 16. und 17. Jahrhundert brachte die Talismane mit Zeichen und Inschriften hervor, die man der Sternkunde entlehnte, je unverständlicher je besser.

Folgt man der Entwicklung des Schmuckes durch die Jahrtausende, so erkennt man, wie der Mensch sein Wissen von den Dingen und die technischen Kunstfertigkeiten, die er sich zu eigen machte, sofort zur Ausgestaltung der Schmuckstücke verwendet. Der historische Ablauf beginnt in der Steinzeit mit den Objekten, die die Natur dem als Jäger oder Krieger nomadisch lebenden Menschen lieferte. Er benützt, was ihm der glückliche Zufall in die Hände spielt, Gegenstände, die er meist noch gar nicht bearbeiten, höchstens durchlochen kann. Und doch lehren schon Bernsteinfunde aus dieser frühen Zeit, daß ein Tauschhandel, mindestens zu Zwecken des Körperschmuckes, auch damals bereits stattgefunden haben muß. Als der Zustand des Handwerkszeuges es erlaubte, ist man alsbald dazu übergegangen, die Fundstücke, die man bis dahin hatte im Rohzustand lassen müssen, zu bearbeiten, ebenso werden Zähne und Geweihe zugerichtet.

Den größten und folgenschwersten Fortschritt gestattete dann die Bronzezeit. Erst die Verwendung der Metalle ermöglichte, den Körperschmuck zum Kunstwerk zu gestalten, erst jetzt entsteht der starre Schmuck als Hals-, Arm- und Fingerring. Die Metalltechnik kennt Gießen, Treiben, Gravieren und Punzen und stellt sie in den Dienst der Schmuckanfertigung. Die Freude am Schmuck wird dadurch wesentlich gesteigert und gelangt in der Hallstattepoche auf einen Höhepunkt. Man kann nieten aber weder löten noch vergolden. Der Handel hat, wie die Funde von Korallen, Glasperlen u. dgl. beweisen, schon einen gewissen Umfang erreicht. Diese Periode vermehrt den Vorrat der Formen um die Fibel und den Ohrring und stellt auch erstmals den Klapperschmuck her. Kleine dünne Bronzebleche, an Kettchen hängend, müssen am Kleid oder Gürtel befestigt gewesen sein und bei jeder Bewegung ein klapperndes Geräusch hervorgebracht haben. Man nimmt an, daß sie den Frauen höherer Stände als Auszeichnung dienten. Sie sind lange beliebt gewesen, die Frauen der ger-

Goldene Kette mit Anhänger, emailliert, mit Rubinen und Perlen besetzt. Von dem Bildnis einer Fürstin. Anfang des 17. Jahrhunderts, Galerie Wörlitz

Mit Genehmigung des Verlags E. Wasmuth, Berlin

manischen Frühzeit trugen in ihren Ohrringen kleine Klapperbleche. Die Völker schätzten Klapperschmuck auf allen Stufen der Kultur, er ist aus dem alten Mexiko bekannt und in Indien werden hohl gegossene und mit kleinen Steinen zum Klappern gefüllte Beinringe heute noch von den Frauen getragen.

Lucas Cranach.
Bildnis Kurfürst Joachims I. von Brandenburg. 1529. München, Alte Pinakothek

Die nächste, sogenannte La-Tène-Epoche gehört der keltischen Kultur an, sie stellt die vorrömische Eisenzeit dar und ist für die Schmuckkunst durch zwei Erfindungen wichtig. Sie kennt geschmiedete Ketten und den ersten Schmelz. Der Handel ist geschäftig an der Arbeit. In Ägypten ist die Glasindustrie auf hoher Stufe. Sie fertigt blaue oder gemusterte Armreife, die anscheinend für den Export bestimmt gewesen sind. Sie ahmen in ihren Formen die Muster der La-Tène-Armbänder nach und müssen einen begehrten Schmuckgegenstand in Gallien und im südlichen Deutschland gebildet haben. Gewiß nur Wohlhabenden zugänglich, denn sie finden sich im 1. Jahrhundert v. Chr. nur

in besseren Frauengräbern, solchen, die durch ihre Beigaben verraten, daß sie sozial Höherstehenden als letzte Ruhestätte dienten.

Die keltische Kultur mit dem Hauptsitz in Gallien zeigt die Emailtechnik bereits auf hoher Stufe. Wenn sie einerseits Schmucksachen einführte, so hat sie doch andrerseits auch selbst

Kurfürstin Magdalena von Brandenburg, erste Gemahlin Joachims II., mit Perlenhaube, Kehlband, Halsketten und Anhänger.

Nach einem Gemälde im Hohenzollernmuseum, Berlin

stark exportiert. Die Kunst, dem Metallschmuck durch Einlage farbigen Materials ein bewegteres Leben zu verleihen, ist von den germanischen Völkern schon zu einer Zeit geübt worden, als das Licht der Geschichte noch nicht auf sie fiel. Sie betätigten diese Technik zuerst in der Einlage von farbigem Glas, das durch Metallstreifen gehalten wird. Die Muster sind meist geometrisch. Die Arbeit an sich war gefällig und nicht schwer in der Ausübung, diese Eigenschaften sicherten ihr eine lange Dauer. In späterer Zeit vertauschte man das Glas mit Halbedelsteinen und griff zu Almandinen und Granaten. Diese Einlegearbeit stammt

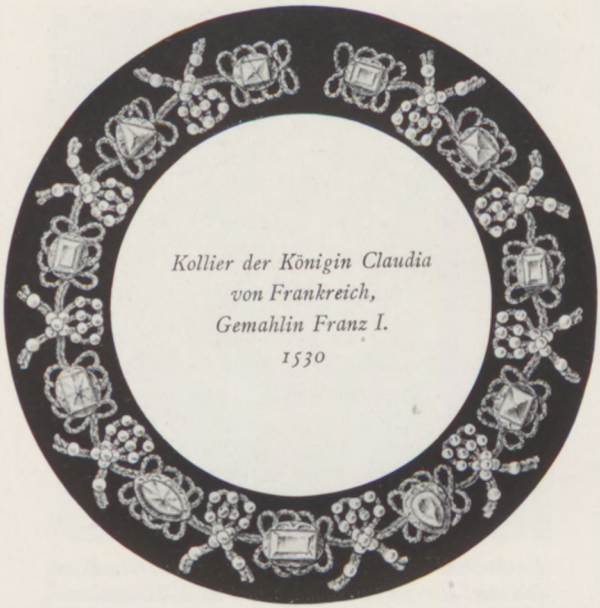
ursprünglich aus dem Orient, von wo sie nach Westen wanderte. Ägypten kennt sie schon in ältester Zeit. Die Emailtechnik, die das Steinintarsia ersetzte, war den Ägyptern ebenfalls bekannt. Sie erreichte ihre Höhe am Ende des 1. Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung in Byzanz, dessen Schmelzfarben, was Reich-

Kurfürstin Hedwig von Brandenburg, zweite Gemahlin Joachims II., mit Perlenhaube und zwei Halsbändern.
Nach einem Gemälde im Hohenzollernmuseum, Berlin

tum, Leuchtkraft und Durchsichtigkeit betrifft, nicht wieder übertroffen worden sind. Man unterschied den Zellenschmelz, das Cloisonné, bei dem aufgelegte Metallfäden die Farben trennen, von dem Grubenschmelz, dem Champlevé, bei dem der Grabstichel Vertiefungen aus dem Metall herausarbeitet, die mit Schmelzmasse gefüllt werden. Im 16. Jahrhundert trat das Maleremail hinzu, für dessen Ausführung Limoges berühmt wurde.

Steine, durchbohrt und zu Ketten gereiht, sind aus den Gräberfunden ältester Zeit bekannt, es hat weit länger gedauert, bis der Schmuck eine Verbindung von Metall mit Steinen eingegangen ist. Vielleicht lag es daran, daß man mit dem Material nicht

recht umzugehen verstand. Man konnte die Steine nur polieren, d. h. die natürlichen Flächen benutzen, der Steinschnitt, d. h. der Facettenschliff gehört erst der Neuzeit an. Uralt dagegen ist die Kunst, bildliche Darstellungen vertieft in den Stein einzugraben. Sie stammt aus Babylonien, wo man derartig bearbeitete Steine

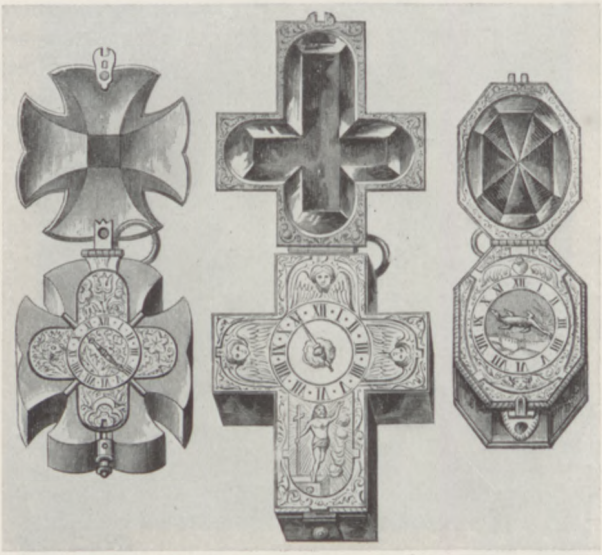


Kollier der Königin Claudia von Frankreich, Gemahlin Franz I. 1530

als Petschafte zum Siegeln benützte oder auch als Amulette um den Hals hing. Bei den Ägyptern erscheint der Skarabäus als Siegelstein in der 4. Dynastie. Es hat lange gedauert, bis der Gebrauch zu den Griechen gekommen ist. Homer, der Fingerringe überhaupt nicht kennt, weiß auch von Edelsteinen und Siegeln nichts. Sie haben den Fingerring erst nach den Perserkriegen kennengelernt, aber dies kunstsinnige Volk hat die Kunst in Stein zu schneiden dann auch auf eine Höhe geführt, die man später vielleicht erreichen, aber nie übertreffen konnte. Zu der Kunst, vertieft in den Stein zu schneiden, das Intaglio herzustellen, fügen sie die Kunst, erhaben zu schneiden, die Kameen zu fertigen.

Lucas Cranach. Bildnis einer jüngeren Dame.
Germanisches Museum, Nürnberg

Der Fingerring mit dem geschnittenen Stein blieb in Griechenland anfangs nur eine Standesauszeichnung, erst seit man durch Herodot wußte, daß jeder Babylonier, gleichviel in welcher Stellung er sich befand, einen Siegelring trug, wurde er auch in Hellas Gemeingut aller Schichten. Er diente Gesandten und Boten als Ausweis und Beglaubigung. Nach Rom gelangte der geschnittene Stein als Siegel erst in den letzten Jahrzehnten der Republik. Nach der Versicherung des Livius hätten die Sabiner schon zur Zeit des Romulus jeder einen Siegelring getragen, aber sie werden wie die der Römer nur von Metall gewesen sein. Im alten Rom trug jeder Mann einen einfachen eisernen Siegelring, der im Laufe der Zeit durch einen goldenen ersetzt wurde. Erst galten diese als ein Vorrecht der Nobiles, dann nahmen die Ritter sie an und schließlich wurden sie von aller Welt getragen, selbst von den Frauen. Seit der steingeschmückte Ring in Rom aufkommt, nimmt auch der Luxus damit zu. Man trägt mehrere, Martial spottet über den Charinus, der sechs Ringe trägt, man hat sie schließlich an allen Fingern und wechselt sie



Taschenuhren. 16. Jahrh.

mit den Jahreszeiten. In der Kaiserzeit gab ein vom Imperator verliehener Goldring mit seinem Bild das Recht, zu jeder Zeit unangemeldet bei dem Herrscher eintreten zu können.

Außer in den Ringen haben die Griechen in ihrem Schmuck Steine nicht zusammen mit Gold verwendet, eine Zurückhaltung, die auch andren Völkern benachbarter Kulturkreise eignete. Die Phönizier reihten Bernsteinkugeln zu Ketten; die Ägypter fertigten Halsbänder aus Karneol, Lapislazuli, grünem Feldspat, Korallen, Muscheln, Fayencestäbchen u. a.; in Kreta entstanden Halsketten aus den sogenannten Inselsteinen, eine Verbindung der beiden Schmuckelemente findet in der frühen Zeit nicht statt. Erst im Rom der Kaiserzeit wird die gute Gesellschaft mit den Edelsteinen bekannt, die aus Indien in großer Fülle und Mannigfaltigkeit nach der Hauptstadt der Alten Welt gebracht werden. Die römischen Damen treiben großen Aufwand mit ihnen. Der weißrötliche Sardonyx, der Onyx, Amethyst, Hyazinth, Saphir, Chrysolith, Topas, Türkis, Beryll, Smaragd und Opal werden hochgeschätzt und -bezahlt. Die Kaiserin Lollia Paulina soll

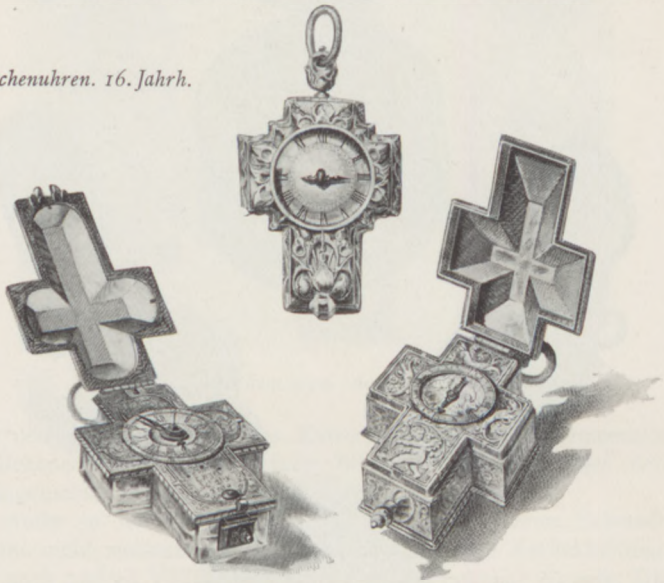
Taschenuhren. *16. Jahrh.*

auch ohne besondere Veranlassung mit Smaragden und Perlen im Werte von Millionen Talern bedeckt gewesen sein. Die Herren gaben ihren Damen aber nichts nach. Der Senator Nonius besaß einen Ring mit einem Opal, für den er etwa 53 000 Taler gezahlt haben soll.

Auf um so höherer Stufe befand sich in Hellas der reine Goldschmuck, zu dessen Wertschätzung gewiß auch der Umstand

beigetragen hat, daß Griechenland ein goldarmes Land war, das dieses kostbare Metall importieren mußte. Schon die von Schliemann aufgedeckte zweite Ansiedlung in Hissarlik, die er mit dem homerischen Troja identifizierte, man setzt sie in die Zeit von etwa 2500 bis 1500 v. Chr., ist ungemein reich an Goldschmuck. Großer Geschmack und noch größere Mühe sind an die Fertigung mancher Schmuckstücke verwendet worden, besteht

Taschenuhren. 16. Jahrh.



doch das berühmte große Geschmeide, das Schliemann wieder zusammensetzte, es sei nun ein Diadem oder ein Kollier, allein aus 90 Ketten, 12 271 Ringen, 4066 Blättern und 16 Anhängern, alle aus reinem Golde.

Die eigentlich ionische Goldschmiedekunst hat ihre Blüte im 5. bis 4. Jahrhundert v. Chr. erreicht. Ihre Erzeugnisse sprechen für eine hohe Kultur und vornehmen Geschmack, denn sie gehen sichtlich von dem Bestreben aus, nicht mehr durch die Menge des auf eine Person gehäuften Schmuckes, sondern durch wenige Stücke zu wirken, diese aber von hervorragender künstlerischer Durchbildung. Nie drängt sich das Material vor, immer tritt es hinter dem Kunstwerk zurück. Die Ornamentik, in deren Dienst

Filigrantechnik und Granulierarbeit stehen, paßt sich aber dem köstlichen Edelmetall auf das glücklichste an, in der Anmut der Erfindung auf das dankbarste durch die Leichtigkeit und Grazie der Ausführung unterstützt. Allerdings sind diese Ohrgehänge, Haarnadeln, Halsketten, Armreife nicht für Fernwirkung berechnet, die Feinarbeit verweist auf Betrachtung aus nächster Nähe. In den griechischen Kolonien am Schwarzen Meer, wo sich das

Taschenuhren.
16. Jahrh.

hellenische Wesen mit der zurückgebliebenen Kultur noch halbwilder Völker begegnet, macht sich im Schmuck sofort ein barbarischer Einschlag bemerkbar.

Der griechische Schmuck ist beinahe ausschließlich Körperschmuck, nur die Fibel dient dem Zusammenhalten des Stoffes, den Gürtel haben die Hellenen nicht gebraucht. Im Gegensatz dazu hatte die kretisch-mykenische Kultur gerade den Kleidschmuck bevorzugt, und sie muß ihn, nach den Grabfunden zu urteilen, wohl in ziemlichen Mengen verwendet haben. Ganz dünn geschlagene und getriebene Goldbleche und Plättchen, mit naturalistischen Motiven dekoriert, haben die Gewänder anscheinend im Übermaß verziert. Erst die Griechen der byzantinischen Zeit haben diesen Stil des Schmuckes wieder angenommen, die Hellenen der klassischen Epoche lehnten ihn ab.

Von glücklichstem Einfluß war der griechische Schmuckstil auf Etrurien, das in vorrömischer Zeit, etwa um 800 bis 400 v. Chr., die Blüte seiner Kultur erlebte. Die Etrurier müssen wohl ein sehr schmuckfrohes Volk gewesen sein, mit einer leb-

Taschenuhren aus der Schatzkammer des österreichischen Kaiserhauses.
Rechts unten die Uhr Maria Theresias in einem Gehäuse, das aus einem Smaragd geschnitten ist

haften Freude am Glanz des Metalls. Sie haben sich trefflich darauf verstanden, das Gold zu bearbeiten. Sie konnten gießen, treiben, in Formen pressen; sie haben gelötet, graviert, kannten Filigran und Email. Sie haben das Gold hauchdünn gearbeitet, vermutlich allerdings nur zu Grabschmuck, denn die wundervollen

Chateleine mit Uhr und Berloques

Entwurf von P. Moreau, Paris. 1771

Rechts und links:
Chateleine mit Uhr. Entwurf von Maria in Paris. Um 1765

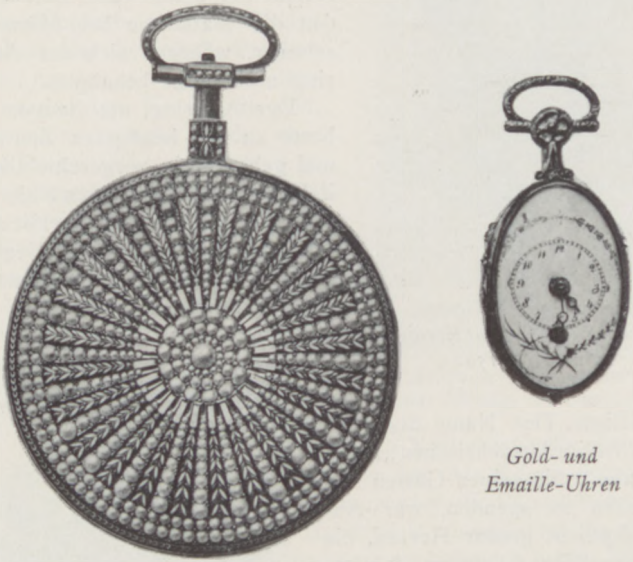
Kränze aus Goldblättern, die das Laub der Olive, des Lorbeers, der Eiche, des Efeus, der Myrte mit dem feinsten Naturgefühl nachbilden, könnten von Lebenden nicht getragen worden sein, ohne sie nicht schwer zu schädigen, sie dauerten nur in der Ruhe des Grabes. Beide Geschlechter haben aber auch im Leben außerordentlich viel Schmuckstücke getragen, Hals, Schultern, Brust, Arme, Finger waren mit Gehängen, Ringen, Anhängern, Spangen bedeckt. Das Amulett, das als Bulla um den Hals getragen wurde, spielt eine große Rolle. Seit dem Jahre 295 war Etrurien römisch und teilte Rom seine Kultur mit. Die Römer haben trotz ihrer einfachen Sitten und allem Luxus abholden Gewohnheiten doch schon unter Numa Goldschmiede beschäftigt. Den Gebrauch der Bulla und der Amulette überhaupt, entlehnten sie wahrscheinlich den Etruskern, wie sie ja schon unter der Republik, durch ihre Eroberungen in aller Welt, mit den Kulturerzeugnissen auch der entferntesten Völker in Berührung kamen und alle Einflüsse auf sich wirken ließen.

Rom war ein reiner Militärstaat, so hat es denn seine Erfindungskraft auch nur dem Männerschmuck des Soldaten zugewandt, die Welt verdankt ihm die Orden. Die älteste Auszeichnung für Tapferkeit waren die silbernen Armringe „Galbei", die den Kriegern verliehen wurden. Nicht zu knapp, scheint es, denn Licinius Dentatus hat es bis auf 160 Stück gebracht. Dann kamen die Phalerae hinzu, scheibenförmige Brustgehänge für die Kavalleristen, und die Kaiserzeit fügte zu diesen beiden Ordensklassen noch den Halsring, den Torques, den man wohl den Kelten abgesehen hatte. Es sind Grabsteine römischer Centurionen vorhanden, die in ihrer Ordensfülle jeden General der wilhelminischen Ära beschämen könnten.

Die Formen des römischen Schmuckes sind schwerfälliger als die des griechischen, und sie werden in der Zeit der Völkerwanderung vollends plump, denn die Barbaren, die gewöhnt waren, auf ihren Wanderzügen ihren gesamten Besitz am Leibe zu tragen, schätzten die Masse des Goldes mehr, als die auf die Schmuckstücke verwandte Kunst. Byzanz, der politische Erbe Roms, nimmt unter orientalischem Einfluß einen dem römischen ganz entgegengesetzten Schmuckstil an und bildet den reinen Gewandschmuck bis zum Übermaß aus. Die Kleider wurden mit Gold und Edelsteinen, mit Metall- und Emailplättchen förmlich zugedeckt, es ist ein Rätsel, wie sich die Kaiser und Kaiserinnen

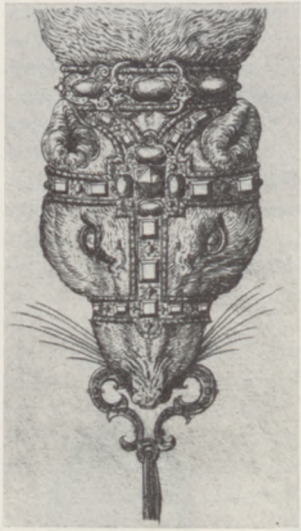
in diesen mit Juwelen gepflasterten Stoffen überhaupt bewegen konnten, sich setzen muß für sie zu den Unmöglichkeiten gehört haben. Diese beiden Richtungen, die Neigung für das Massive und die Vorliebe für reichen Kleidungsschmuck haben das Schmuckempfinden der nordischen Völker für Jahrhunderte hinaus bestimmt.

Die Germanen kannten auch für Männer außer dem zu Gebrauchszwecken bestimmten Schmuck reine Zierstücke, die prak-



Gold- und Emaille-Uhren

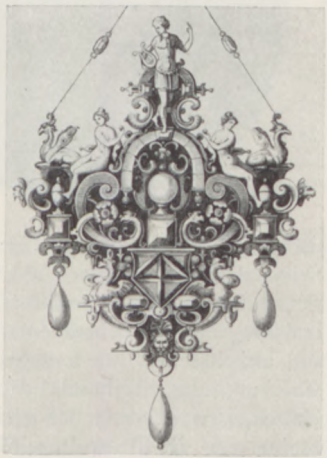
tischen Wert nur durch ihr Metall besaßen. Grabfunde haben Schmuck nicht nur aus Gold, sondern auch aus Bronze und Silber, selbst aus Zinn geliefert. Unter diesen reicht der einfache Halsring in das höchste Altertum hinauf, er war altgermanische und altkeltische Sitte und gab, wie schon erwähnt, den Römern die Anregung zu ihrem höchsten Orden. Er besteht aus einem glatten, gewundenen oder geriefelten Ring, in der Frühzeit ohne Steine, erst im Beowulf wird der Halsring mit Steinbesatz erwähnt, aber als Festschmuck des Königs. Er hat manchmal Kragenform, in der Mitte breit, sich nach den Seiten verjüngend und ist gelegentlich wohl auch dreiteilig gebildet, wie ein modernes



Kopf eines Flohpelzchens. Entwurf von Erasmus Hornig, Nürnberg. 1562

Perlenkollier. Es sind Arbeiten gotischer Goldschmiede erhalten, die aus dem 4. Jahrhundert stammen und in Zelleneinlage Granaten enthalten. Der Heliand beschreibt Halsringe mit Perlen und Edelsteinen, wie sie auch im Ruodlieb geschildert werden. Seit Ablauf der heidnischen Zeit werden die Halsringe bei Männern seltener, während sich der Armring noch lange behauptet.

Der Armring, die Bauge, gehörte zu den häufigsten Zieraten und geht tief in vorgeschichtliche Zeit hinein, Plinius kennt sie als für die Kelten charakteristisch. Die goldene Bauge war ein Gegenstand, der den Wunsch germanischer Helden unausgesetzt beschäftigte. Der Name des Fürsten ist im Altsächsischen „Ringspender". Sie seinen Gästen und Dienern zu spenden, war Anstandspflicht großer Herren, die in ihren Schatzkammern oft Hunderte bewahren mochten. Als Walter von Aquitanien dem Hunnenkönig Etzel entflieht, da nimmt er sich so viele Bauge aus dem fremden Schatz mit, daß er König Gunther hundert Stück derselben schenken kann. Als Siegfried nach Worms kommt, um dem Hofe die Ankunft von Gunther und Brunhild zu verkünden, fordert der Held einen Botenlohn



Anhänger in Gold und Emaille mit Edelsteinen und Perlen. Entwurf von Benvenuto Cellini (?)

und empfängt von Kriemhild 24 Armspangen. Beim Abschied von Bechelaeren spannt Markgräfin Gotelind dem Sänger Volker 12 Bauge um die Hand. Die Bauge war ein Gegenstand, den eine gewisse Weihe umschwebte. Freunde tauschten die ihren miteinander, man legte Eide darauf ab und opferte sie den Göttern. Waltete der heidnische Priester seines Amtes, so trug er eine Bauge um den Arm. Könige, die sich, wie man heute sagen würde, eine gute Presse sichern wollten, d. h. Wert darauf legten, daß die Sänger ihren Ruhm verkündeten, mußten vor allem mit Baugen recht freigebig sein. So muß Wieland der Schmied dem König Neithardt nicht nur Schwerter fertigen, sondern auch Bauge. Das Hildebrandslied, Heliand und Beowulf handeln von diesem Schmuck, den auch Karl der Große noch am Oberarm getragen hat. Als König Konrad I. zum Sterben kam, bat er, die Reichskleinodien an König Heinrich I. auszuliefern. Zu ihnen gehörten Baugen, die sich noch in der Hälfte des 12. Jahrhunderts im deutschen Kronschatz fanden. Sogar im 13. Jahrhundert sprechen manche Minnesänger noch von den Armreifen der Männer. Seit der höfischen Zeit aber kommt der Gebrauch für Männer ganz ab, was wahrscheinlich auch mit der langärmligen Kleidung zusammenhing.

Anhänger-Entwurf von Erasmus Hornig, Nürnberg. 1562

Anhänger in Gold mit Diamanten u. Perlen. Entwurf von H. Holbein.
Aus Luthmer, Goldschmuck der Renaissance

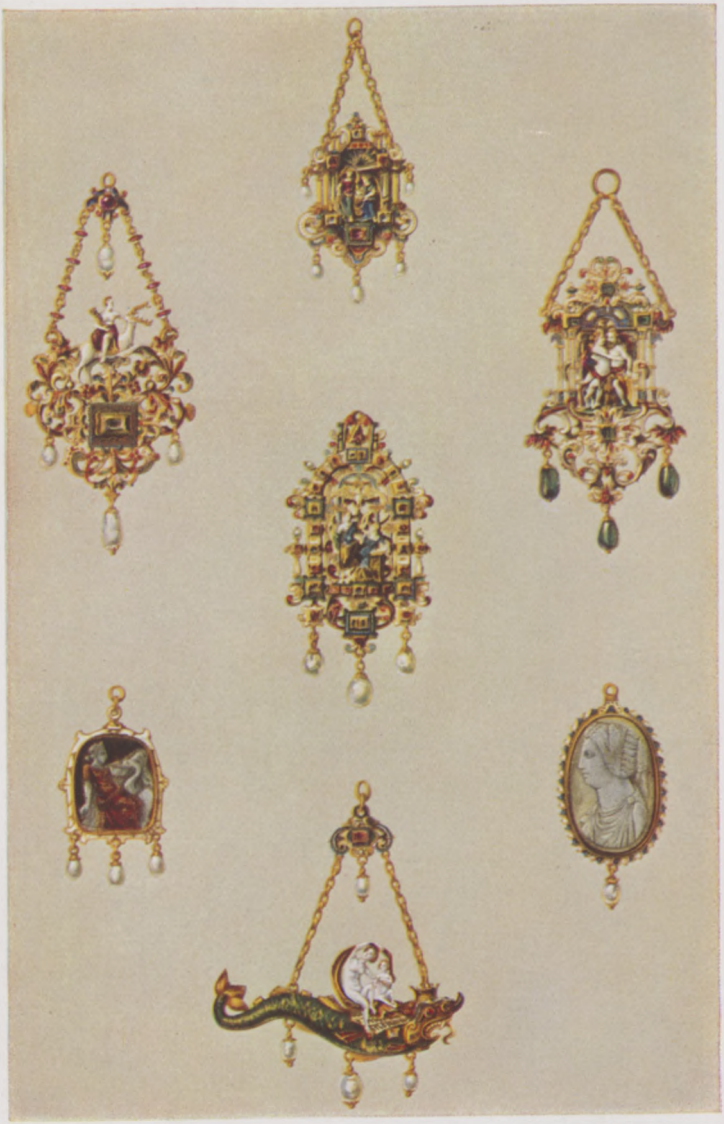
Dem Halsring und dem Armring steht in der Häufigkeit des Vorkommens am nächsten der Fingerring, der selbst den Ärmsten nicht gefehlt zu haben scheint. Die ältesten Exemplare

Goldenes emailliertes Kollier aus dem Schatz Herzog Albrechts V. von Bayern. Miniatur von H. Muelich. 1560. München, Nationalmuseum

bestehen aus zusammengebogenem Draht, oft so breit, daß sie das ganze Glied bedecken, aber sie kommen in den verschiedensten Formen vor. Auch aus dem mannigfaltigsten Material. Gold ist häufig, Silber selten, Messing, Kupfer, Zinn finden sich, ebenso Eisen, denn nach alten kirchlichen Vorschriften sollte der Mann einen goldenen, die Frau aber einen silbernen oder eisernen Verlobungsring tragen. Neidhardt kennt Fingerringe aus Haaren geflochten. Bauernringe sind häufig von überzinntem Blei, mit einem Saphir aus Glasfluß und Schmelz, der mittels Harz dargestellt ist, Perlen werden durch Fischaugen gebildet, Ringe aus Glas wurden fabrikmäßig hergestellt, eine Kunst, die schon Theophilus Presbyter bekannt ist. Die alten Ringe sind klobig genug, der Siegelring Karls des Kühnen wog ein halbes Pfund.

Kleidschmuck macht sich nach byzantinischem Muster im Besatz geltend. Angilbert sah die Töchter Karls des Großen, an

Goldenes emailliertes Kollier aus dem Schatz Herzog Albrechts V. von Bayern. Miniatur von H. Muelich. 1560. München, Nationalmuseum



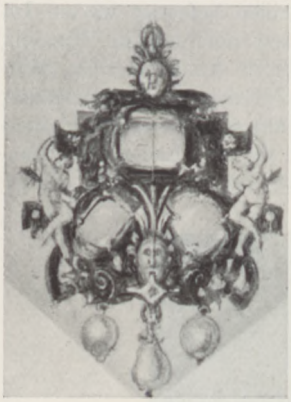
Goldene Anhänger, emailliert, mit Edelsteinen, Perlen und Kameen
16. Jahrhundert

deren Mänteln Goldbleche mit Edelsteinen befestigt waren. Im Nibelungenlied trägt Brünhild solche Gewänder und im Wigalois wird ein Mantel beschrieben, der in dieser Art besetzt ist. Man benähte die Kleider mit Borten von Goldfaden, in die Edelsteine eingefügt waren und hat sie vom 11. Jahrhundert an mit kleinen silbernen Schellen besetzt, eine Mode, die so absonderlich war, daß sie sich bis in das 15. Jahrhundert behauptete. Das älteste

Adriaen Grabeth. Bildnis. München

beglaubigte Stück ist der Krönungsmantel Kaiser Otto III., der mit 355 goldenen Glöckchen in der Form von Granatäpfeln besetzt war. Er stiftete ihn in die Kirche Ara Coeli in Rom. Man garnierte die Säume sämtlicher Kleidungsstücke, die Mütze, die Schuhspitzen, die Helme, die Sporen mit Schellen. Sie werden für den Anzug der besseren Klasse in Deutschland charakteristisch. Ulrich von Liechtenstein erzählt, daß Herr Illsung von Scheuflich, mit dem er Lanzen verstach, ihm in einem Anzug entgegenritt, der mit 500 Schellen besetzt war.

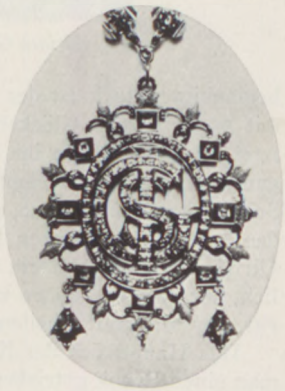
Das Hauptstück des Kleidschmuckes war der Gürtel, mit dem man einen Prunk getrieben hat, der ganz unwahrscheinlich klingt.



Skizze zu einem Anhänger, angeblich von Hans Mielich. München, Graph. Sammlung

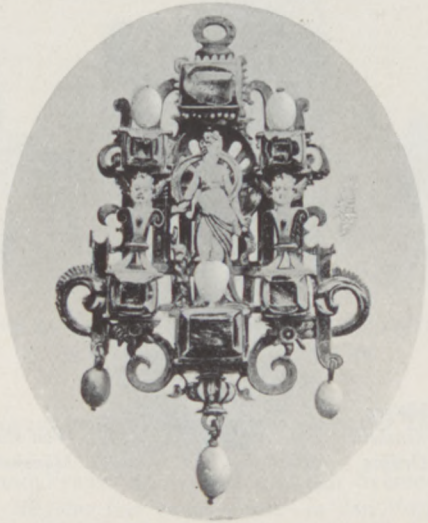
Die Gattin König Philipps des Langen trug bei ihrer Krönung einen Gürtel von Gold, der mit Rubinen und Smaragden besetzt war. Markgräfin Kunigunde von Steiermark kaufte 1166 einen Hof an der Fischach, für den sie den Besitzern einen Gürtel als Kaufpreis gab, der eine Mark Goldes schwer und mit sechzig Ellen Perlen besetzt war. Etienne de Bourbon eifert gegen diese Verschwendung, besonders in Hinsicht auf die künstlerische Arbeit, die sie soviel kostbarer mache als das Material. Die goldenen Platten stellten in getriebener Arbeit Löwen, Drachen, Vögel u. dgl. dar und mit Bezug auf diese Ornamentik prophezeit er den Besitzern, „wer diese Gürtel trägt, den werden dereinst die höllischen Löwen und Drachen verschlingen". Vielleicht haben die Dichter bei ihren Beschreibungen den Mund gern etwas voll genommen. Im Meleranz von dem Pleier ist von einem Gürtel die Rede, der eine Inschrift trägt, die von Edelsteinen gebildet wird. Beide Geschlechter trugen den Gürtel, wie auch beide die Nadeln benützten, welche die Vereinigungspunkte der Gewandenden markieren.

Die Fibel gehört ebenfalls zu den ältesten Schmucksachen, ganz unentbehrlich, seit der Mensch sich bekleidete, und daher in allen Zeiten einer der am meisten gebrauchten Schmuckgegenstände. Sie hat ihren Namen geändert und ihren Stil, aber sie ist heute noch als Brosche ebenso beliebt wie vor Jahrtausenden. Man hat ja selbst in der Konstruktion dieser Sicherheitsnadeln



Monogramm-Anhänger mit Tafelsteinen. Dresden, Grünes Gewölbe

kaum Fortschritte gemacht, nur auf die Verzierung des Bügels eine mehr oder minder große Mühwaltung verwendet. Anfangs gern als phantastisches Tier gebildet, hat die germanische Kunst dann in der künstlerischen Gestaltung der Schmuckfibel ihre ganze Phantasie spielen lassen und alle technischen und ästhetischen Fortschritte, die sie machte, an ihr erprobt. Vom 4. bis 6. Jahrhundert, als die Goldschmiede gotischer Nationalität den



Goldener Anhänger, emailliert mit Dicksteinen und Perlen. In der Mitte Kleopatra. Art des Hans Mielich. Um 1550. London, British Museum

Stil des germanischen Schmuckgewerbes bestimmten, hat die Fibel ihre Blütezeit durchgemacht. Ein unvergleichliches Prachtstück dieser Art ist in einem Männergrab in Wittislingen bei Lauingen an den Tag gekommen. Es ist eine große Spangenfibel aus Silberguß, vergoldet und nielliert, Filigranarbeit mit eingelegten Almandinen und grünem Glasfluß auf gegitterter Goldfolie. Sie wird der Zeit um das Jahr 600 angehören. Eine Inschrift auf der Rückseite besagt Uffila habe diese Fibel zur Erinnerung an seine verstorbene Frau Pisa anfertigen lassen. Ein gewisser Wigerig, der sich noch nennt, ist nach der Meinung von Basser-

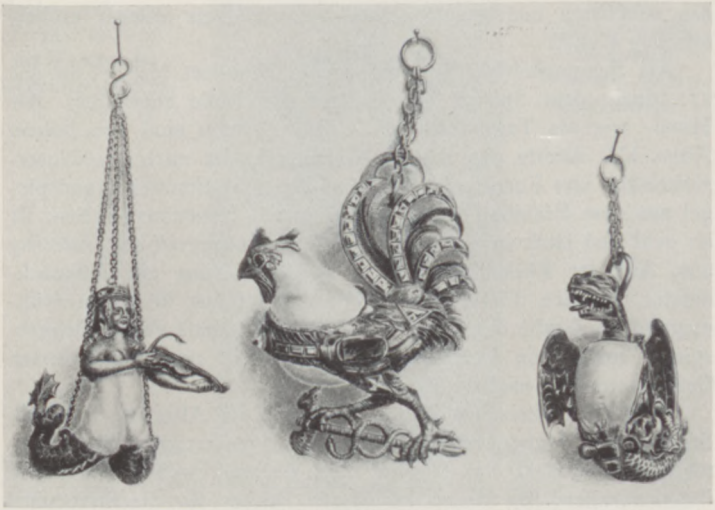
mann-Jordan vielleicht der Goldschmied. Auf alle Fälle ein Gemütsmensch dieser trauernde Witwer, der, um sich über den Verlust seiner Frau zu trösten, ein köstliches Juwel machen läßt, mit dem er sich schmückt.

Als der Schluß des Mantels, etwa seit dem 12. Jahrhundert, von der Schulter vorne auf die Brust rutscht, wird das Schmuckstück, das ihn zusammenhält, größer, gewöhnlich scheibenförmig

Goldener Anhänger zur großen Ordenskette des Michael-Ordens

Von Hans Mielich (?). München, Schatzkammer

gebildet. Es heißt jetzt „Fürspan". Die Dichter haben sich in ihren Beschreibungen stark angestrengt, Wirnt von Gravenberg schildert einen Fürspan mit einem bohnengroßen Karfunkel. Nicht lange, so weicht der Fürspan einer andren Anordnung. Statt eines Schmuckstückes befestigte man zwei, vorn zu beiden Seiten des Mantels, die „Tasseln", die durch eine Schnur verbunden werden. Sie ist an der einen Schließe fest gemacht und wird durch die andre lose durchgezogen. Diese Mode war französisch, also des Beifalls aller Eleganten gewiß. Die Tasseln waren von Gold und mit Edelsteinen besetzt, auch mit getriebener Arbeit von Blumen, Vögeln u. dgl. ornamentiert. Im Meleranz werden zwei Tasseln ausführlich beschrieben, auf der einen sah man Venus mit einer Fackel, auf der andren Amor mit Pfeil und Bogen. War eine Dame besonders fromm, so benutzte sie an-



Bijouterien aus Gold und Emaille mit Monsterperlen. 16. Jahrh.
Kaiserliche Schatzkammer in Wien

statt einer Schnur wohl den Rosenkranz, um die Tasseln zusammenzuhalten.

Männer und Frauen trugen die gleichen Schmuckstücke, die ersteren sie vielleicht nur etwas derber in den Formen und gewichtiger in der Masse. Voraus hatten die Frauen nur den Ohrring, der sich aber erst spät unter den Germanen einstellt und dann wieder für lange Zeit verschwand, weil die Mode des Kopfputzes die Ohren verbarg. Von Haus aus ist der Ohrring, im durchlöcherten Ohrläppchen getragen, orientalische Sitte, die nicht vor der Völkerwanderung zu den Griechinnen und Römerinnen kam. Die Hallstatt-Epoche hat ihn noch nicht gekannt. Von den nordischen Völkern erhielten ihn zuerst die Kelten, in Gallien war er zur Zeit der Merowinger ein üblicher Frauenschmuck. Die Germanen erhielten den Ohrring ebenfalls vom Ausland, denn, wenn er im Mittelalter erwähnt wird, geschieht es stets mit dem Zusatz: „so wie die Italiener" oder „so wie die Slawen ihn zu tragen pflegen". Soweit sich Ohrringe in Frauengräbern auf deutschem Boden gefunden haben, gehören sie zu

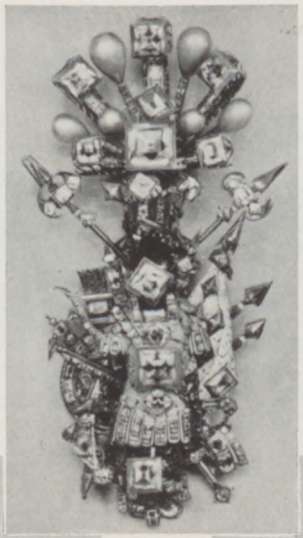
den schönsten und geschmackvollsten Arbeiten unserer einheimischen Kunst.

Als Schmuckobjekt ist vom 12. Jahrhundert bis tief in das 17. hinein dem Spiegel eine bedeutende Rolle zugefallen. Als Hand- wie als Taschenspiegel. Beide Formen sind von hohem Alter. Das älteste uns erhaltene Exemplar ist nach den Untersuchungen von Forrer ein zum Anhängen bestimmter Handspiegel aus dem Pfahlbau von Port Alban am Neuenburger See. Er ist oval und läuft in einen gewundenen Bronzegriff mit Endring aus. Auf der Rückseite trägt er als Verzierung ein Zickzackmuster. Zeitlich dürfte ihm der von Montelius in einem frühetrurischen Grabe der Arnoldi-Gräber gefundene runde Bronzespiegel mit einem jetzt abgebrochenen Griff und eingravierten Ornamenten am nächsten kommen.

Auch in historischen Zeiten fuhr man im Altertum fort, die Spiegel zum Handgebrauch aus Metall anzufertigen. Die Ägypter benützten dazu das Kupfer, eine Technik, welche die Juden ihnen absahen. Als Moses das eherne Becken für die Stiftshütte herstellen wollte, nötigte er die jüdischen Damen, ihm ihre Handspiegel zu diesem Zweck auszuliefern. Etrusker und Römer scheinen die Herstellung schon ganz fabrikmäßig betrieben zu haben. Sie benützten alle Metalle, welche eine blanke Politur annehmen, die Etrusker eine Bronze, deren Zinngehalt 19 bis 32 Prozent stärker ist, als die sonstige antike Bronze ihn aufweist. Die Römer belegten die Spiegelfläche gern mit Silber, ja zur Zeit des Pompejus kannten sie schon Goldspiegel und achteten die Silberspiegel gering, weil selbst die Mägde keine andren benutzen wollten.

Übrigens waren dem Altertum außer den Metallspiegeln auch schon solche kleinsten Formates aus Glas bekannt. In Ägypten waren solche bereits im 1. Jahrhundert v. Chr. in Gebrauch. Plinius rühmt die in Sidon angefertigten als die besten. In römischen Gräbern des südlichen und westlichen Deutschland, am Rhein, bei Regensburg, an der Saalburg haben sie sich in großer Anzahl gefunden, im 7. Jahrhundert spricht Isidorus von Sevilla von ihnen. Die Fabrikation blieb auf primitiver Stufe. Man schnitt den Spiegel aus Glaskugeln, die mit Blei oder Zinn gefüllt wurden, hinterlegte die Glasfläche wohl auch nur mit Harz oder Pech, so daß der erzielte Erfolg recht mäßig geblieben sein muß. Dafür zeugen auch die Namen. Der gotische Name „skug-

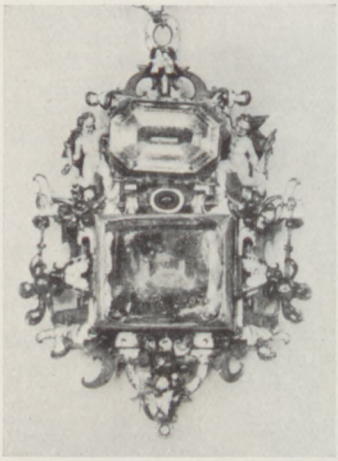
Goldene Anhänger-Trophäe in Form des Wappens des Johanniter-Ordens. 1603



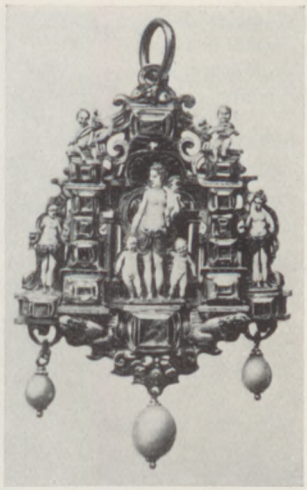
Aus 245 Dicksteinen und 6 Birnperlen. München, Bayer. Schatzkammer

Goldener Anhänger, braun emailliert, mit Dicksteinen, Rubinen und Perlen. 16. Jahrh. München, Schatzkammer

Goldener Anhänger mit Kamee Herzog Philipps III. von Burgund. Aus Chalzedon geschnitten. München, Schatzkammer



Anhänger zu einer goldenen durchbrochenen Kette, emailliert. Münchner Arbeit des 16. Jahrh.



Goldener Anhänger, emailliert, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen. In der Mitte Figur der Caritas. Deutsche Arbeit, 16. Jahrh. London, British Museum

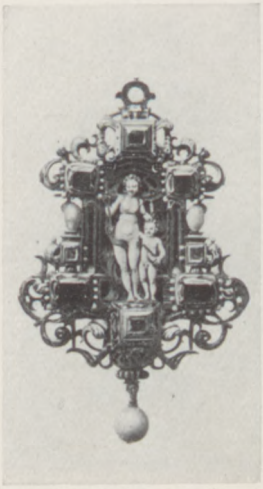
gwa", altnordische Ausdruck „Schattensehe", der althochdeutsche „Schattengesicht", alle für den Spiegel im Gebrauch, beweisen, daß die Eitelkeit doch wohl nur sehr kümmerlich auf ihre Rechnung kam. Der unbeholfenen Technik gegenüber kehrte man dann auch wieder zum Metall zurück. Der hl. Bonifaz schenkte der Königin Ethelberga von Mercia einen Silberspiegel. Arabische Lehrbücher, die um das Jahr 1000 herum entstanden, kennen ausschließlich Spiegel von Silber oder Stahl und als der Dichter des jüngeren Titurel einmal auf den Ort zu reden kommt, an dem Spiegel verfertigt werden, spricht er vollends von „Spiegelschmiede".

Der Zeitpunkt, an welchem der Glasspiegel wieder auftauchte, ist nicht mit absoluter Sicherheit zu bestimmen. Theophilus Presbyter, der im 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts Anweisung gibt, wozu Glas gebraucht werden kann, weiß noch nichts vom Spiegel. Roger Baco kennt 1267 nur Spiegel aus Bronze oder Silber, während Vinzenz von Beauvais 1254 bereits den Spiegel

Bijouterien aus Gold und Emaille mit Monsterperlen. 16. Jahrh. Kaiserliche Schatzkammer in Wien

kennt, der dadurch hergestellt wird, daß man Blei auf eine heiße Glastafel gießt. Nach diesem Rezept wurden schon 1308, höchst wahrscheinlich sogar schon früher in Murano bei Venedig Spiegel hergestellt.

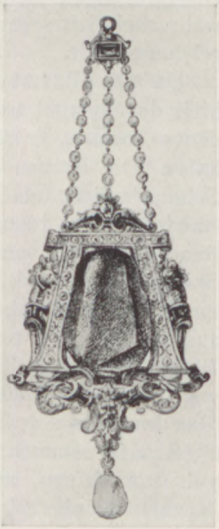
Da man Glas nur in kleinen Tafeln zu blasen verstand, so behielt der Spiegel noch Jahrhunderte hindurch ein sehr bescheidenes Format. Er scheint Talergröße nur selten überstiegen zu haben. Die Frauen trugen ihre kleinen runden Handspiegel als Schmuckstücke um den Hals oder am Gürtel und die Männer standen nicht hinter ihnen zurück, berichtet Neidhardt von Reuenthal doch von einem Schwert, in dessen Knopfe sich ein Spiegelglas befand. Auf alle Fälle waren sie Objekte des größten Luxus, vielleicht hat gerade ihr geringer Umfang dazu herausgefordert, sie recht kostbar zu fassen und auszuschmücken. Peter Gaveston, der unglückliche Mignon König Eduards II. von England, besaß 1313 einen silbernen, emaillierten Spiegel. Das Inventar der Juwelen des Herzogs Louis I. von Anjou, um 1368 aufgenommen, verzeichnet einen kleinen runden Goldspiegel zum Öffnen, an einem Kettchen mit goldener Pfeife; im Nachlaß König Karls II. von Frankreich fanden sich 1380 meh-



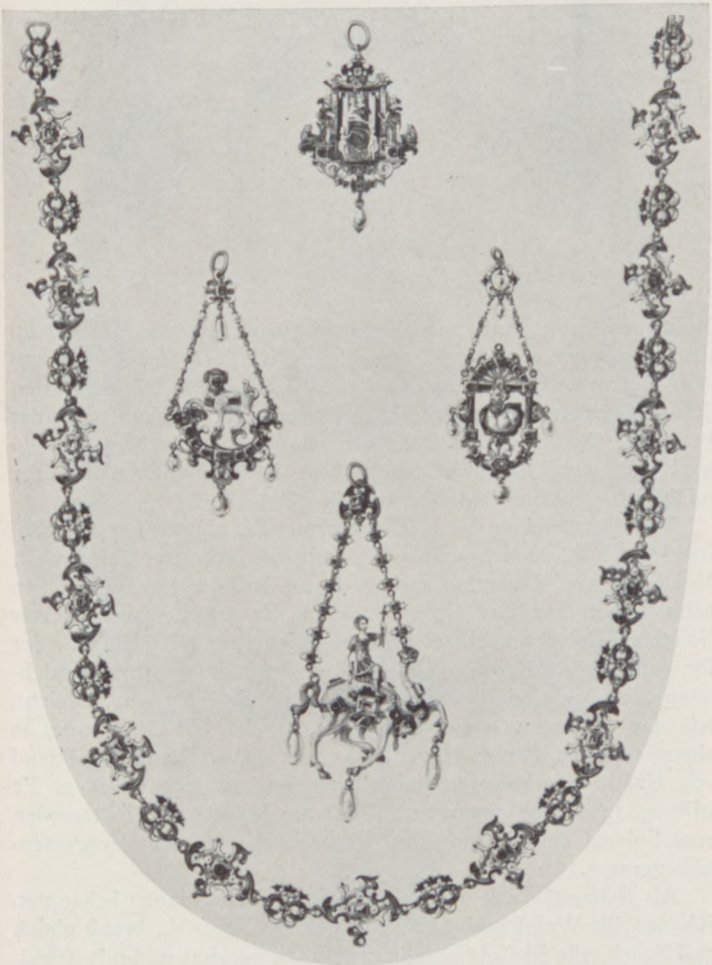
Goldener Anhänger, emailliert, mit Diamanten, Rubinen und Perlen. In der Mitte Venus und Kupido. Deutsche, vielleicht Münchner Arbeit des 16. Jahrh. London, British Museum

rere kostbare Taschenspiegel, darunter einer von Gold, besetzt mit vier Saphiren und 34 Perlen. Als der französische Hof im Jahr 1400 von der englischen Krone die Aussteuer der Königin Isabeau reklamierte, forderte er auch zwei goldene Spiegelchen. Der gute König René beschenkte 1448 die Seneschallin von Anjou mit einem Goldspiegel, für den er dem deutschen Goldschmied Hennequin 35 fl. bezahlt hatte, ein Preis, der heutzutage ein kleines Vermögen darstellen würde.

Die bildlichen Darstellungen entsprachen der Bilderfreude des Mittelalters. Man sah die zwölf Zeichen des Tierkreises, Narziß an der Quelle, Susanna im Bade, aber auch Christus mit dreifacher Krone, die hl. Jungfrau mit dem Kind, die Heiligen Veronika und Katharina. Die hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, beschenkte ihren Mann mit einem Spiegelchen von Elfenbein, dessen Rückseite Christus am Kreuze zeigte. Ganz besonders beliebt aber waren Vorstellungen aus dem Ideenkreis des Minnesangs, häufig trifft man die Erstürmung der Minneburg, die von Rittern angegriffen und von schönen Frauen verteidigt wird. Ein Exemplar französischen Ursprungs, dem 13. Jahrhundert angehörend, besitzt das K. K. Hofmuseum in Wien, ähnliche im Louvre und im Musée Cluny. In der ehemaligen Sammlung Bourgeois in



Anhänger mit großem Rubin, genannt «la Côte de Bretagne». Gefaßt für Maria Stuart. Paris, Musée du Louvre



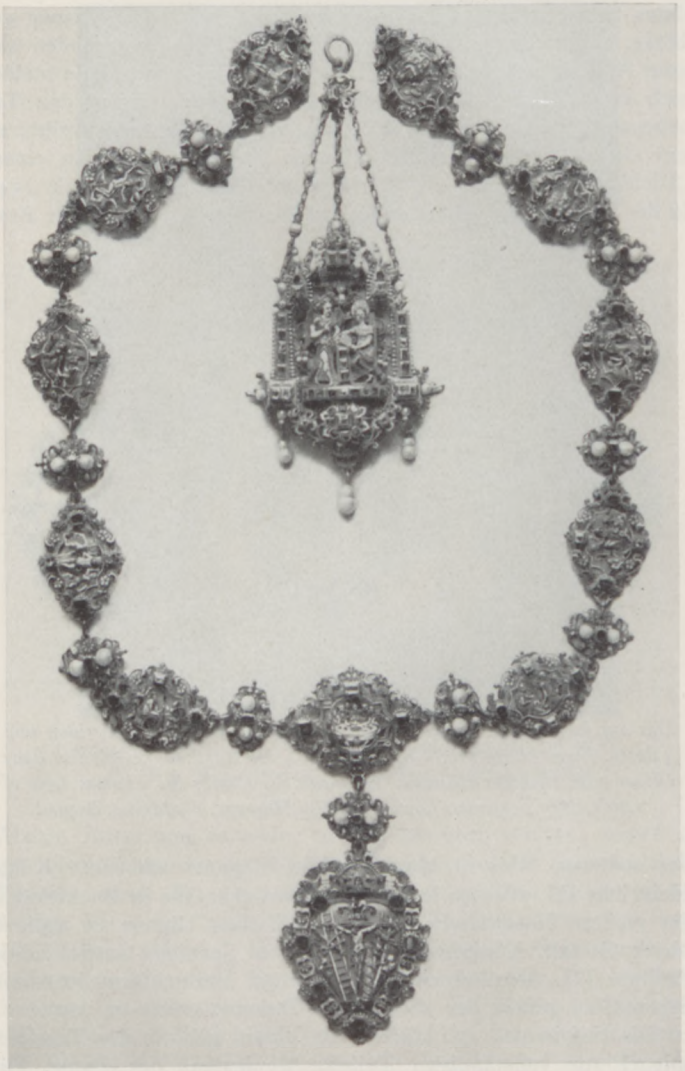
Goldene Kette und Anhänger, emailliert, mit Edelsteinen und Perlen. 16. und 17. Jahrh.

Kleine Anhänger mit Kameen und Emaillen. 16. und 17. Jahrh.

Köln sah man französische Handspiegelchen aus Elfenbein, dem 14. Jahrhundert entstammend, die im Sechspaß Szenen aus dem Roman de la Rose und aus Turnieren zeigten. Die Kollektion Jubinal bewahrte ein Spiegelchen italienischer Herkunft mit der Inschrift: Di me non ti Doler Donna Giamai Che ben ti rendo quel che tu mi dai. Das soll heißen: Beklage dich nicht über mich, ich gebe nur zurück, was du gibst.

Die Verwendung des Taschenspiegels als Schmuckgegenstand beschränkte sich keines wegs auf die vornehme Damenwelt. Neidhardt von Reuenthal spricht davon, daß die Bauernmädchen beim Reigentanz ihre Spiegel tragen. Er selbst schenkt seiner Geliebten Friederun einen schönen Spiegel zum Umhängen, der ihr denn auch sofort gestohlen wird. Auch die Herren verzichteten nicht auf den Taschenspiegel, wenn sie ihn auch vielleicht, wie der Herzog von Berry den seinen, der aus Stahl war, in einem seidenen Beutel trugen. Das war 1416. König Ferdinand von Kastilien erhob das Spiegelchen gar zu einem Orden. Er stiftete 1410 nach einem Siege über die Mauren den Ritterorden vom Spiegel der hl. Jungfrau. Er ist bald wieder in Vergessenheit geraten.

Als Schmuckstück hat sich der Spiegel noch lange behauptet. Johanna die Wahnsinnige, Mutter Kaiser Karls V., besaß gleich drei Stück, alle in Gold gefaßt, mit Email verziert und mit Türkisen besetzt. Im Nachlaß der Erzherzogin Margarethe, Statthalterin der Niederlande, Tochter Kaiser Max I., der 1530 inventarisiert wurde, begegnet man zum ersten Male dem Taschenspiegel, der das Schmuckstück mit dem Gebrauchsnecessaire verbindet. Diese hohe Dame besaß verschiedene Exemplare, in Gold und vergol-



Kollier und Anhänger in Gold-Emaille.
Deutsche Arbeit des 16. Jahrh. Paris, Musée du Louvre

detes Silber gefaßt, auch einen, wahrscheinlich zur Trauer gehörig, in Jetfassung, sie waren mit einer Bürste verbunden und zum Anhängen an den Gürtel bestimmt. Eine neue Mode meldet sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts, man verbirgt den Taschenspiegel in einem kleinen Buch, so daß Nichteingeweihte an ein Gebet- oder Notizbüchl glauben können. Ein so in einem „Bichl gestickter Arbeit" verborgener Spiegel fand sich 1547 in der Hinterlassenschaft der römischen Königin Anna, der Frau

Das sog. Lyte-Juwel. Goldmedaillon, emailliert, mit 25 Tafelsteinen und 4 Rosen. Innen Miniaturbild König Jakobs I. von England, gemalt von Isaac Oliver oder Nicholas Hilliard. Geschenk des Königs an Thomas Lyte of Lyte's Cary, Somerset. London, British Museum, Waddesdon Bequest

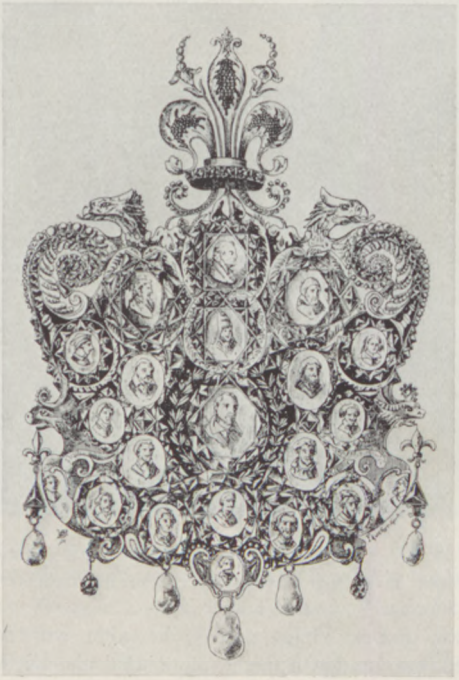
des späteren Kaisers Max II. Die Elegants am Hofe König Heinrichs III. pflegten ihre Spiegelchen ebenfalls in Buchform in der rechten Hosentasche zu tragen. Kostbar blieben sie auch in dieser Gestalt. Königin Margarethe von Spanien, Gattin König Philipps III., besaß einen Taschenspiegel in Buchform, in emailliertes Gold gefaßt, der 1611 auf 60 Dukaten geschätzt wurde.

Bis tief in das 17. Jahrhundert hinein gehörte der Taschenspiegel zur vollständigen Toilette wenigstens der Dame. Die Bildnisse der Schönen jener Zeit, die uns von den Stechern der Epoche, den Wierx, Goltzius, de Gheyn, Kilian, Wenzel Hollar,

Unbekannter Meister. Bildnis der Patientia Ehemin, 26 Jahre alt, im 9. Jahre ihrer Ehe. München, Nationalmuseum

Abrah. Bosse und so vielen andren bewahrt wurden, zeigen so gut wie ausnahmslos den Spiegel, manchmal als Mittelstück eines Fächers, meist aber an einem Kettchen oder Band am Gürtel befestigt. Viereckig, achteckig, rund, in Fassungen von dem verschiedensten Material. Die ehemalige Sammlung Rolas du Rosey in Dresden wies viele Exemplare gerade aus dem 17. Jahrhundert auf, in Rähmchen von Schildpatt, Elfenbein, vergoldetem Silber, Stahl, Chagrinleder, mit Miniaturen, Ätzungen oder kleinen Reliefs in Silberfolie geschmückt. Der Spiegel verschwindet aus dem Körperschmuck erst in dem Augenblick, in dem der Wandspiegel Formate annimmt, die größere, bessere und schär-

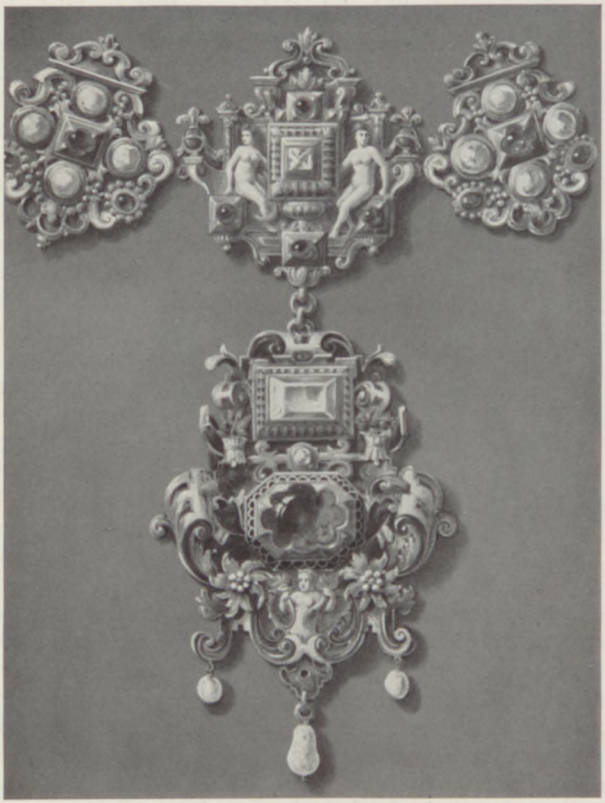
fere Bilder gewähren, als sie das kleine Taschenspiegelchen gestattete. Das war nicht vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Fall; erst 1688 erfand ein französischer Arbeiter die Methode des Gießens von Spiegelglas, das bis dahin hatte geblasen werden müssen. Mit dieser Periode begann für den Spiegel eine neue Ära, er verliert seine Bedeutung als Schmuckstück, aber



Vorstecker Marias von Medici, Königin von Frankreich. Kameen, Tafelsteine und Perlen

er gewinnt einen Wert für die Zimmerdekoration, der immer nur gewachsen ist. Bei der Toilette wird er zum bloßen Utensil, das die Tasche verbirgt. Und auch dann noch die Sittenrichter ärgert! „Gar viel Weiber haben sogar Spiegel in denen Tobacksbüchsen", schreibt Abraham a S. Clara in seiner Lauberhütt, „damit sowohl die Augen als die Nas ihre Vergnügung haben!"

Flohpelzchen der Herzogin Anna von Bayern. Nach der Miniatur von Hans Mielich. Um 1550
München, Nationalmuseum



Halsschmuck in Gold mit Email, besetzt mit Edelsteinen und Perlen. Um 1610. Galerie in Schleißheim
Nach einem Gemälde von de Witte, darstellend die Pfalzgräfin Magdalena
Aus: Luthmer, „Goldschmuck der Renaissance". Verlag E. Wasmuth, Berlin

Ein Schmuckstück wie der Taschenspiegel, auch gleich diesem um den Hals oder am Gürtel getragen, war das Riechbüchschen, französisch Pomme de senteur genannt, weil es meist rund in Kugel- oder Apfelform gestaltet war. Das Mittelalter liebte starke Gerüche, hielt sie für heilsam und betrachtete sie als Vorbeugungsmittel gegen ansteckende Krankheiten; je aufdringlicher der Geruch war, um so stärker der Vorzug, der ihm zuteil

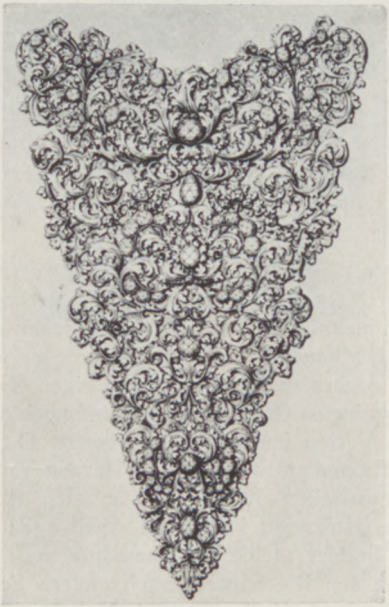
Kleinod des Ordens vom Goldenen Vließ mit einem blauen Diamanten und großem Rubin, gefaßt von Jacquemin nach einer Zeichnung von Gay. Getragen von Ludwig XV.

wurde. Die erste Stelle nahm der Moschus ein, der so sehr überwog, daß er dem ganzen Gerät den Namen gab, die alten Inventare sprechen ohne weiteres von „Pisamknöpfen" oder „Pisambüchsen", auch dann, wenn ihr Inhalt einmal aus andren Parfümstoffen besteht. Nächst ihm schätzte man das Ambra, das nicht nur seines Wohlgeruchs wegen in hoher Achtung stand, sondern auch als Aphrodisiakum und Arzneimittel Ansehen genoß. Dazu traten Myrrhen, Weihrauch, Iris, Veilchen, bis sich im Laufe der Zeit die Parfüms außerordentlich vermehrten. Philipp Hainhofer tat 1628 in den Schreibtisch, der für den Großherzog von Toskana bestimmt war, an Wohlgerüchen ägyptischen und indianischen Balsam und an wohlriechenden Essenzen: Rosen, Negelein, Zimmet, Zitronen, Rosmarin, Majoran und Anis. Alle diese Bestandteile knetete man zusammen und formte etwa walnußgroße Pillen. Oliver de la Haye, der 1348 die große Pest in einem Gedicht beschrieb, gedenkt dieser „aus Ambra und vielen andren edlen Stoffen verfertigten künstlichen Äpfel, die sehr stark riechen, das Gehirn erfrischen und vor der schlechten Luft schützen".

Man steckte sie in durchbrochen gearbeitete Behälter aus kostbaren Metallen, verzierte sie mit Email, besetzte sie mit edlen Steinen und trug sie als Schmuck, sehr gern z. B. auch als Anhänger am Rosenkranz. Das früheste bekannte Beispiel dürften die goldenen, mit Moschus gefüllten Äpfel

Brosche in Perlen und Edelsteinen Annas von Österreich, Königin von Frankreich

sein, welche die Gesandten des Königs Balduin von Jerusalem im Jahre 1174 dem deutschen Kaiser überreichten. Die nächsten erscheinen in französischen Inventaren um das Jahr 1380. König Karl V. besaß Riechäpfel in großer Anzahl, die einen immer kostbarer ausgestattet als die andren, besetzt mit Rubinen, Sma-



Stecker mit Brillanten.
Entwurf von J. B. Grondoni in Brüssel. 1715

ragden, Granaten und schottischen Perlen. Das Hauptstück von Bernstein in Goldfassung mit 8 kleinen und 2 großen Perlen, an himmelblauer Seidenschnur, die in einer großen Perle endete. Ludwig I., Herzog von Anjou, besaß in der gleichen Zeit einen Riechapfel von Ambra, in emailliertes Gold gefaßt, an einem Rosenkranz von echten Perlen und eine Riechnuß von Gold mit der Umschrift: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum. Im Jahre 1400 kaufte der König von Frankreich einen goldenen Riechapfel mit Moschus gefüllt, besetzt mit Perlen und Diamanten. Ein besonderer

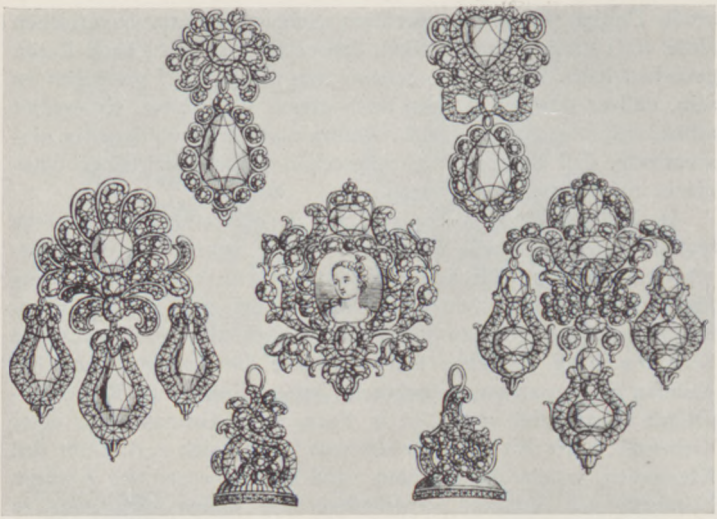
Große Brillantenbrosche in Schleifenform. Entwurf von Mondon, Paris. Um 1740

Liebhaber dieser Dinge muß der Herzog von Berry gewesen sein. Er besaß einen Moschusapfel an kleinem Kettchen, der sich aufmachen ließ, innen hatte ihn der Maler Jehan d'Orléans 1408 mit Bildchen geschmückt. Außerdem nannte er noch eine große Riechnuß von Ambra und Moschus sein eigen, die sich in einem goldenen, damaszierten Gehäuse befand und noch ein drittes Stück aus Gold, mit Perlen und Saphiren besetzt. Dieses ist vermutlich dasselbe Exemplar, welches der Herzog von Bedford 1422 aus dem französischen Kronschatz an sich nahm. Erzherzog Siegmund von Österreich kaufte im April 1484 von dem Hausierer Adrian Stabler gleich 27 Bisamäpfel auf einmal.

Man wußte den Riechäpfeln auch andere Formen zu geben als nur die Kugel. Charlotte d'Albret, Herzogin von Valentinois, die Witwe von Cesare Borgia, hinterließ 1514 Riechnüsse von

Kollier der Königin Maria Leczinska

In der Mitte der Régent



Ohrringe und Berlocks mit Brillanten. Entwürfe von Mondon, Paris. Um 1740

Goldfiligran in Gestalt eines Granatapfels. Auch Kaiser Karl V. besaß solche, auch eine in Herzform von Goldemail. Erzherzogin Anna von Österreich hatte 1528 eine goldene „praite pisembüchsen wie ein Agnus Dei" und hinterließ 1547 einen goldenen Bisamknopf mit ihrem eigenen Bild und dem ihres Gatten. Der hohen Dame war auch ein Pariser Gürtel von 268 Knöpfen zu eigen gewesen „zu unterst ein großer geschmelzter Bisamknopf", außerdem ein Rosenkranz von Achatperlen mit einem silbernen, vergoldeten Bisamknopf. An den Rosenkränzen haben sie sich lange gehalten, der Nürnberger Patrizier Hieron. Tucher kaufte sich z. B. ein Paternoster von Jet mit einem silbernen, vergoldeten Bisamapfel und noch im Jahr 1706 gedenkt der Wiener Pater Leo Wolff des Gebrauchs, an die Rosenkränze silberne, mit Balsam gefüllte Totenköpfchen zu hängen.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts verliert sich allmählich der Gebrauch der Riechäpfel, nicht weil man das Bedürfnis nach Wohlgerüchen verloren hatte, im Gegenteil, nur weil die Vorrichtung nicht mehr genügte. Der bekannte Sammler und Rei-

sende Philipp Hainhofer berühmt sich, er sei am bayerischen Hofe 1611 dadurch aufgefallen, daß er stets so wohl nach Rosen gerochen habe. Dieses Lob scheint ihm so zu Kopf gestiegen zu sein, daß er des Guten denn auch gleich zu viel tat. Er erzählt selbst, daß er sich mit Zibeth, Ambra und Moschus derartig einschmierte, daß er nicht mehr sprechen konnte und einer Ohnmacht nahe war.

In Frankreich ließ König Franz I. die letzten Pommes de senteur anfertigen, und wenn man in den Inventaren der deutschen und österreichischen Habsburger noch einige Jahrzehnte hindurch diesen Stücken begegnet, so darf man vielleicht annehmen, daß es sich um Erbstücke handeln dürfte, die aus den Schätzen übrig geblieben waren, welche die Tochter Karls des Kühnen als Aussteuer mitgebracht hatte. Eine ganze Reihe derartiger Bisamäpfel von Gold in Form eines Granatapfels, einer Zirbelnuß, einer Birne, eines Herzens befand sich z. B. unter den Kleinodien, welche das Erzhaus 1578 in Antwerpen der Königin Elisabeth von England verpfändete. Sie finden sich noch in allen Verlassenschaftsinventaren der Königin Katharina von Polen 1570, Kaiser Max II. 1578, des Erzherzogs Karl von Steiermark 1590, zum letztenmal nach dem Tode des Erzherzogs Karl des Deutschmeisters, der 1626 starb. Er hatte noch einen goldenen Bisamknopf besessen mit einem spitzigen Diamanten, zehn Türkisen und zehn Rubinen besetzt, ein Juwel, das auf 60 Reichstaler geschätzt wurde. 1619 hatte die Kaiserliche Schatzkammer in Wien noch einen „ganz gulden durchbrochen Bisamknopf" bewahrt, „darin ain kugel in blau zendel (leichte Seide) eingewickelt, für Infectionszeiten zu gebrauchen". 1608 war bei dem Prozeß, der dem Kammerdiener Philipp Lang, dem gestürzten Günstling Kaiser Rudolfs II., gemacht wurde, noch ein Hauptvorwurf gewesen, daß er „fünf geschmelzte Pisamknöpfle" unterschlagen habe. Seit dieser Zeit verschwindet der Gegenstand aus den Inventaren, die Verwendung von Essenzen, wohlriechenden Wassern und Pomaden forderte andre Behälter für die Riechstoffe als bisher.

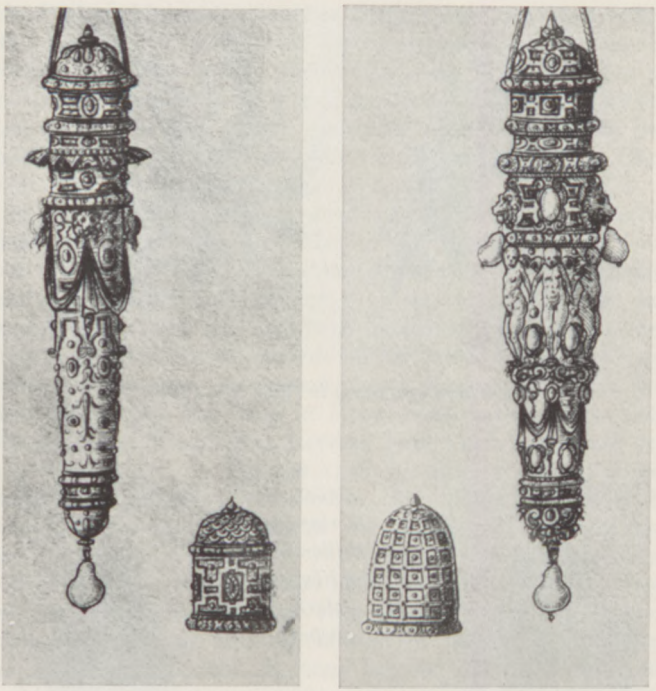
Von der Zurückhaltung, die z. B. die Hellenen dem Steinschmuck gegenüber einnahmen, wußte das Mittelalter nichts, man brachte so viel Edel- und Halbedelsteine auf den Schmucksachen an, als man ihrer habhaft werden konnte. Man verarbeitete im frühen Mittelalter außer dem Diamant auch Ame-

Entwurf von Maria in Paris. Um 1765

Rechts und links: Chatelaine in Silber. Deutsche Arbeit.

Unten: Ohrring aus Brillanten der Königin Marie Antoinette

18. Jahrh. München, Nationalmuseum



Zwei Etuis für Nadeln und Fingerhüte.
Entwurf von Erasmus Hornig, Nürnberg 1562

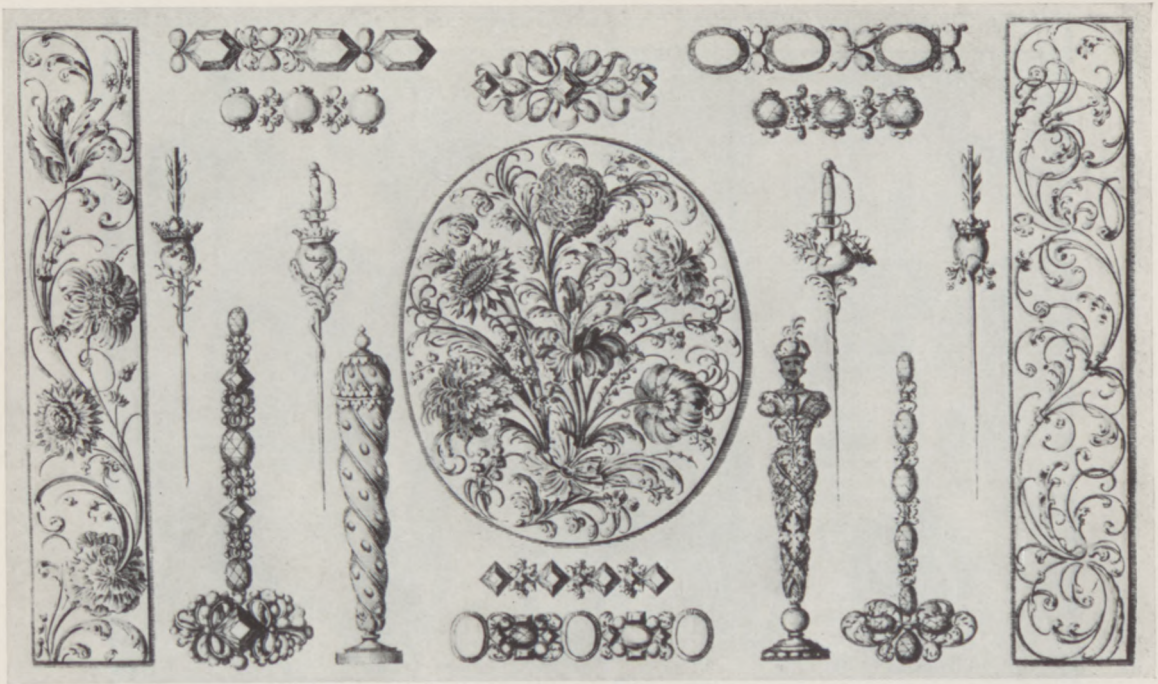
thyst, Chalzedon, Granat, Hyazinth, Opal, Rubin, Saphir, Smaragd, Topas, aber man hatte im Schliff keine Fortschritte gemacht, die Steine können keine Wirkung ausgeübt haben. Erst im 13. Jahrhundert kam man von der einfachen Mugelung zum Tafelstein, eine Fasson, die den Edelstein um alles Leben bringt, vielleicht seine Farbe, aber niemals irgendwelches Feuer zur Geltung kommen läßt.

Der Verbrauch an Schmucksachen war so stark, daß echte der Nachfrage nicht genügten. Statt des Goldes verwandte man Messing und Kupfer, Glasfluß ersetzte die Edelsteine. In Italien war man in der Herstellung falscher Steine besonders geübt; schon Plinius wußte damit Bescheid. In Paris existierte seit dem

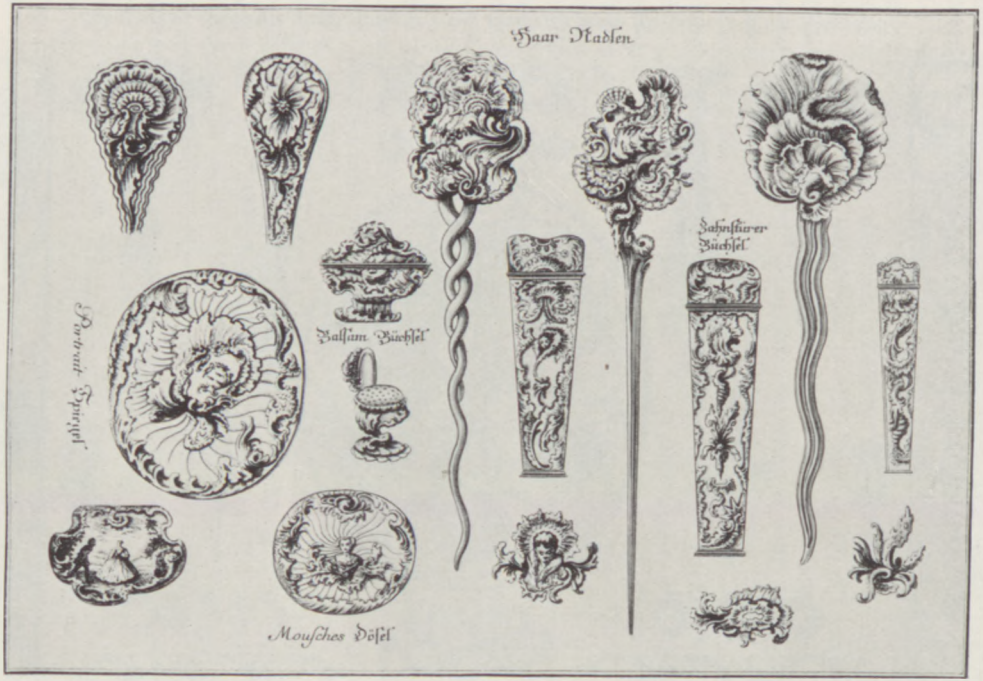
Scheren, Berlocks, Uhren, Degengriff und Stockknöpfe.
Entwurf von Lucotte in Paris. Um 1770

Jahre 1290 eine eigene Zunft der Steinschleifer, aber schon ein halbes Jahrhundert darauf mußten 1355 und 1365 scharfe Verbote gegen den Verkauf falscher Steine erlassen werden. Selbst Monarchen haben unechte Schmucksachen angelegt. Oder nur im Grabe? Kaiser Friedrichs II. Leiche trug eine Krone von vergoldetem Kupfer, und König Eduard I. von England, der 1307 starb, ist zwar in köstlicher Kleidung beigesetzt worden, aber alles Gold ist nur vergoldetes unedles Metall, alle Perlen und Edelsteine falsch. Mit Fälschung der Perlen hat man sich besondere Mühe gegeben. Man hatte sie schon in Rom zu schätzen gewußt und mit phantastischen Preisen bezahlt. Martial und Seneca machen sich jeder in seiner Weise über die Verschwendung, welche die römischen Damen mit Perlen trieben, lustig. Man hat sie in der Frühzeit auf die mannigfaltigste Weise nachgemacht, aus Ton und aus Glas, in den Gräbern bei Reichenhall haben sich Perlen gefunden aus ganz dünnem Bronzeblech mit einem Überzeug von hellem durchsichtigen Glasfluß. Die echten Perlen behielten ihren hohen Wert bis zur Entdeckung Amerikas. Erst als die der Neuen Welt geraubten Schätze Europa plötzlich mit einer Fülle von Perlen überschütteten, büßten sie an Preis bedeutend ein.

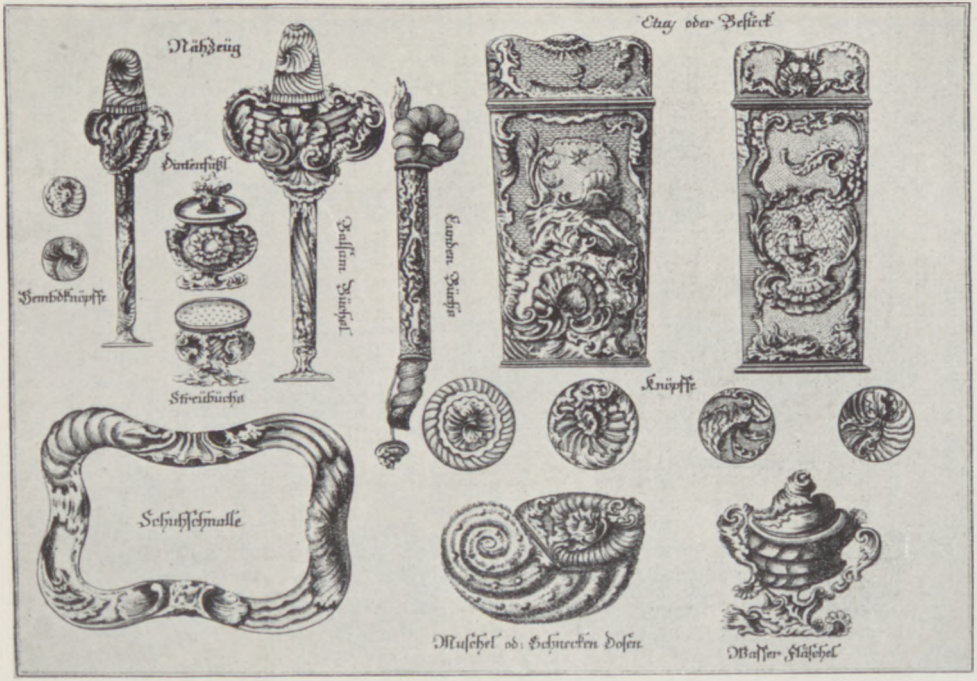
Der Luxus nahm immer nur zu und erreichte, was das Tragen von Schmucksachen anbetrifft, im 15. und 16. Jahrhundert einen Höhepunkt, der wenigstens in bezug auf die Masse dessen, was beide Geschlechter anlegten, nicht wohl überboten werden kann. Am Kleid wie am Körper. Im 15. Jahrhundert gab der burgundische Hof den Ton an. Das Übermaß des Schmuckes mußte sich bei einem ganz bekleideten Geschlecht notwendigerweise auf Hut und Kleidungsstücke ausdehnen. Der böhmische Reisende Leo von Rozmital bewunderte im Schatze Philipps des Guten den Hut des Herzogs, der auf 60 000 Kronen geschätzt wurde. Der Hut Karls des Kühnen, der zu der Siegesbeute gehörte, die die Schweizer bei Granson machten, trug einen goldenen Kronreif, der mit großen Perlen, Saphiren und Rubinen besetzt war, und eine sechsfache Perlenschnur mit einem Kleinod aus Diamanten, Perlen und Rubinen. Jakob Fugger kaufte dies Prunkstück für ein geringes Geld und gab doch noch 4300 fl. dafür. Als Herzog Philipp der Gute 1442 in Besançon mit Kaiser Friedrich zusammenkam, trug er eine Schärpe, die mit Perlen und Rubinen für über 100 000 Taler besetzt war, bei einem Fest



Zahnstocher, Petschafte, Etuis. Entwürfe von Friedrich Jakob Morisson in Wien. Um 1690



Haarnadeln, Dosen, Taschenspiegel u. a. Entwürfe von Johann Martin Engelbrecht in Augsburg. Um 1720



Entwürfe von Johann Martin Engelbrecht in Augsburg. Um 1720

in Lille soll er 1454 für mehr als eine Million Juwelen getragen haben.

Man begann auch unter dem Einfluß der burgundischen Mode damit, die Kleider mit Goldschmuck und Edelsteinen zu benähen, eine Sitte, die sich bis in die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts erhielt. 1411 lieferte der Goldschmied Jean Mainfroy an den burgundischen Hof für ein Reitkleid von grünem Tuch 220 silberne Hopfenblätter; 7500 silberne Ringe für zwei Ärmel von schwarzem Tuch, 2000 silberne Blätter für die Ärmel eines Kleides, 11 200 runde Scheibchen, 704 Ringe und 700 Fliegen für ein Kleid und einen Mantel. Bei ihrer Hochzeit mit dem Grafen Richemont trug Prinzessin Margarethe von Burgund 1423 ein Kleid, das mit Plättchen von vergoldetem und versilbertem Kupfer ganz über und über benäht war.

Man beeiferte sich überall, diesem Beispiel zu folgen. Als Papst Alexander VI. seine Tochter Lucrezia bei der Hochzeit mit Herzog Alfons von Este ausstattete, da kostete jede ihrer Roben zwischen 15 und 20 000 Dukaten, einzelne Prunkärmel kamen auf 300 Dukaten zu stehen, die Hüte, zu den Toiletten assortiert, Stück für Stück 10 000 Dukaten. Die Herzogin Beatrice von Mailand besaß 84 Prunkgewänder in diesem Stil, deren Leibchen mit Perlen, Smaragden und Rubinen garniert waren.

Die Überladung der Kleiderstoffe mit Edelsteinen und Perlen hat in der Epoche der spanischen Mode immer noch zugenommen. Die Muster der schweren Brokate mit echten Perlen nachsticken zu lassen wird äußerst beliebt. Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, die Gemahlin Joachims I., hatte in ihrer Ausstattung drei Perlenröcke erhalten, die zusammen auf 6000 fl. geschätzt wurden. In den Inventaren der Erzherzogin Katharina von Österreich finden sich 1549 28 reich mit Perlen ausgestickte Kleider und die römische Königin Anna ließ 1545 einen ihrer Perlenärmel versetzen, für welches Pfand sie 550 Dukaten empfing. Eine einfache pommersche Edeldame, Frau von Finike, besaß einen Perlenrock für 15 000 fl. Kleidsam kann solche Pracht aber nicht gewesen sein, die Trägerinnen können sich in solchen Kleidern kaum haben bewegen können, wie denn von der letztgenannten Dame berichtet wird, ihr Rock sei so steif gewesen, daß er sie gehindert habe, während der Messe bei der Wandlung niederzuknien, wie es Brauch ist. Nur der Zustrom der amerikanischen Perlen erklärt die Verschwendung, die auf einmal mit

Entwürfe von Johann Martin Engelbrecht in Augsburg. Um 1720

Dosendeckel. Entwurf von Joh. Jak. Baumgartner in Augsburg. Um 1725

ihnen getrieben wird. Königin Anna, die Gattin des späteren Kaisers Max II. erhielt 1545 an einzelnen Perlen 3384 Stück. Im Inventar des Erzherzogs Ferdinand von Tirol aus dem Jahre 1569 werden die Perlen nur bis 6000 gezählt, der große Rest wird nur nach dem Gewicht angegeben. Königin Katharina von Polen, eine geborene Erzherzogin, hinterließ tausend Perlen, und so geht es das ganze Jahrhundert hindurch fort. Montaigne fiel es auf seiner italienischen Reise auf, daß die Kleider der Damen mit Perlen und Edelsteinen ganz bedeckt sind. Gabrielle d'Estrées, die schöne Freundin Heinrichs IV., erschien 1594 auf einem Fest in einem Kleid von schwarzem Atlas, so beladen mit Perlen und Edelsteinen, daß sie ohne Hülfe nicht imstande war, sich aufrecht zu halten.

Die Kleidermode trug zu dieser Überfülle der Juwelen das meiste bei. Herren und Damen ließen die Stoffe ihrer Anzüge schlitzen, „hacken" nannte man es, so daß der Futterstoff zu sehen war. Diese Schlitze wurden dann durch kleine Juwelen, „Heftlein" oder Knöpfe, wieder geschlossen. Dadurch erschien der Stoff wie besät mit Schmuckstücken. So bestellte König Franz I. bei seinem Hofjuwelier nicht weniger als 13 600 goldene Knöpfchen, um einen Anzug von schwarzem Sammet zu besetzen. Heinrich III. ließ sich 1583 18 Dutzend große Knöpfe von Silber in Gestalt von Totenköpfen anfertigen. Erzherzog Ernst hinterließ mehr als 20 Dutzend Schmuckknöpfe, Königin Katharina von

Uhren aus dem 16. Jahrhundert

Dosendeckel. Entwurf von Joh. Jak. Baumgartner in Augsburg. Um 1725

Polen 5 Dutzend goldene Knöpfe, mit Rubinen und Diamanten besetzt, die auf etwa 15 000 Mark (nach dem Vorkriegswert) geschätzt wurden. Ein Privatmann wie Hans Meinhard von Schönberg besaß 42 goldene Wamsknöpfe, von denen jeder mit sieben Diamanten besetzt war.

Außerdem wurden Wams, Ärmel und Röcke mit kleinen goldenen Zieraten benäht. Man zog dafür Rosen allen andren Objekten vor, aber die Wahl hing von Laune und Geschmack des Trägers oder der Trägerin ab. Im Nachlaß des Erzherzogs Ferdinand von Tirol und der Philippine Welser fanden sich gegen 2000 goldene Rosen, emailliert oder mit Perlen, Saphiren, Rubinen und Diamanten besetzt. König Maximilian schenkte 1557 seiner Schwester, der Königin von Polen, 100 goldene Rosen, jede mit drei Schlangen in Schmelz verziert. Erzherzog Ernst hinterließ 292 goldene Rosen. Kardinal Albrecht von Mainz besaß zum Besatz seiner Zivilkleider Heftlein von Gold und Edelsteinen in der mannigfachsten Form von Vögeln, Hirschen, Adlern u. dgl. Im Inventar seines Nachlasses erscheinen sie zu Summen von 54 bis 550 fl. das Stück. Philippine Welser hatte an solchen Garnituren ihr eigen genannt: 141 goldene Schildkröten mit Türkisen, 30 goldene Laubfrösche, 136 goldene Eidechsen, 47 goldene S, 956 Granatkugeln in Goldfassung u. a. m. Der Bedarf an Edelsteinen für die Toilette war so groß, daß König Philipp II. von Spanien seiner dritten Frau Isabella von Valois ein-

Zwei Etuis-Entwürfe von P. Moreau in Paris. Um 1770

mal eine große Schüssel „Salat" zuschickte, in der Smaragde die grünen Blätter, Topase das Öl, Rubine den Essig und Perlen und Diamanten das Salz vorstellten.

Neben dem Kleiderschmuck aber trat der Körperschmuck keineswegs in den Hintergrund. Herren und Damen trugen Ohrringe, Halsketten, Fingerringe, Armbänder, so daß Luther einmal das Weib „ein tolles Tier" nennt, „das mit Schmuck nicht zu ersättigen". Ringe, Anhänger und Hutmedaillen überwogen. Man trug Ringe an allen Fingern nicht nur, sondern an allen Fingergliedern, selbst am Daumen. Auf Porträts der Zeit, welche die Hände sehen lassen, kann man bis zu 18 Ringe an den Fingern zählen. Und das hat vielen nicht genügt. Markgraf Christoph von Baden hat die goldene Kette, die sein Barett schmückt, mit Fingerringen durchzogen. Prinzessin Anna von Preußen, die 1594 heiratete, erhielt über 100 goldene Ringe mit Rubinen und andren Edelsteinen in ihren Trousseau.

Das Hauptstück der Schmuckkunst der Renaissance ist der Anhänger, auf den technische Fertigkeit und Phantasie ihr ganzes Können vereinigt haben. Der Aufbau ist ganz frei, unabhängig vom Medaillon. Er ist architektonisch gegliedert und gefällt sich en hautrelief in Einzelfiguren oder Szenen, deren Vorwürfe gern der antiken Mythologie entlehnt werden. Der Born, aus dem die Erfindung quillt, scheint unerschöpflich, sie schwelgt in einer Überfülle von Motiven, die sich leicht und natürlich unter der Hand des formenden Künstlers drängen. Farbigkeit

Goldene Dosen. Entwürfe von Maria in Paris. Um 1760

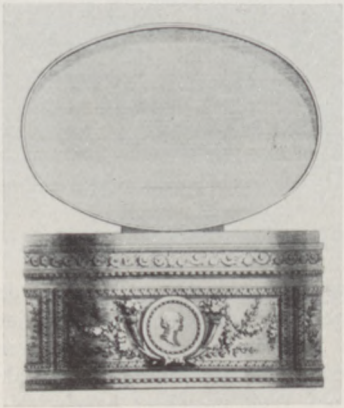
ist die Losung. Buntes Email und Farbsteine überwiegen und lassen das Gold nicht zu seiner Wirkung kommen. Die künstlerische Fassung gilt mehr als das Edelsteinmaterial und beansprucht demzufolge größeren Platz.

Noch war der Stein nicht die Hauptsache, denn der kleine Fortschritt, den man gegen Ende des 15. Jahrhunderts im Schleifen gemacht hatte, war noch nicht imstande, dem Edelstein zu seiner vollen Wirkung zu verhelfen. 1456 hatte Ludwig van Berquen aus Brügge die Kunst erfunden, den Diamant mit seinem eigenen Pulver zu schleifen. Karl der Kühne hatte ihm seine großen Diamanten anvertraut und ihn für den Schliff dieser berühmten Stücke mit 3000 Dukaten belohnt. Aber der Facettenschliff blieb noch immer recht primitiv, und selbst der Rautenschnitt, den man seit 1520 dem Diamanten angedeihen ließ, war nur eine Übergangsstufe, die noch viel zu wünschen übrig ließ. Bei dem Fassen farbiger Edelsteine war die Folie noch unentbehrlich, man wird sich aus der Selbstbiographie von Benvenuto Cellini besinnen, welche Bedeutung er der Wahl der richtigen Unterlage beimißt.

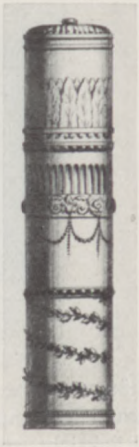
Hängende Perlen, wobei auch Barockperlen nicht verschmäht wurden, machten den Anhänger beweglicher. Handwerklich vermehrte die Tauschierarbeit, die vornehmlich der Maureske zugute kam, die Technik der Schmuckkunst. Diese Anhänger, mit Vorliebe „Kleinod" genannt, wurden von Herren und Damen getragen, ohne Maß darf man sagen. Lukas Cranach hat Bildnisse junger Frauen gemalt, die sechs verschiedene Anhänger auf dem Halsausschnitt und drei weitere an längeren Ketten tragen. Die Herren haben sie gern an ihren Kappen und Baretts befestigt, ebenso wie die herrlichen Porträtsmedaillen, welche die italienischen Künstler der Epoche in so vollendeter Gestalt geschaffen haben. Hans Müelich, der 1552 bis 1553 den Schmuckbesitz der Herzogin Anna von Bayern, einer geborenen Erzherzogin von Österreich, in Miniatur malte, vielleicht das künstlerischeste Inventar, das es gibt, hat meist Anhänger wiedergegeben.

Der hohe Rang, den die Schmuckkunst behauptete, hängt auch von der Mitarbeit ab, die große Künstler ihr widmeten. Da dürfen wir neben den italienischen Goldschmieden der Renaissance, einem Ghiberti, Cellini, Caradosso u. a. nicht die deutschen Meister vergessen. Dürer, Holbein, Aldegrever, Brosamer, Virgil Solis, Jamnitzer, de Bry u. a. haben Entwürfe, für An-

Rechts und links:
Etui-Entwürfe von Lalonde, Paris. Um 1780



Goldene Dose.
Entwurf von Lalonde, Paris.
Um 1780



Flakonentwurf von Lalonde, Paris. Um 1780

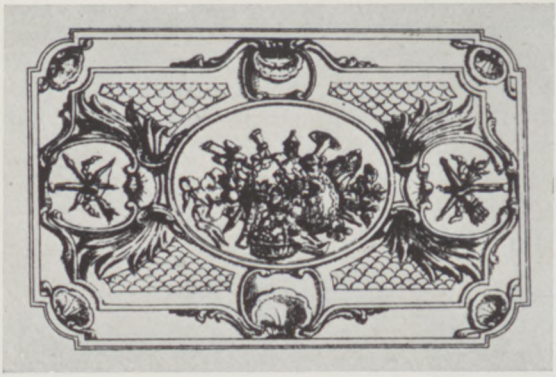
Goldene Dose.
Entwurf von Lalonde, Paris.
Um 1780

Etui in Gold und Emaille

Goldene Dose. Entwurf von P. Moreau in Paris. 1771

hänger insbesondere, geliefert, die an Feinheit der Formgebung und Geschmack unerreicht dastehen und sich immer durch die Rücksicht auf das Material auszeichnen. Sie sind es gewesen, die den Werkstätten Süddeutschlands im 16. Jahrhundert einen Markt in der ganzen Welt gesichert haben.

Der Überfluß an Schmuckstücken rührte davon her, daß die Mitgift der vermögenden Braut häufig in Kleinodien und Juwelen, nicht in barem Gelde gezahlt wurde. Sie stellte einen Notpfennig vor, den man gelegentlich versetzen oder verkaufen konnte. Königin Elisabeth, Witwe Albrechts II., verpfändete 1440 ihren Schmuck für 2500 Goldgulden, der damals die Kaufkraft von etwa 50 Goldmark besaß. Darunter befanden sich Hals- und Armbänder, Anhänger und Heftlein aus emailliertem Gold, mit Perlen und Rubinen besetzt. Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg überließ 1526 ihrem Bruder König Christian von Dänemark den gesamten Schmuck, den sie zur Ausstattung erhalten hatte, als ein Pfandobjekt, wodurch er ihr und ihren Erben unwiederbringlich verloren gegangen ist. Kaiser Karl V. verlangte nicht nur von seiner Schwester, der Königinwitwe von Portugal, daß sie ihm ihren Schmuck als Pfand übergebe, sondern forderte auch den Markgrafen Johann von Brandenburg, der damals Statthalter von Valencia war, auf, ihm seine Kleinodien und die seiner Frau darzuleihen, er brauche Geld zum Kriegführen. Wohl oder übel mußte der Markgraf zwölf Kleinode, die über 24 000 Dukaten wert waren, hergeben. Als Graf Christoph von Oldenburg sich zum Herrn Dänemarks gemacht hatte, forderte er 1535 auf einem Landtage in Kopenhagen vom däni-



Goldene Dose. Entwurf von P. Moreau in Paris. 1771

schen Adel das Geschmeide seiner Frauen und Töchter. Darüber ging dem Oldenburger die dänische Königskrone verloren. Hans von Schweinichen wollte 1581 in Liegnitz seine Hochzeit recht vergnügt feiern, aber alle Freunde blieben aus, weil Mißgünstige die Vermutung ausgesprengt hatten, der ewig in Geldverlegenheiten befindliche Herzog Heinrich werde die Gelegenheit benützen, um den Damen allen ihren Schmuck abzunehmen.

Darf man den Bildern von Lukas Cranach, Barthol. de Bruyn u. a. trauen, so trugen die Damen wahrhaft klotzige Goldketten um den Hals, oft drei-, viermal herumgelegt. Die Braut maß die Neigung ihres Bräutigams an dem Gewicht der goldenen Kette, die er ihr bei der Hochzeit verehrte. Lukas Rem in Augsburg schenkte seiner Zukünftigen 1518 eine solche für 98 fl. Joachim Brandis in Hildesheim gab Anna Kleineberg 1577 zwei Goldketten, die eine für 27, die andre für 66 Goldgulden. Als er 1587 wieder heiratete, bekam seine zweite Frau eine Kette für 45 fl. und noch eine zweite für 105 fl. Herzog Friedrich von Liegnitz schenkte 1589 seiner Braut eine goldene Panzerkette im Werte von 300 ungarischen Gulden. Herren trugen an goldenen Ketten Gnadenpfennige und Porträtmedaillons, welche die Huld eines Fürsten ihnen verliehen hatte.

Vermehrt wird der Schmuck im 16. Jahrhundert um die Taschenuhr. Peter Henlein, der seit dem Jahre 1509 in Nürnberg als Schlosser tätig war, gilt als der Erfinder derselben. Johannes

Cochläus rühmte ihm 1511 nach: „Aus Eisen macht er kleine Uhren mit vielen Rädern, die beliebig umgedreht werden können, kein Zuggewicht haben, vierzig Stunden gehen und schlagen und im Busen oder im Geldbeutel getragen werden können." Erfunden hat Henlein die Taschenuhr trotzdem nicht, es gab schon vor ihm tragbare mechanische Zeitmesser mit horizontalem Zifferblatt. Diese Tischuhren mit Federtrommel sind die unmittelbaren Vorläufer der Taschenuhr, sie waren schon um 1510 so

Dosen des 18. Jahrh. Sammlung der Kaiserin Friedrich

niedrig geworden, daß man imstande war, sie in einem Beutel bei sich zu tragen. Henleins Verdienst ist, sie so klein gemacht zu haben, daß man sie an einer Öse befestigen und anhängen konnte. Seine Uhren, von denen sich kein Exemplar mit Bestimmtheit nachweisen läßt, hatten Zylinderform, das Werk war aus Eisen, das Gehäuse von Bronze. Die Herstellung lag in den Händen von Schlosser und Zirkelschmied, erst während Henleins Lebenszeit, er starb 1540 in Nürnberg, wurde die Uhrmacherei ein eigenes Gewerbe. Hatten die Taschenuhren bis dahin ausgesehen wie Pillenschachteln, so kam um das Todesjahr Henleins herum die Eiform auf, von der Rabelais im Pantagruel spricht.

Technisch ist die Entwicklung des Kleinuhrenbaus nur sehr langsam vor sich gegangen, der Minutenzeiger hat über ein Jahrhundert auf sich warten lassen, so daß die Taschenuhr sich mit dem Stundenzeiger allein begnügte. Man nahm bald an Stelle des so leicht dem Rost ausgesetzten Eisens Messing und ersetzte den Darmsaitenzug der Schnecke seit 1590 durch eine Stahlkettung. Dafür besaßen die Taschenuhren des 16. Jahrhunderts ein Schlagwerk und um 1600 herum sogar schon einen Wecker. Man verglaste sie gern mit Kristall, damit man hineinsehen könne. In den ersten Jahrzehnten nach ihrer Erfindung muß die Taschenuhr wohl noch eine Seltenheit gewesen sein. Holbein hat zwar

Graff. Johanna Erdmuthe Gräfin Bünau, geb. Gräfin Schönfeld, mit Schiffchen. 1766

schon 1532 den Kaufmann Gyszae aus Danzig mit einer solchen gemalt, aber noch am 22. April 1547 schreibt Luther an den Abt Pistorius in Nürnberg, dem er für die Übersendung einer Taschenuhr dankt: „Durch dieses mir sehr willkommene Geschenk fühle ich mich gezwungen, Schüler unsrer Mathematiker zu werden, damit ich alle Regeln und Gesetze dieser einzig in ihrer Art vorliegenden Uhr lerne, denn nie vorher habe ich Ähnliches gesehen noch beobachtet."

Man trug sie meist an goldener Kette um den Hals, was man z. B. an Bildern König Heinrichs VIII. sehen kann und stattete

Dosen des 18. Jahrh. Sammlung der Kaiserin Friedrich

sie demgemäß als Schmuckgegenstand auch sehr kostbar aus. Philippine Welser besaß als Geschenk des Herzogs von Ferrara eine goldene Uhr, weiß, schwarz und blau emailliert, mit Diamanten, Rubinen und Perlen besetzt, in einem emaillierten Säckel von Gold, der auch seinerseits mit Diamanten, Rubinen und Perlen garniert war. Dieses Prachtstück erbte ihr Sohn, der Markgraf von Burgau, in dessen Nachlaß die Uhr auf 130 Kronen, der Beutel auf 170 Kronen geschätzt wurde. 1578 hinterließ Kaiser Max II. dem Erzherzog Matthias „ain ührl in Kristall gefaßt", auf 40 fl. geschätzt, und im Nachlaß der Königin Elisabeth, Witwe Karls IX., fand sich 1593 eine französische goldene Uhr, die 150 fl. galt. Man gab solche Uhren gern als Geschenke. 1593 beschenkte der Herzog von Liegnitz den Kurfürsten von Sachsen mit einer Taschenuhr für 127 Taler und 1597 überbrachte Graf Abraham Dohna dem russischen Kanzler von Kaiser Rudolf eine Uhr für 100 Taler. Einfacher ausgestattete konnte man wohlfeiler haben. Graf Wolrad von Waldeck kaufte sich 1548 in Augsburg eine Taschenuhr mit vergoldetem Gehäuse für 18 Taler und bekam eine Damenuhr schon für 15 Gulden.

Die Mode hat sich schnell dieser artigen Erfindung bemächtigt. Paul von Stetten erzählt, daß die eleganten jungen Herren 1558 in Augsburg kleine runde Schlaguhren trugen und auch aus England hören wir, daß in der Zeit der Königin Elisabeth das Tragen einer Uhr zum Luxus der Mode gehöre. Shakespeare läßt Malvolio in „Was Ihr wollt" betonen, daß das Aufziehen der Taschenuhr in Gesellschaft eine angenehme, Aufsehen erregende „gentility" sei. 1575 bildete eine vergoldete Taschenuhr den siebenten Gewinn im Glückshafen des Preisschießens der Wiener Bürgerschaft.

Dosen des 18. Jahrh. Sammlung der Kaiserin Friedrich

Im 16. Jahrhundert legte man Wert auf ein möglichst kleines Format. Kaiser Karl V. besaß einen Ohrring, der eine Uhr mit Schlagwerk enthielt und vollends waren sie in Fingerringen keine Seltenheit. Das Inventar des kaiserlichen Hausschatzes in Wien aus dem Jahre 1619 führte ganze Serien von Uhren auf, darunter mehrere Ringe mit schlagenden Uhren. In das K. K. Hofmuseum in Wien ist noch ein solches Stück gelangt: ein goldener Ring mit transluzidem Email, besetzt mit Rauten, oben ein Smaragd, in welchen der kaiserliche Doppeladler geschnitten ist, unter demselben eine Uhr mit emailliertem Ziffernblatt. Georg Hipp, ein Uhrmacher in Kempten, sandte 1619 dem Erzherzog Leopold nach Innsbruck das Bleimodell eines Ringes mit Uhr. In Gold und Email ausgeführt, sollte er 100 Gulden kosten, mit Schlagwerk aber 150 Gulden. In der Sammlung Morgan befindet sich ein solcher Ring, der von Jakob Widmann in Augsburg für den Herzog von Mantua gearbeitet wurde. Noch im 19. Jahrhundert trug König Anton von Sachsen einen Ring mit einer Uhr, die 8 Tage ging. Im 17. Jahrhundert verschwindet die Uhr für lange Zeit wirklich in der Tasche. Bis zum Dreißigjährigen Kriege hatten die deutschen Uhrmacher einen gewissen Ruf behauptet, Philipp Hainhofer nennt unter den ihm bekannten besten Uhrmachern Hipp in Kempten, Sayler in Ulm, Stahel, Boschmann und Kreutzerer in Augsburg, aber um diese Zeit beginnt man den Erzeugnissen des Auslandes den Vorzug zu geben. Kurfürst Maximilian I. von Bayern sagte: „Wer wolle haben zu schaffen, nehme ein Weib, kaufe eine Uhr und schlage einen Pfaffen." Das spricht nicht für die Qualität der Uhren.

Die technischen Fortschritte in der Konstruktion, welche in dieser Zeit gemacht werden, gehen von England aus oder kom-

Degengriff Napoléons I. als erster Konsul mit dem Régent

men jedenfalls seiner Industrie zugute. 1715 schrieb Amaranthes: „Die engelländischen Taschenuhren werden insgemein vor die accuratesten und besten gehalten." Das rührte von der Erfindung der Spiralfederunruhe her, die um 1690 allgemein eingebürgert war und die Anbringung des Minutenzeigers ermöglichte. Man liebte im 17. Jahrhundert die absonderlichen Formen. Man machte die Uhren oval, rund, achteckig, zwölfseitig gelängt, stern- und eiförmig, wie ein Buch, wie eine Mandel, wie ein welsche Nuß oder eine heraldische Lilie. In der Wiener Schatzkammer befand sich 1750 eine Taschenuhr in Gestalt eines Totenkopfes von Silber, der die Kinnbacken bewegte. Ein ganz ähnliches Stück im K. K. Hofmuseum: eine eiförmige Taschenuhr, die Kapsel von Horn mit emaillierten Goldornamenten. Im Innern ein Totenkopf von Silberguß, welcher die Stundenzahl durch Bewegung des Unterkiefers anzeigt. Auch die Sammlung Olse Olsen weist ein Uhr in der Form eines Totenschädels mit Darstellung von Schöpfung und Sündenfall auf.

Man hatte sogenannte Kreuzuhren auch Äbtissinnenuhren genannt, von denen Exemplare in das Grüne Gewölbe und viele Privatsammlungen gelangt sind; der 1626 verstorbene Deutschmeister Erzherzog Karl hatte sich in die Mitte seines goldenen Deutschordenskreuzes ein Uhrlein setzen lassen. Man hat Uhren in Pulverflaschen gefaßt, die kaiserliche Schatzkammer besaß 1731 eine solche, und in Waffen. Kurfürst Christian II. von Sachsen schenkte 1610 seinem Bruder Herzog Johann Georg ein Rappier und einen Dolch, in deren Knäufe Uhren eingesetzt waren mit Schlagwerk, Hainhofer hat sie 1629 bewundert, sie sind im Historischen Museum in Dresden noch vorhanden. Schließlich brachte man sie überall an. Ludwig XV. schenkte 1740 der Königin eine Tabaksdose mit einer Uhr darin, die Markgräfin Auguste Sibylle von Baden-Baden hinterließ 1775 einen Spazierstock mit einer Uhr im Griff, der auf 600 fl. geschätzt wurde. Man begnügte sich nicht mit einem Uhrwerk,

man verband mehrere Instrumente zu einem. In der Schatzkammer der Wittelsbacher in München befindet sich eine ovale silberne Taschenuhr von Konrad Rerizer in Augsburg mit fünf Zifferblättern, die die Stunden, Monate, Tage, Planeten u. a. zeigen. In der Sammlung Bourgeois in Köln war eine Uhr in Vierpaßform, deren Gehäuse aus Bergkristall bestand, das Zifferblatt zeigte in vier Scheiben Stunden, Datum, Planeten und Mond-

Schmuckkette aus Eisen. Eisengießerei Berlin

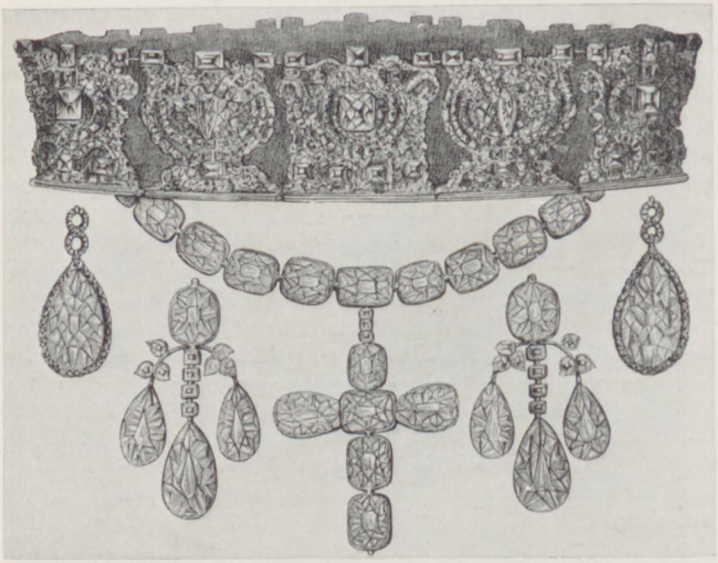
phasen. Auch im K. K. Hofmuseum in Wien ist eine Taschenuhr in Buchform, die außerdem einen Kompaß, eine Sonnenuhr, ein Zifferblatt zur Berechnung der Mondphasen u. a. enthält.

In fürstlichen Kreisen hielt man viel auf kostbare Fassung. Die Infantin Isabella Clara Eugenia schenkte ihrer Schwägerin, der Königin Margarethe von Spanien, eine kleine Uhr, die ganz mit Diamanten besetzt war, sie wurde 1611 auf 5000 Realen geschätzt. Die Königin hinterließ noch eine goldene Uhr, die in Diamanten und Rubinen ihre Chiffre und die Philipps III. zeigte. Erzherzog Leopold Wilhelm vermachte die „uhr von Kristall, die er allezeit bei sich getragen und für 35 Dukaten er-

kauft", seinem Kammerherrn, dem Freiherrn von Unverzagt, während der Kammerzwerg und der Kammerdiener 1660 silberne Uhren von ihm erbten, so 24 Reichstaler gekostet. Für Uhren in venezianischem Glasfluß hatte der Erzherzog 82 fl. bezahlt, für eine Uhr in Lapislazuli-Gehäuse 38 fl. Der Große Kurfürst schenkte seiner Braut Luise Henriette von Oranien 1647 zur Hochzeit eine kleine Uhr mit 44 Dicksteinen, die 400 fl. wert war.

Die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert brachte der Taschenuhr das Repetierwerk, dessen Erfindung dem Engländer Daniel Quare zugeschrieben wird. Er war Hofuhrmacher Georgs I., bei dem er in großer Gunst stand. Man mußte ihm die Beobachtung aller äußerlichen Formen nachsehen, denn da er Quäker war, wollte er keinen Eid leisten und sich nicht dazu verstehen, irgend jemand im Palast zu grüßen. Die Verbesserungen in der Präzision des Werkes erlaubten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Anbringung des Sekundenzeigers.

Das 18. Jahrhundert, das die Kleinkunst auf eine Höhe brachte, die nicht überschritten worden ist, hat auch die äußere Ausstattung der Taschenuhr mit der größten Sorgfalt gepflegt. Alle Kunst und Kunstgriffe wurden angewendet, um das Gehäuse so reizvoll zu gestalten, wie es möglich war. Man trug die Uhr noch offen am Gürtel, ihre kostbare Fassung kam also voll zur Geltung. Maria Theresia besaß eine Taschenuhr, deren Gehäuse, ein unregelmäßiges Oval, aus einem Stück Smaragd besteht, sie befindet sich jetzt in der Schatzkammer der Hofburg. Königin Sophie Dorothea von Preußen liebte Uhren sehr, 1757 fanden sich in ihrem Nachlaß 51 Taschenuhren in Gehäusen von Jaspis, Lapislazuli, Onyx, Karneol, Chrysopras usw., alle reich mit Brillanten verziert, das kostbarste Stück wurde auf 500 Taler geschätzt. In der Hinterlassenschaft ihres Sohnes wurden 1786 nur wenige Uhren gefunden, aber alle mit Brillanten oder Farbsteinen besetzt. Sie waren beliebt als Geschenk und Aufmerksamkeiten. Bei dem Damenkarussell, das am kurbayerischen Hof am 14. Mai 1727 in Fürstenried stattfand, war der Hauptgewinn ein Körbel Kopfsalat mit einer goldenen Repetieruhr. In den Corbeilles der französischen Prinzessinnen waren stets Uhren in größerer Zahl, im Werte von 650 bis 2400 Francs. Sie waren den Subalternen bestimmt, wie denn auch die Erzherzogin Maria Amalia 1769 zur Hochzeit mit dem Herzog von Parma „schöne emaillirte goldene Repetiruhren mit emaillirtem Haken" mit nach



Die Krondiamanten des Welfenhauses. Diadem, Kollier aus Solitärs, Ohrringe. Insgesamt 6000 Brillanten. 1858 auf 800 000 Taler geschätzt

Parma bekam, um sie unter die Kammerfrauen zu verteilen. Friedrich der Große zahlte an den Kaufmann Gotzkowsky und den Juwelier Jordan für Damenuhren, die er verschenkte, 800 bis 1300 Taler und im Etat Friedrichs II. waren das große Summen, aber vor den Ausgaben, die man am französischen Hofe für derlei Geschenke machte, verschwanden sie freilich. 1773 erhielt die Gräfin von Artois eine Uhr für 6000 Francs, der Uhrschlüssel und das Petschaft kosteten 1200 Francs, die Chatelaine dazu 16 350 Francs. Ein anderes Exemplar mit Brillanten, Smaragden und Rubinen kostete 19 000 Francs. Als die Knopfmode des Herrenfracks auf ihrer Höhe war, trug der Graf Artois, der spätere Karl X., Taschenuhren statt der Knöpfe.

Im deutschen Mittelstand muß eine Taschenuhr wohl noch lange ein seltener Besitz gewesen sein. Johann Heinrich Voß bekam seine erste Taschenuhr als Geschenk des Landsyndikus, da war er schon Schulrektor in Eutin, und Joh. Salomo Semler war bereits Universitätsprofessor, da besaß er noch keine Uhr. Als

die Österreicher 1745 Vilshofen einnahmen, nahm ein Unteroffizier dem Leutnant Stock die Uhr weg, aber er mußte ihn bitten, sie aufzuziehen, denn er wußte nicht Bescheid damit. So lange die Taschenuhr offen getragen wurde, behielt sie eine unförmliche dicke Gestalt, seit man sie wirklich in der Tasche trug, also seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, wird der Bau flach. Da sie unter diesen Umständen auch aufhörte, ein Schmuckgegenstand zu sein, so wird das Gehäuse schlicht und einfach, die nichtssagende Guillochierarbeit verdrängt im 19. Jahrhundert alle andren Techniken der Goldschmiedekunst. Die Taschenuhr hört auf ein Kunstwerk zu sein und wird zum Massenprodukt der Industrie.

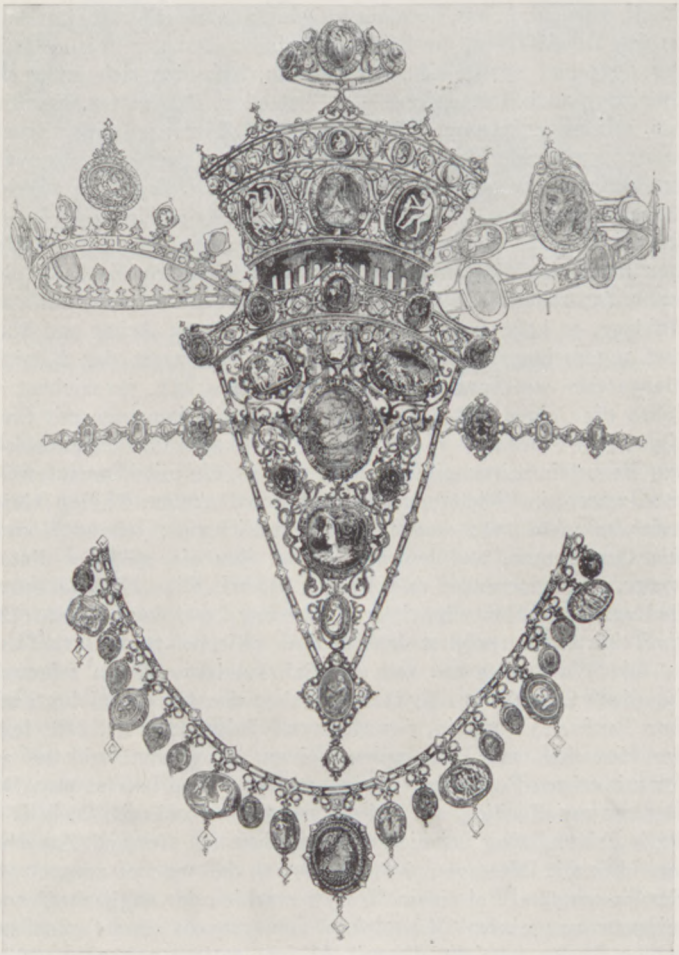
Unter die Rubrik des Kleidschmuckes fällt im 16. Jahrhundert der Pelzkragen, das „Flohpelzchen" genannt, weil man es bestimmt glaubte, die lästigen Insekten anzulocken. Man stopfte sie in der Gestalt von Zobel, Marder, Iltis, Wiesel aus und gab ihnen Kopf und Klauen von kostbarem Material. Auf den Bildnissen italienischer Damen seit der Mitte des Jahrhunderts sieht man sie häufig mit diesem Kleidungsstück in der Hand. Solche „Flohpelzchen" finden sich schon 1467 vereinzelt im Inventar der Herzoge von Burgund, 100 Jahre später sind sie bereits häufig. Die Herzogin von Ferrara hatte von ihrem Gatten einen Zobel mit goldenem Kopf mit 12 Rubinen, 3 Diamanten, 3 Smaragden und 4 Perlen geschenkt erhalten. Königin Katharina von Polen hinterließ 1572 einen Zobel mit goldenem, edelsteinbesetztem Kopf, der auf 750 Taler geschätzt wurde. Im Nachlaß der Philippine Welser fand sich eine Garnitur zu einem Flohpelzchen gehörig: ein Zobelkopf von Gold samt den 4 Tatzen, darin 5 Rubine und 5 Smaragde, die Augen von Granaten, im Maul eine Perle, in den Tatzen Rubine und Smaragde. Der Zobel aus der Hinterlassenschaft der 1580 verstorbenen Markgräfin von Burgau mit ganz goldenem Kopf, besetzt mit Diamanten, Rubinen und Perlen, wurde auf 310 Kronen veranschlagt, wobei der Pelz allein auf 20 Kronen, der Macherlohn auf 30 Kronen zu stehen kam.

Im weiteren Sinne gehört zu den Schmuckstücken auch der Rosenkranz, wenn er anfänglich auch als ein Utensil der Andacht erscheint. Er soll seinen Ursprung auf der Kirchenversammlung zu Auxerre im Jahre 1095 genommen haben, während der Orden der Dominikaner seine Erfindung für den hl. Dominikus in Anspruch nimmt. Da man ihn offen trug, in der Hand oder am Gürtel, so konnte es nicht ausbleiben, daß das Schmuckbedürfnis sich

Großer Kameenschmuck in Brillantenfassung aus dem Besitz der Großherzogin Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar und der Kaiserin Augusta, ihrer Tochter. Hausschatz der Hohenzollern

seiner bemächtigte und die kostbarsten Materialien für den frommen Zweck nur eben gut genug schienen. Schon in den französischen Inventaren aus der Zeit König Karls VI. werden die wertvollsten Stücke angeführt, ganz aus Gold, emailliert, mit Edelsteinen besetzt, ganz aus echten Perlen usw. Daneben finden sich die Rosenkränze zu Dutzenden aus Chalzedon, Jet, Bergkristall, Bernstein, Perlmutter, Achat, Karneol, Amethyst, Korallen, Onyx, Lapislazuli usw. Man unterschied den „Mannsbeter", der nur 10 Perlen enthielt, von dem vollständigen „Paternoster", das fünfzehnmal 10 Perlen (soviel wie der Psalter Davids Psalmen) zählen mußte und dazu 15 weitere als Grenzzeichen zwischen je 10 Perlen. Es gab auch kleinere Rosenkränze von 63 Perlen (entsprechend den Lebensjahren der hl. Jungfrau) mit 7 großen dazwischen und solche von 33 kleinen (entsprechend den Lebensjahren Christi), mit 5 großen, welche die 5 Wunden des Gekreuzigten bedeuteten. Je 10 kleine Perlen (für ebensoviele Ave Maria) und eine große (für das Vaterunser) nannte man ein Gesetz. Man hängte diese Ketten um den Hals, an den Gürtel, wickelte sie um den Arm, und Kaiser Ferdinand I. schenkte seiner Tochter, der Herzogin Eleonore von Mantua, 1561 einen Rosenkranz von 96 Goldperlen für ihren Brautkranz. Für einfache Leute war der Rosenkranz wahrscheinsich oft nur der einzige Schmuckbesitz, den sie ihr eigen nennen konnten. So hinterließ die Frau des Zolleinnehmers Leonhard Brotlieb am Passe Lueg sieben Rosenkränze von Korallen und Chalzedon mit Bisamäpfeln als Zehner.

Hochstehenden Leuten war auch der Rosenkranz willkommener Anlaß zur Entfaltung von Luxus und Pracht. Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, die 1502 heiratete, bekam zur Aussteuer ein „großes Paternoster" aus Gold, dessen Kugeln mit Perlen, Rubinen, Smaragden und Diamanten besetzt waren. Man schätzte es auf 260 Gulden. Charlotte d'Albret, Herzogin von Valentinois, Witwe von Cesare Borgia, die 1514 starb, hatte ihre Rosenkränze mit emaillierten Goldkugeln durchsetzen lassen, die hohl waren, um Parfüme aufnehmen zu können. 1528 figuriert im Inventar der römischen Königin Anna u. a. ein Rosenkranz von 159 Gold- und 27 Amethystperlen. Nach der Kirchentrennung blieb dieses Hilfsmittel der Andacht natürlich nur noch den Katholiken, die fortfuhren, es verschwenderisch auszustatten. Der Herzog von Mantua schenkte seiner Braut, der Erzherzogin

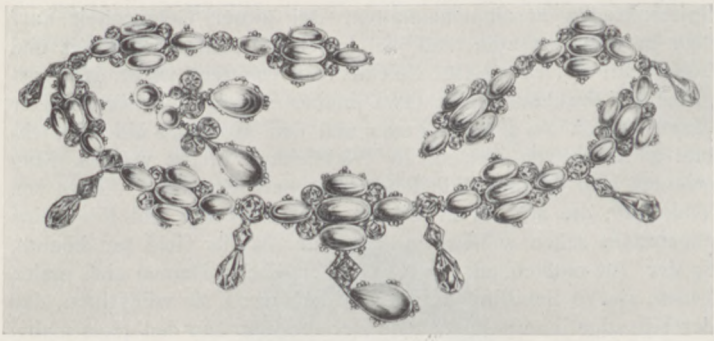


Der Gemmenschmuck der Herzogin von Devonshire. Antike Kameen in Goldfassung mit Emaille und Brillanten. Ausgeführt von Hancock in London 1857. Damals auf £ 20 000 geschätzt. Getragen von der Gräfin Granville in Moskau bei der Krönung des Zaren Alexander II. von Rußland

Eleonore, 1561 mehr als 40 Rosenkränze von Korallen, Lapislazuli, Karneol, Achat, Bergkristall usw., alle in echter Goldfassung. In den Glückshäfen, die bei den Preisschießen der Wiener Bürger 1575 und 1578 aufgestellt wurden, befanden sich unter den Gewinnen auch Rosenkränze von Chalzedon, Perlmutter, Korallen u. a. mit Silberfassung. König Philipp II. hinterließ einen Rosenkranz von Goldperlen, davon jede mit 9 Rubinen, das anhängende Kreuz aber mit 10 Rubinen besetzt war. Er wurde auf 396 Dukaten geschätzt. Als 1608 der langjährige Günstling Kaiser Rudolf II., der Kammerdiener Philipp Lang, gestürzt worden war und seine Gegner ihm den Prozeß machten, da fand sich unter den vielen Vorwürfen, die ihm gemacht wurden, auch die Anklage, er habe zwei „Mannspaternoster" von Achat und Karneol unterschlagen. Das Inventar des Nachlasses der Königin Margarethe von Spanien, Gemahlin Philipps III., verzeichnet im Jahre 1611 einen Rosenkranz von Gold und Diamanten mit fünfzig echten Perlen im Werte von 1250 Dukaten und einen andren von Bernstein mit emaillierten Goldperlen, die mit Diamanten besetzt waren, im Schätzungswert von 800 Dukaten. Philipp Hainhofer besuchte 1611 den Bischof von Eichstätt, Johann Konrad von Gemmingen, und bewunderte bei ihm ein goldenes Paternoster, mit Diamanten und Perlen besetzt. Die „Gavalierbeten" im Nachlaß des Deutschmeisters Erzherzog Karl, die also immer nur 11 Steine zählten, schätzt das Inventar zwischen 70 und 112 Taler.

Die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert sah ein schmuckfreudiges Geschlecht, die Herren gaben den Damen nichts nach. Zur Taufe des Dauphin, des späteren Königs Ludwig XIII., legte der Marschall von Bassompierre einen Anzug von Goldstoff an, der mit echten Perlen im Gewicht von 50 Pfund besetzt war. Der Herzog von Buckingham wohnte 1625 der Hochzeit Karls I. in Paris bei und trug bei dieser Gelegenheit ein Gewand, das über und über mit Diamanten besetzt war, so daß man es auf 500 000 Francs schätzte. Bei einem Hoffest erschien der englische Grandseigneur mit einem Mäntelchen von grauem Samt, ganz mit echten Perlen bestickt, die mit Absicht so lose angenäht waren, daß sie bei jeder Bewegung zu Boden rollten. Der Herzog überließ sie den Findern.

Außerdem aber behängten sich die Kavaliere mit Schmuckstücken. Halsketten, Ohrringe, Armbänder sind etwas Alltägliches bei ihnen. Der große Sully, Heinrichs IV. rechte Hand in



Kollier von Opalen und Diamanten, gefaßt von J. Turner in London. Geschenk der Königin Viktoria von England an ihre Tochter Viktoria, die spätere Kaiserin Friedrich. 1858

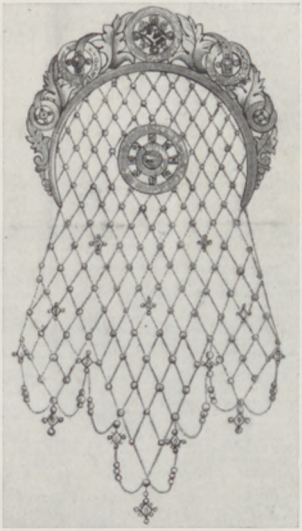
Staatsangelegenheiten, trennte sich bis zu seinem Tode, 1641, nicht von seinen Armbändern und Shakespeare dürfen wir uns getrost mit Ohrringen und Armbändern vorstellen. „König Christian stand am hohen Mast" mit Perlen in den Ohren, was uns an den Bildnissen des martialischen Dänenherrschers heute noch wundert. Auch an den Hüten wurde der Schmuck nicht gespart. Endymion Porter trug, während er der englischen Gesandtschaft in Madrid angehörte, das Diamantkollier seiner Frau als Hutband, der Gouverneur von Virginia ließ sich 1650 im Haag ein Hutband kaufen, für das er die von ihm beauftragte Dame ermächtigte, 1000 Dukaten auszugeben.

Die Damen taten es den Herren gleich, wenn sie sie nicht übertrafen. Als ihre drei ältesten Kinder am 14. September 1606 getauft wurden, trug Maria von Medici eine Robe, die mit 32 000 Perlen und 3000 Diamanten bestickt war. Gelegentlich eines Empfanges, der 1612 im Louvre stattfand, schreibt der „Mercure de France", daß die Kleider der Königin von Navarra und der Gräfin von Soissons so mit Edelsteinen bedeckt gewesen seien, daß man den Stoff derselben nicht mehr habe unterscheiden können. Soweit es der Platz gestattete, haben die Damen sich auch sonst noch so viel Schmuckstücke angetan, als sie zu beschaffen vermochten. In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts fällt in der Damentoilette besonders ein Brustschmuck von ganz ungewöhnlicher Größe auf, eine Brosche, die bestimmt war, den

Spitzenkragen zusammenzuhalten. Bei dieser Gelegenheit darf man ja wohl verraten, daß die Juwelen, deren Kostbarkeit und Menge auf Porträts dieser Zeit oft so verblüffend wirkt, den Dargestellten durchaus nicht etwa immer zu eigen gehörten. Der Maler hat da ein übriges getan und den Modellen einen Reichtum geliehen, von dem sie in Wirklichkeit nichts wußten. Man erinnert sich da unwillkürlich an die gute Frau des Vikars von Wakefield, die auf ihrem Bildnis so viel Perlen und Edelsteine angebracht sehen wollte, als der Maler es für Geld tun könnte. In der Tat mußten um 1640, wenn englische Damen sich malen ließen, sie 10 Schilling extra bezahlen, wenn sie wünschten, daß der Künstler ihnen eine schöne Perlenschnur um den Hals malen sollte. Lady Sussex schreibt einmal an Lord Verney, daß van Dyck ihr Porträt viel zu reich mit Diamanten geschmückt habe, so viel besäße sie gar nicht.

Dieses Überhäufen mit Schmuck dauerte so lange, wie die spanische Mode währte. Die von ihr bevorzugten Stoffe und Schnitte verlangten nach Schmuck, durch den sie erst so recht zur Geltung kamen; als die Kleider beider Geschlechter aber leichter wurden, alle Versteifungen und Auspolsterungen wegfielen, war zum Anbringen großer und kleiner Schmuckstücke kein Platz und keine Gelegenheit mehr. Von dieser Zeit an, also etwa gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, wird der Schmuck immer weniger und verschwindet beim Herrn am Ende so gut wie ganz. Dazu hat dann die Technik noch erheblich beigetragen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kamen niederländische Steinschleifer auf die Vorzüge des Brillantschliffs, indem sie die Entdeckung machten, daß die Seiten eines geschliffenen Diamanten ein Vielfaches von acht betragen müssen, wenn der Stein alles an Wirkung hergeben soll, wozu er fähig ist. Man begann mit 16 Facetten und schritt dann zu 32 vor. Aber der Weg war noch weit, viele gute Diamanten sind noch zu Dicksteinen, Tafelsteinen und Rosen verschnitten worden. Damals verdarb Hortensio Borgio in Venedig den Kohinoor, dem er durch ungeschickten Schliff das Aussehen eines Bergkristalls gab. Erst im Jahre 1852 hat Coster diesen berühmten Stein in 38 Tagen neu geschliffen. Er ging bei dieser Operation zwar von 186 Karat auf 106 herab, gewann aber an Aussehen, was er an Gewicht verlor. Kardinal Mazarin ließ um 1650 die 12 dicksten Diamanten der französischen Krone als Brillanten schleifen.

Diese neue Methode des Schliffes hat die Schmuckmode von Grund aus geändert. War das Schmuckstück bis dahin ein kleines Kunstwerk gewesen, an dessen Herstellung Phantasie und technisches Können gewandt wurden, so weicht nun der Goldschmied vor dem Juwelier zurück, der Stein wird die Hauptsache und ist es ja bis heute geblieben. Die Fassungen, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aufkommen, spielen an sich keine



Haarnetz in Perlen, Diamanten und Smaragden.

Hochzeitsgeschenk d. Königin Viktoria an Prinzessin Viktoria, die spätere Kaiserin Friedrich

Rolle mehr, sie sind nur mehr das Gerüst, das dazu dient, den Stein zur Geltung zu bringen. Aus diesem Grunde faßte man Brillanten gern in Silber. Man schiebt Stein an Stein und wählt dazu gern möglichst glatte einfache Formen wie Schleifen, Rosetten, Scheiben u. dgl., die die Diamanten am vorteilhaftesten präsentierten. Für die Herren reduziert sich nunmehr der Schmuck auf die Knöpfe. Den Ton gab selbstverständlich Ludwig XIV. an, der bei feierlichen Gelegenheiten, wie Audienzen fremder Gesandten, 12 bis 15 Millionen Francs an Diamanten trug. „Er erlag unter der Last derselben", schreibt der Herzog von Saint-Simon. Der König besaß schon vor dem Jahre 1684 104 Knöpfe, jeden von einem Diamanten, in diesem Jahre ließ

er einen Diamant von 52 Karat spalten und sich zwei Knöpfe aus demselben machen. 1686 erhielt er vom Hofjuwelier eine Garnitur an eine Weste, nämlich 48 Knöpfe und dazu assortiert 96 Einfassungen von Knopflöchern, zusammen 816 Farbsteine und 1824 Diamanten. Sie kostete 360 000 Francs. Im nächsten Jahre bezahlte Ludwig für 21 Rockknöpfe, jeder aus einem Brillanten, 377 500 Francs.

Alle Potentaten beeiferten sich, es ihm gleichzutun. Bei seiner Hochzeit mit der Infantin Margarethe 1665 trug Kaiser Leopold ein Kostüm von Goldstoff, dessen Knöpfe aus großen Diamanten bestanden. Kurfürst Max Emanuel von Bayern kaufte in Brüssel eine Garnitur Knöpfe von Rubinen und Diamanten, für die er 274 800 fl. bezahlte. Unter den sächsischen Krondiamanten im Grünen Gewölbe zu Dresden befinden sich die Garnituren, die August der Starke angeschafft hat: Rubinen, Saphire, Smaragde, Topasen, darunter 30 Westen- und 30 Rockknöpfe aus Rosen und nochmals die gleiche Anzahl aus Brillanten. Der spätere König Friedrich von Preußen besaß schon als Kurprinz acht Dutzend Diamantknöpfe, von denen jeder aus einem großen Diamant in der Mitte und 6 ringsherum bestand. Sie waren im Haag gefaßt und zusammen 5000 Taler wert. Außerdem nannte er noch 5 Dutzend Diamantknöpfe sein eigen, das Stück zu 200 Taler. Bei seiner Krönung am 18. Januar 1701 trug er einen Rock von Scharlach mit Gold gestickt und mit großen Diamantknöpfen besetzt, von denen jeder auf 3000 Dukaten zu stehen kam. Ludwig XIV. war noch nicht 6 Jahre alt, da ließ man ihm ein Gilet machen mit 36 Knöpfen von Rubinen. In der Schatzkammer der Habsburger in Wien fanden sich 1731 35 Knöpfe für das spanische Hofkleid, jeder aus einem großen Brillanten; die Garnituren von Rock- und Westenknöpfen aus Saphiren, Türkisen, Rubinen und Topasen, alle mit Brillanten gefaßt, immer gleich zu mehreren Dutzenden.

Die Knöpfe an den Toiletten der Damen waren nicht weniger kostbar. Ludwig XIV. schenkte Mlle. d'Aubigné, der Nichte der Maintenon, 1698 zu ihrer Hochzeit 16 Ärmelknöpfe für 12000 Francs. Als die Tochter des Regenten 1723 den Herzog von Modena heiratete, bekam sie 12 Knöpfe, jeder aus einem Farbstein und sieben Diamanten, zusammen für 35 000 Francs. Zur Hochzeit mit dem späteren König Karl IV. von Spanien erhielt die Infantin Maria Louise 1765 von ihren Tanten 6 Knöpfe mit

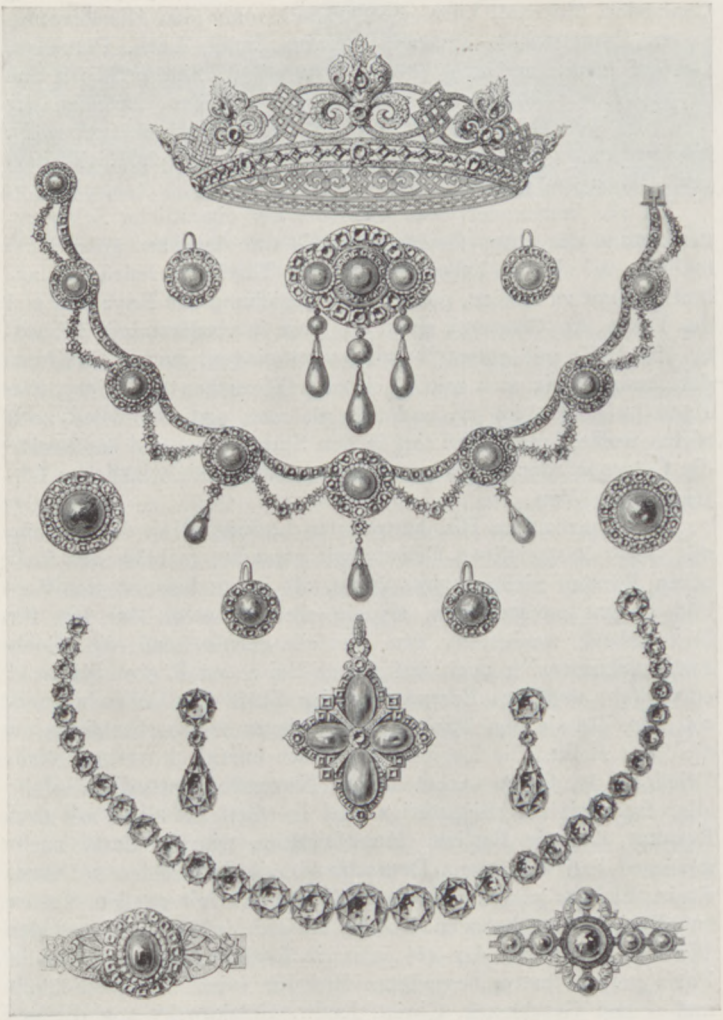
Kollier aus 118 Perlen und 2000 Brillanten, als Anhänger das sogenannte Dagmar-Kreuz vom Jahre 1212. Gefaßt von Julius Didrichsen in Kopenhagen 1863 als Geschenk des Königs von Dänemark an seine Tochter, die Prinzessin von Wales. Damaliger Wert £ 7000

119 Brillanten für 45 000 Francs. Da nicht jedermann in der Lage war, echte Steine zu tragen, die Mode sie aber an gewissen Schmuckstücken forderte, so trug man falsche. Seit 1758 der Juwelier Straß die Imitation erfunden hatte, die noch jetzt seinen Namen trägt, kamen diese sehr wirkungsvollen Steine stark in Aufnahme.

Im allgemeinen hat man im 18. Jahrhundert allerdings merkwürdig wenig Schmuck getragen. Vielleicht liegt es daran, daß nach der großen Finanzkatastrophe, die durch die Finanzoperationen John Laws über Frankreich gekommen war, das Tragen von Juwelen untersagt war. Was in Frankreich nur eine innerpolitische Maßregel war, wurde natürlich im Auslande Mode und so sieht man auf den Bildern des Rokoko die Damen zwar alle tief dekolletiert, aber fast immer ohne Schmuckgehänge um den Hals. Ausschweifend in der Größe wurden in der Mitte des Jahrhunderts die Ohrgehänge, die sogenannten „Girandoles", die tief bis auf den Hals herunterhingen.

Um sich für die Entbehrung, die ihnen die Mode auferlegte, schadlos zu halten, trugen Herren und Damen Toilettenutensilien in der Tasche, die durch das edle Material und den kostbaren Besatz von Edelsteinen wohl den Schmucksachen zugezählt werden dürfen. Dazu gehörte der ganze Kleinkram der Bonbonnieren, Necessaires, Flakons, Schiffchen, Zahnstocher u. dgl., vor allem die große Mannigfaltigkeit der Dosen, die ja das ganze Jahrhundert hindurch beiden Geschlechtern unentbehrliche Begleiter waren. Die Zwecke, für die sie zu dienen hatten, waren ebenso mannigfaltig, wie das Material, aus dem man sie herstellte. Nichts war so kostbar oder so selten, daß es nicht für eine Dose hätte benützt werden können. Manche Bestimmung wie die für Bonbons oder Parfüm datierte schon von alters her, andre wie für Tabak, Schönheitspflästerchen, Schminke kam erst im Zeitalter des Rokoko hinzu, wesentlich aber war, daß keine andre Zeit diesen kleinen Behältern künstlerisch und technisch so vollendete und so geschmackvolle Formen zu geben wußte. Man möchte, versucht man das gesamte Gebiet zu überblicken, das hier in Frage kommt, von einer „Dosenkunst" sprechen, so hohe Kosten, so große Kunstfertigkeit und eine so starke Erfindungskraft sind an diese kleinen Erzeugnisse des Luxus und der Phantasie damals gewendet worden.

Unter den Stoffen begegnen Gold, Silber, Kupfer, Messing, Bronze, Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt, Ebenholz, alle Sorten

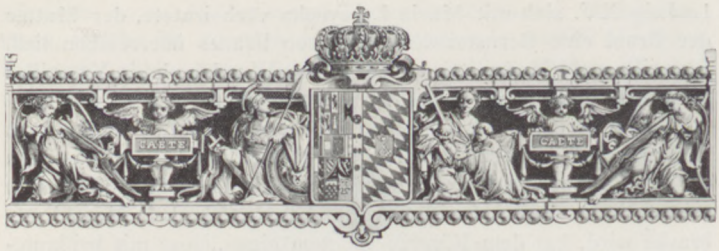


Schmuckstücke in Brillanten und Perlen. Hochzeitsgeschenke der englischen Städte an die Prinzessin von Wales. 1863

Steine: Ruinenmarmor, Malachit, Lapislazuli, Blutjaspis, Achat, Chalzedon, Karneol, Lava, Bergkristall, unter den Kunsterzeugnissen Papiermaché, Burgau, Mosaik, Email, Lack, Porzellan, Glasfluß. Man hat Krebsscheren verwendet, Rhinozeroshorn und präparierte Fischhaut, in Frankreich nach dem Erfinder der Technik Galuchat genannt. Man hat sie gedrechselt, getrieben, ziseliert und guillochiert und mit dem Besatz von Edelsteinen und Diamanten nicht gespart.

Im 18. Jahrhundert war die Dose der eigentliche Schmuckgegenstand der guten Gesellschaft. Es war durchaus guter Ton, mehrere bei sich zu haben; sie aus der Tasche zu holen und anmutig damit zu spielen, gehörte zur Erziehung des Kavaliers und der Dame. Als Geschenk stand die Dose in vorderster Reihe, wobei die Höfe mit gutem Beispiel vorangingen. Im 19. Jahrhundert konnten sie sich mit blechernen Sternchen und einer Elle Band loskaufen, im 17. und 18., als man von Zivillisten noch nichts wußte, langte man tief in den Staatssäckel und beschenkte die Getreuen oder die es erst werden sollten, mit wirklichen Objekten von Wert.

Der französische Hof hatte unter Ludwig XIV. den Anfang mit dieser kostspieligen Gewohnheit gemacht, es blieb den kleineren Fürsten nichts andres übrig, als ihrem bewunderten Vorbild so gut nachzueifern, als sie eben konnten. Das hat für Deutschland wenigstens den Vorteil gehabt, daß die Goldschmiedekunst sich auch auf dieser Seite des Rheins glänzend entwickelte und ihre Erzeugnisse eine Stufe der Vollendung erreichten, die sie den Pariser Erzeugnissen völlig ebenbürtig an die Seite stellte. Die Regierungen haben energisch nachgeholfen. Friedrich der Große verbot am 16. November 1740 die Einfuhr aller französischen Bijouterieartikel in edlen Metallen, mit dem Resultat, daß die Berliner Manufakturen, wie Fr. Sarre nachgewiesen hat, bald ganz Deutschland mit den goldenen Dosen, Etuis, Flakons u. dgl. versorgte, die vorher mit großen Kosten aus Paris hatten bezogen werden müssen. In Berlin genoß der Juwelier Theremin, der 4½ Jahre in London und 3½ Jahre in Paris gelernt hatte, besonderen Ruf für seine Geschicklichkeit und seinen Geschmack. Christ. Ludw. Gotzkowsky zog die geschicktesten Goldarbeiter, Emailleure, Juweliere, Graveure nach der preußischen Residenz und neben ihm behaupteten die Gebrüder Jordan, die Familie Reclam, die Erman u. a. einen hohen Ruf.



Armband der Königin Maria von Neapel, von Damen aus Bordeaux überreicht. Arbeit von Froment Meurice in Paris

Dresden stand Berlin nicht nach, man hat dort zwischen 1720 und 1770 hervorragende Arbeiten der Goldschmiedekunst hergestellt, die Namen der sächsischen Juweliere Taddel, Hoffmann, Joh. Christ. Neuber u. a. waren in ganz Deutschland für ihre Leistungen bekannt.

Im Leben der Höfe bildete die Dose das Fundament der Aufmerksamkeiten, welche die Herrschaften sich gegenseitig erwiesen oder die sie Untergebenen zuteil werden ließen. Dabei sprach der Umstand mit, daß die goldenen Dosen, die nur ein verkapptes Geldgeschenk waren, dadurch geadelt wurden, daß sie meist mit dem Bildnis des Geschenkgebers in Email- oder Miniaturmalerei geschmückt waren.

Über diese Sitte ist in unserem Bändchen „Miniaturen und Silhouetten" ausführlich gehandelt worden, wir dürfen, um Wiederholungen zu vermeiden, wohl auf das dort bereits Gesagte verweisen.

Verlobungen in Fürstenhäusern pflegten durch die Übersendung der Dose besiegelt zu werden. König Karl III. von Spanien schickte seiner bedauernswerten Braut 1679 eine goldene Dose, die mit Diamanten im Werte von 200 000 Talern besetzt war. Nach dem Vorkriegswert des Geldes etwa 1½ Millionen Francs. Die französischen Prinzessinnen fanden bei ihrer Verheiratung in der „Corbeille" goldene Dosen, die im Werte zwischen 200 und 2600 Francs schwankten, zum Verteilen an die verschiedenen Hofchargen. Man konnte sie füglich als Gradmesser der Wertschätzung des Beschenkten ansehen. Bei den Tausenden, um die es sich gewöhnlich handelte, berührt es geradezu wie eine beabsichtigte Kränkung, daß der Hof 1725, als

Ludwig XV. sich mit Maria Leszynska verheiratete, der Mutter der Braut eine Bernsteindose für 1200 Francs überreichen ließ. Sogar Leopold Mozart, der 1764 seinen Wundersohn in Versailles vorstellte, erhielt eine Dose für 1800 Francs.

Verließen die österreichischen Erzherzoginnen ihre Heimat, um sich auswärts zu verheiraten, so bestimmte Maria Theresia schon vor der Abreise, an wen unterwegs die goldenen Dosen zu verteilen seien. Erzherzogin Maria Karoline, die 1768 nach Neapel gebracht wird, hat dem Fürsten Colonna eine „Dose mit brillantenem Schnauz" für 1800 fl. zu überreichen, die übrigen Herren und Damen müssen sich mit Dosen für 1000 bis 1200 fl. begnügen. Als 1770 Maria Antoinette ihrem Schicksal entgegenreiste, lautet die Instruktion: Graf Daun, Obersthofmeister in München, eine Dose für 4000 fl., der Truchseß in München eine für 500 fl., der Hofkontrolor eine Dose mit 50 Dukaten, der Postmeister eine solche mit 100 Dukaten. Den Stadtdeputierten in Augsburg sind nur „geringe goldene Dosen" zugedacht, während Baron Kagenegg in Freiburg i. Br. wieder eine solche mit „brillantenem Schnauz" erhält.

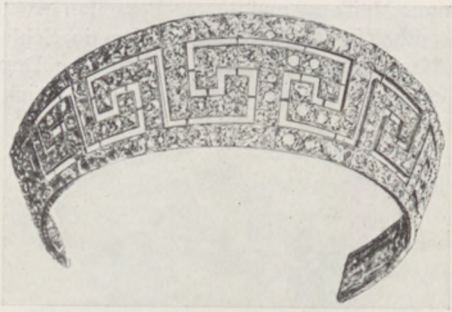
Selbst die Republik hielt an diesem höfischen Gebrauch fest. Unter dem Konsulat dienten goldene Dosen mit der Chiffre RF in Brillanten, im Werte von 5000 bis 15 000 Francs, als Geschenk an fremde Diplomaten. Bei seiner Krönung verteilte Napoleon I. goldene Dosen mit seiner Chiffre in Brillanten, die im Preise zwischen 1100 und 6500 Francs schwankten. Als Josephine 1806 nach Deutschland kam, gab sie ihrem Arzt in Wiesbaden eine Dose für 2100 Francs, in Frankfurt a. M. verschenkte sie Golddosen mit ihrem Namenszug, von denen die kostbarste 7200 Francs gekostet hatte. Als Kardinal Consalvi im Jahre 1801 das Konkordat in Paris abgeschlossen hatte, empfing er von dem ersten Konsul eine Dose im Werte von 30 000 Francs. Der glückliche Staatsmann bestimmte im Testament, daß alle seine Dosen verkauft werden sollten und der Erlös zur Errichtung eines Grabdenkmals für Papst Pius VII. und zur Restaurierung der verfallenen Kirchen Roms zu verwenden sei.

Im 18. Jahrhundert waren denn die Dosen auch ein Lieblingsobjekt der Sammelleidenschaft, die Damen waren da nicht weniger eifrig wie die Herren. Im Nachlaß der Dauphine Maria Josepha von Sachsen, die 1767 starb, zählen die kostbaren Dosen nach vielen Dutzenden, darunter Stücke ganz aus Amethyst ge-

schnitten, 20 aus Meißener und Sèvres-Porzellan usw. In den Zimmern, welche die Königin Sophie Dorothea in Schloß Monbijou bewohnte, zählte man gelegentlich 375 goldene Dosen, die frei auf den Möbeln umherlagen. Das kostbarste Stück wurde auf

Mittelstück aus einem großen Gürtel der Kaiserin Eugénie. Gefaßt 1864 von Bapst in Paris

800 Taler gewertet, es bestand aus Perlmutter, mit durchbrochenem Gold überlegt und reich „mit Brillanten karmoisiret". Es ist bekannt, daß Friedrich der Große von dieser seiner Mutter die Vorliebe für die Dosen erbte. Sie war die einzige Liebhaberei, die er sich gestattete. Er hat selbst Entwürfe für die Ver-



„Griechisches" Diadem der Kaiserin Eugénie. 612 Brillanten. Gefaßt 1867 von Bapst in Paris

zierung seiner Dosen angefertigt und ließ die Juweliere oft in Potsdam unter seinen Augen arbeiten. Die noch erhaltenen Rechnungen für die dem König gelieferten Stücke bewegen sich auf einer Stufenleiter zwischen 50 und 12 000 Taler.

Die Form war meist viereckig, auch mit abgerundeten oder abgestumpften Ecken, rund, oval, der schaffenden Phantasie waren aber keine Schranken gesetzt. Man findet unter den erhaltenen Dosen auch solche in Gestalt von Trauben, Vasen, Köfferchen, Schnecken, Körben, Birnen, Fröschen, Möpsen, Löwen, Stöckelschuhen, Taschenuhren, Totenköpfen u. a. m. In der Sammlung Ole Olsen befindet sich eine Dose in Form eines Hundekopfes, ganz aus Amethyst geschnitten, die Augen von Rubinen. Es gab auch Attrappen, d. h. Dosen, die sich gar nicht öffnen ließen, andre mit Ressorts, die nur dem Eingeweihten bekannt waren und die Fremden vexierten. Dosen in Email waren nicht nur außen bemalt, sondern auch innen, häufig mit Darstellungen so lasziver Art, daß man sie nicht jedermann sehen lassen konnte. Die Fabrikanten wetteiferten miteinander in allerlei mehr oder minder witzigen Erfindungen; in dem einst berühmtesten Magazin von Articles de Paris, bei Granchez „au petit Dunkerque", gab es Dosen mit beweglichen Bildchen, solche, die ihre Darstellungen viermal wechselten usw.

Die Verschwendung kannte keine Grenzen. Im Grünen Gewölbe in Dresden ist eine Dose aus Smaragdmutter, in der Schatzkammer der Wittelsbacher in München eine Dose, deren Deckel aus einem sechseckigen Smaragd von zirka 30 Karat besteht.

Prachtdosen Friedrichs des Großen. Berlin, Hohenzollern-Museum

„Russisches" Diadem der Kaiserin Eugénie.
1200 Brillanten und 442 Rosen.
Gefaßt 1863 von Bapst in Paris

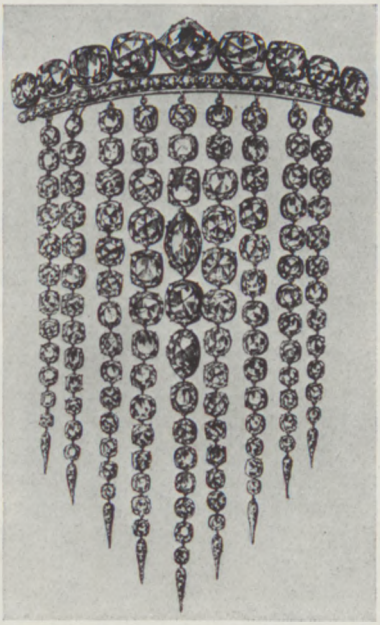
Die Verwendung der Dosen war beinah so mannigfaltig wie Form und Material. Im 18. Jahrhundert überwog die Tabaksdose zwar, aber sie war nicht die älteste ihrer Schwestern. Die Bonbonniere machte ihr diesen Rang streitig. Schon König René von Sizilien besaß in seinem Schlosse Angers 1471 eine solche von Bergkristall. Seit dem 16. Jahrhundert gehört sie bei Herren und Damen zu den üblichen Utensilien der Toilette, die man meist an den Gürtel hängt. Oft erscheinen sie in der Gestalt der Taschenuhr, damit der Besitzer wenigstens den Schein rettete, eine Uhr sein eigen zu nennen. Heinrich IV. kaufte auf dem Jahrmarkt in St. Germain seinem illegitimen Sohn, dem kleinen Cäsar de Vendôme, eine Bonbonniere, auf der die zwölf Zeichen des Tierkreises eingraviert waren. Der Herzog Franz von Guise wurde 1563 von Poltrot in dem Augenblick erschossen, als er gerade einen Bonbon aus seiner Dose nahm. 25 Jahre darauf ließ Heinrich III. den Sohn dieses Mannes in das Schloß zu Blois rufen, wo die vom König gedungenen Meuchelmörder seiner warteten. Der Bote, der die Uriasbotschaft überbrachte, traf den Herzog im Begriff, seine Bonbonniere mit kandierten Früchten zu füllen. Er wird sie nicht mehr gegessen haben. Die Bonbonniere, die Gabrielle d'Estrées 1599 hinterließ, war aus Bergkristall und mit emailliertem Gold gefaßt, sie wurde auf 25 Taler geschätzt. Ludwig XIV. hatte stets eine goldene Bonbonniere bei sich, denn da er fürchterlich aus dem Mund roch, pflegte er Anis zu kauen. Selbst Napoleon I. hatte eine Bonbonniere in der Tasche, ohne die er nicht ausging.

Die Damen führten außerdem noch Dosen mit Schminke und Schönheitspflästerchen. Die geschmacklose Sitte unsrer Schönen von heute, sich die Lippen in breitester Öffentlichkeit anzustreichen, war schon im 18. Jahrhundert im Schwange. Da sich alle Rot auflegten, so erneuerten sie auch die Farbe, wenn es nottat. Dazu hatten sie Dosen, die innen mit einem Spiegel ausgestattet waren. Marie Antoinette bekam zur Hochzeit eine goldene Dose für „Rouge" mit blauem Email translucide, die 1200 Francs kostete. Ebenso verbreitet war die Dose für die „Mouches", auch mit kleinen Spiegeln versehen. Als sich die neuvermählte Königin von Spanien im Jahre 1714 auf der Durchreise in Frankreich aufhielt, ließ ihr Ludwig XIV. drei goldene Dosen für Schönheitspflästerchen überreichen, sie kosteten ihm 6000 Francs. Die Dauphine von Sachsen bekam 1747 vier Dosen zu diesem Zweck, sie waren 3880 Francs wert; die Stücke, die sie aus der Corbeille zu verteilen hatte, schwankten im Preise von 200 bis 2600 Francs. Die Marquise von Pompadour besaß eine Dose für Mouches in Gestalt eines emaillierten Schwanes, sie hatte 575 Francs dafür bezahlt und kaufte 1757 von Lazare Duvaux eine weitere für 600 Francs.

Die Dose für Schnupftabak überwog im Gebrauch, schon weil beide Geschlechter ihrer bedurften. Im Jahre 1716 wohnte Lady Mary Worthley Montague in Wien einer Damengesellschaft am Hofe der verwitweten Kaiserin Amalie bei. Die jungen Erzherzoginnen und ihre Hofdamen schossen nach der Scheibe, wobei als erster Preis ihnen eine goldene Schnupftabaksdose winkte. Es schnupften selbst die jungen Mädchen, nicht nur die alten Damen und die Männerwelt. Ludwig XIV. haßte den Tabak, verschenkte Dosen, aber nie Schnupftabaksdosen, und konnte doch nicht hindern, daß sein ganzer Hof schnupfte. Frau von Maintenon verabscheute diese Mode ebenso und mußte trotz des strengen Regimentes, das sie führte, doch dulden, daß die Damen ihrer Umgebung mit schmutzigen Nasen herumliefen. Mit Anmut eine Prise zu nehmen, war gar nicht so leicht, es war ein Exerzitium, das in mehreren Tempi ausgeführt wurde: Öffnen der Tabatiere, Nehmen der Prise mit zwei spitzen Fingern, Hinaufschnupfen, Dose schließen, den Tabak vom Jabot schnellen, das waren wohl einstudierte Bewegungen.

Da die Dosenfabrikation dem Bedürfnis weit vorauseilte, so wurde es guter Ton, nicht nur mehrere Dosen zu gleicher Zeit

in Gebrauch zu haben, sondern auch noch möglichst häufig mit ihnen zu wechseln. Mercier schreibt 1781, daß man in Paris für Winter und Sommer verschiedene Dosen brauche, aber es gab Leute, die alle Tage andre in der Tasche hatten. Napoleon I. schnupfte selten, aber er hatte stets eine Tabatiere bei sich und



Kamm der Kaiserin Eugénie. 208 Brillanten.

Gefaßt 1856 von Bapst in Paris

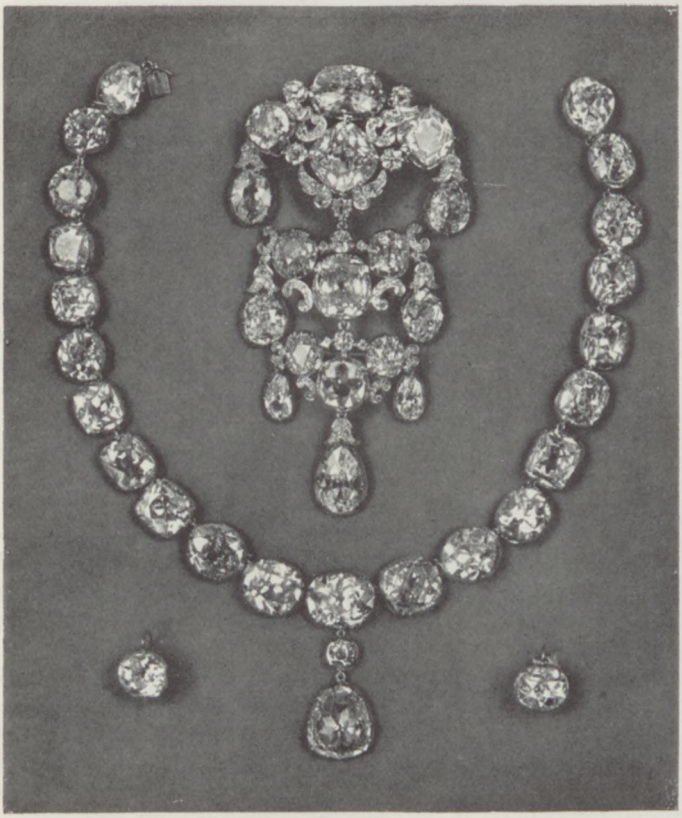
hat über diejenigen, die ihm auf St. Helena geblieben waren, in seinem Testament verfügt. Der erste bayerische König war ein Freund des Schnupfens, er hat dem Hausschatz der Wittelsbacher kostbare Tabatieren hinterlassen. Eine auf deren Deckel ein Schmetterling mit Flügeln aus Labrador, der Körper aus Rubinen, Smaragden, Saphiren, Topasen und Opalen gebildet, die Einfassung aus kleinen Plättchen von Jaspis, Achat und Chalzedon zusammengesetzt, alles Metall von Gold. Die andre achteckig, aus vergoldetem Silber mit Platten von Bergkristall, und acht antiken Kameen, an den Ecken 16 Knöpfe aus Korallen geschnitten, in der Fassung mehr als 1000 Halbedelsteine: Chryso-

lithe, Hyazinthe, Topase, Amethyste, Türkise, Granaten und Smaragde.

Als das Schnupfen von der guten Gesellschaft aufgegeben wird, hört auch die Tabaksdose auf, ein Gegenstand des Luxus zu sein, sie sinkt zum Fabrikerzeugnis herab und beschränkt sich auf gemeine Materialien: Horn, Messing, Tombak, Holz, Steingut u. dgl. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdrängt das Tabakrauchen das Tabakschnupfen und da in eben dieser Zeit wieder sehr viel Schmuck sichtbar getragen wird, so ist die überwiegende Mehrzahl der kostbaren Dosen des 18. Jahrhunderts damals wohl in den Schmelztiegel gewandert, während die kostbaren Steine als Ohrringe und Broschen, Ringe, Armbänder und Kolliers wieder erstanden.

Zu den Dosen, die man als Attrappen ansprechen kann, weil sie Zwecke vortäuschten, die sie nicht erfüllten, zählen auch die goldenen Eier, die im 18. Jahrhundert sehr beliebt gewesen sein müssen. Als 1775 der Nachlaß der Markgräfin Auguste Sibylle von Baden-Baden verzeichnet wurde, fand sich darunter auch ein goldenes Ei. Wenn man es öffnete, so war das Gelbe von Email. Darin versteckt war ein brütendes Huhn. Dieses barg eine kleine Krone und diese wieder ein Miniaturporträt des Markgrafen Ludwig Wilhelm. Geschätzt wurde die artige Spielerei auf 350 fl. Ein ganz ähnliches Stück befindet sich im Grünen Gewölbe, bei dem die Krone, die mit Diamanten und Perlen besetzt ist, in ein Petschaft endet, auf welchem ein Schiff im Sturm mit der Inschrift „Constant malgré l'orage" eingeschnitten ist. Die Krone klappt noch einmal auf und zwei Bügel derselben bilden einen Ring mit einem Tafelstein, der sich herausheben läßt. Etwas weniger kompliziert, aber sonst ganz gleich, ist das Stück im K. K. Hofmuseum in Wien, dessen Petschaft die Inschrift „Pour sa gloire" zeigt. Besonders reich an Spielereien aller Art sind die aus Elfenbein gedrechselten Dosen, welche in größerer Zahl auf uns gekommen sind, weil ihr Material zu andren Zwecken nicht benutzt werden konnte.

Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert haben sich zumal fürstliche Herren gern an der Drechselbank betätigt, sie besaßen in dieser Beschäftigung eine Möglichkeit der Bewegung, die ihrem Körper von der Etikette sonst versagt wurde. Unter den passionierten Elfenbeindrechslern finden wir die Kaiser Rudolf II., Ferdinand III. und Leopold I., sogar noch Joseph II., die Kurfürsten

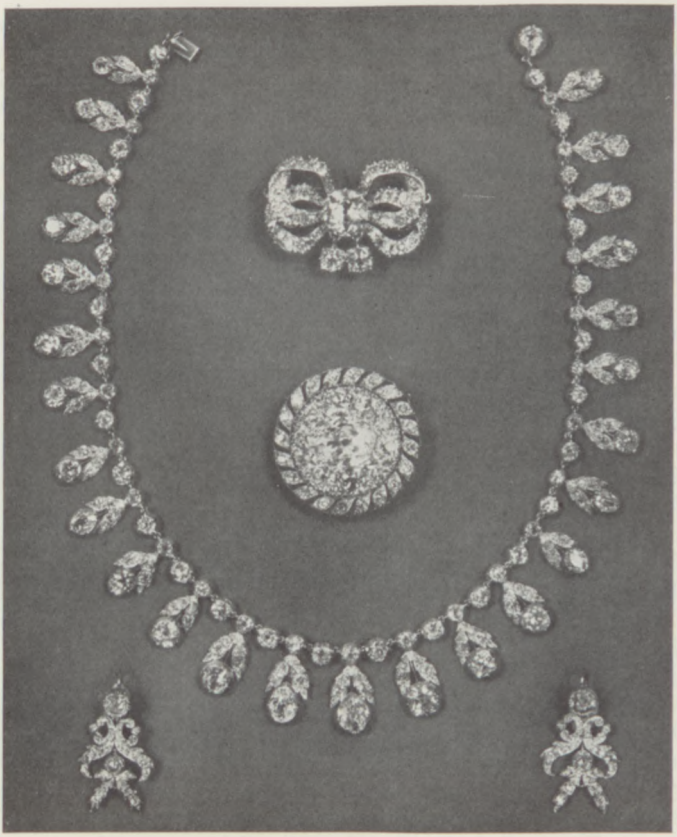


Halskette von 23 Brillanten mit dem kleinen Sancy von 34 1/8 Karat als Anhänger. Großer Brustschmuck von Brillanten und 2 Ohrringe. Getragen von Kaiserin Auguste Viktoria. Hausschatz der Hohenzollern

Moritz und August I. von Sachsen, Georg Wilhelm von Brandenburg, Max I. und Ferdinand von Bayern, Johann Wilhelm von der Pfalz u. a. m. Voll Stolz zeigte Erzherzog Leopold 1628 in Innsbruck Philipp Hainhofer seine Drechslerwerkstatt und seine Arbeiten. Alle größeren Kunstsammlungen aus alter Zeit besitzen dergleichen Stücke. Im Schlosse Rosenborg in Kopenhagen befindet sich eine von Peter dem Großen gedrehte Elfen-

beinbüchse mit Kompaß, auf dem Deckel das Bildnis des Zaren, ebenda noch Dosen, von den Königen Friedrich III., Friedrich IV. und Christian VI. gedrechselt, und ein eigenartiges Kunststück, das der schwedische General Magnus Stenbock 1714 während seiner Gefangenschaft in Dänemark anfertigte: eine Dose mit einem sogenannten annulus trinitatis, einem dreifachen Ring aus einem Stück Elfenbein, dessen einzelne Teile zwar beweglich, aber nicht voneinander zu trennen sind. Im K. K. Hofmuseum in Wien eine Schnupftabaksdose in Gestalt einer Maus von Elfenbein mit Augen von Diamanten.

In der Form den Dosen nah verwandt waren die Etuis, die man in alter Zeit dazu verwendete, um Gegenstände aller Art bei sich zu tragen. Der Luxus, den man darin entfaltete, erreichte im 18. Jahrhundert seinen Gipfel. Man fertigte Büchsen zum Anstecken an den Gürtel und bewahrte darin Stecknadeln, Nähzeug, Zahnstocher, Augengläser und was dem Besitzer sonst noch notwendig erscheinen mochte. Der Zahnstocher ist ein altes Besitztum der Kultur, doch hat erst das Mittelalter ein Schmuckstück aus ihm gemacht. Man trug ihn wohl wie einen Anhänger um den Hals. Bei einem Einbruch im Schlosse zu Stettin, der am 21. Juni 1574 stattfand, wurde u. a. auch eine goldene Panzerkette für 300 Kronen gestohlen „daran hanget ein Zahnstörer sampt einem Ohrleffel mit 10 kleinen Türkisen besetzt". Im Inventar der Herzoge von Burgund erscheint 1487 ein goldener Zahnstocher, besetzt mit einem Diamanten und einer großen Perle, eine Art der Verzierung, an welcher lange festgehalten worden ist. 1660 verzeichnet das Inventar des Erzherzogs Leopold Wilhelm einen goldenen „Zännstuerer daran ein Ringl mit einem gespitzten Diamant und ein Robin in gestalt einer hand". Kurprinz Friedrich von Brandenburg, der nachmalige erste König von Preußen, besaß 1688 zwei goldene Zahnstocher, einer davon mit einer Perle, zwei Hyazinthen und einem Diamant, der andre wie eine Klaue mit einem Rubin und mehreren Diamanten besetzt. Amaranthes kennt 1715 „Diamanten Deglein in Form eines Zierraths zum Anstecken, die Frauen führen es statt eines Zahnstochers". Königin Sophie Dorothea vermachte Friedrich dem Großen einen goldenen Zahnstocher mit einem falschen Stein à jour gefaßt. Im allgemeinen hat man doch vorgezogen, den Schmuck dieses unentbehrlichen Utensils lieber auf die Büchse auszudehnen, in der man ihn bewahrte.



Sogenanntes Brillantfransenkollier mit Ohrgehänge, Knopf und Schleife vom Hute Napoleons I. (erbeutet am 18. Juni 1815 bei Genappe). Hausschatz der Hohenzollern

König Franz I. von Frankreich kaufte 1534 von dem Juwelier Regnault Danet in Paris Zahnstocher und Ohrlöffel in Gold in einer Dose von Bergkristall in Fassung von emailliertem Gold. Kaiser Max II. hinterließ 1578 dem Erzherzog Ernst ein goldenes Futteral mit Zahnstocher, das auf 32 Gulden taxiert wurde. Man hat sie wie allen diesen Kleinkram der Schmuck-

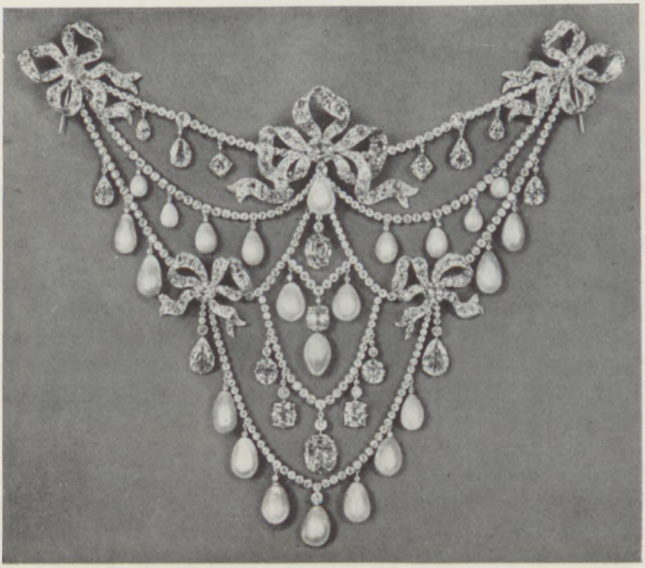
kunst spielerisch ausgestattet. Die Zahnstocherbüchse der Kurfürstin Therese Kunigunde von Bayern, der Gattin Max Emanuels, war eine Harlekinfigur aus dunkelrot gebeiztem Elfenbein in Goldfassung. Eine andre, aus Bernstein geschnitten, zeigte im Innern des Deckels ein Herz, das eine weibliche Büste enthält mit der Umschrift: „J'y resterai tant que je vivrais." Das Verzeichnis der Wiener Schatzkammer vom Jahre 1731 führt außer vielen goldenen Zahnstocherbüchsen, die alle mit Diamanten und Rubinen besetzt sind, noch eine von Stahl auf, grün emailliert, mit vielen Diamanten „innen gold fourniert, worinnen eine Zahnstocherbüchse in Form eines Mohrlein mit Diamanten und Rubinen". Die Dauphine von Sachsen erhielt zur Hochzeit eine goldene emaillierte Dose für den Zahnstocher zum Preise von 450 Francs. Napoleon I. begnügte sich für seinen eigenen Gebrauch mit einem Elfenbeinbüchschen, das auf 14 Francs zu stehen gekommen war, Marie Louise beschenkte er 1810 mit einer goldenen ziselierten Dose für den Zahnstocher, die er sich 480 Francs kosten ließ.

Die Damen besaßen außerdem noch zahlreiche kleine Etuis für ihr Nähzeug, für Stecknadeln, Scheren, Messerchen u. dgl. Das Grüne Gewölbe bewahrt solche Nadelbüchsen aus Gold mit Edelsteinen besetzt, gestaltet wie Flinten, Gitarren, eine wie das Gnadenbild des Santo Bambino aus der Kirche Ara Coeli in Rom. In der Sammlung Ole Olsen ist ein Elfenbeinetui, das Schere, Nadelbüchse, Nadel und Fingerhut von emailliertem Gold enthält. Die Geschenke, die der französische Hof mit diesen Gegenständen an hochstehende Damen machte, erreichten phantastische Preise. 1730 empfing die Prinzessin von Sardinien ein goldenes Etui mit Brillanten für 9000 Francs; 1753 die Königin von Spanien ein Necessaire von Porzellan aus der Manufaktur von Vincennes in Goldfassung für 4520 Francs, 1771 die Gräfin von Provence ein goldenes Necessaire mit Kette zum Anhängen, besetzt mit 2533 Brillanten und 221 Rosen, für 28 000 Francs, eine Summe, die nach dem Vorkriegswert 100 000 Mark gleichkommen würde!?

In der Corbeille der Dauphine von Sachsen befanden sich goldene Etuis im Werte von 200 bis 3000 Francs zum Verteilen. Die Herzogin von Brissac hatte im Jahre 1770 ein Necessaire von orientalischem Achat, goldgefaßt, besetzt mit 20 Brillanten; im Nachlaß der Königin Luise fand sich ein goldenes Etui, ganz mit echten Perlen inkrustiert, darunter 19 orientalische Birn-

perlen. Es wurde auf 2000 Taler geschätzt. Napoleon hatte ein Necessaire von Stahl benutzt, das er seinem Onkel, dem Kardinal Fesch, vermachte.

Wenn die Damen auch liebten, immer eine Schere bei sich zu haben, man sieht auf alten Bildern, daß sie sie an den Gürtel hängten, so wird man die goldenen Scheren in goldenen Kapseln



Großer Brustschmuck aus Brillanten und Perlen.
Hausschatz der Hohenzollern

in der Münchener Schatzkammer, die goldenen, mit Diamanten besetzten Scheren, die das Inventar der Wiener Schatzkammer 1731 aufführt, doch wohl nur als Spielzeug ansehen dürfen.

Diesen reizvollen kleinen Kunstwerken reihen wir schließlich noch die Flakons an, die, seit man begann, flüssige Parfüme den trockenen vorzuziehen, die Riechäpfel und Riechnüsse verdrängten. Die ältesten erscheinen 1530 im Nachlaßinventar der Erzherzogin Margarethe, Statthalterin der Niederlande, aus Glas mit Gold und Seide übersponnen. Man hat sehr rasch zu einem Material von größerer Kostbarkeit gegriffen. 1578 ver-

machte Kaiser Max II. dem Erzherzog Matthias ein „güldenes Fläschl zu schmecketem Wasser", das auf 82 fl. veranschlagt wurde. Erzherzog Leopold Wilhelm, dessen Nachlaß 1660 inventarisiert wurde, besaß als Geschenk der Kaiserin Eleonore „sechseckige Fläschl von gesprengtem Achat mit Gold beschlagen und mit Türkisen geziert". Ferner Flakons mit Drahtgold überzogen, besetzt mit schönen Rubinen, sechs großen und vielen kleinen Perlen. Die Hochblüte des Flakons liegt aber wie bei der Dose im 18. Jahrhundert. Zu keiner Zeit war die Reinlichkeit stärker vernachlässigt, also das Bedürfnis nach aufdringlichen Wohlgerüchen lebhafter. Man hat die kostbarsten Materialien dafür herangezogen: Gold, Silber, Rubinglas, Aventurin, Amalgatholith, Porzellan, Glasflüsse aller Art, Wedgwood, Bernstein, Email usw. Jede Form war willkommen: Fläschchen, Dose, Ei, Zwiebel, Pistole, Schmetterling, Hand, Tierköpfe, Eichel, Rose, Fisch, Kürbis, Körbchen, Vase, Urne, Uhr usw. und jede Zusammensetzung möglich. Man hatte Flakons, die mit Jagdpfeifen verbunden waren; im Hohenzollernmuseum ist ein Riechfläschchen, aus dem sich ein Tubus herausziehen läßt, und was der scherzhaften Kombinationen mehr waren. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die „galante" Zeit sich darin gefiel, Riechfläschchen in menschlicher Gestalt zu bilden, bei denen der abzuschraubende Kopf den Einguß bildete, während der Ausfluß bei den meist in indezenter Stellung Dargestellten sich an der entgegengesetzten Seite des Körpers befand, manchmal vorn, manchmal hinten. Die Sammlung Rolas du Rosey war sehr reich an diesen Spielereien, die eigentlich heute sehr zeitgemäß wären, wo es ja nichts mehr gibt, das so unanständig und unschicklich wäre, als daß es das Licht des Tages zu scheuen hätte.

Flakons waren ein beliebtes Geschenk für Damen aller Altersklassen, 1731 erhielt die damals vierzehnjährige Erzherzogin Maria Theresia „nach vorhero gehaltenem exercitio scholastico zum Präsent ein goldgeschmelztes Eau de la Reyne Fläschl mit Diamanten garniert, in Chagrin Futeral mit goldenen Nägeln". Im Grünen Gewölbe, in der Münchener Schatzkammer, im Wiener Hofmuseum und in ähnlichen Sammlungen sind noch schöne und kostbare Stücke aufbewahrt.

Noch ein kleines Instrument der weiblichen Handarbeit spielte im 18. Jahrhundert eine Rolle als kokettes Schmuckstück: das Schiffchen, französisch Navette. Die Damen benützten das

zierliche Utensil zur Anfertigung einer schmalen Spitze, der Occhi-Arbeit, genau wie sie sie auch heute noch anfertigten. Madame de Genlis nennt die Arbeit, „die zu nichts gut sei", ein Emblem, das die Abneigung jeder braven Frau gegen die vollständige Untätigkeit ausdrücke. Jedenfalls war sie ein hübsches und gefälliges Spiel, ganz dazu angetan, schöne Hände in anmutiger

Diadem aus Brillanten und 11 Birnperlen. Getragen von der Kaiserin Auguste Viktoria. Hausschatz der Hohenzollern

Bewegung zu zeigen. Die Schiffchen selbst waren kostbar. Lazare Duvaux verkaufte 1755 ein goldemailliertes an die Marquise von Pompadour für 690 Francs; Madame de Beaumont erhielt 1771 von der Gräfin von Provence ein Schiffchen von Gold mit Miniaturmalerei im Werte von 900 Francs. Im Nachlaß des Herzogs Karl von Lothringen fanden sich 1781, wohl aus dem Besitz seiner Frau stammend, 17 Schiffchen von Bernstein, Bergkristall, Gold, Perlmutter, Achat, versteinertem Holz usw., alle in Goldfassung. Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen besaß ein goldenes, mit Brillanten besetztes Schiffchen, das ihr zugleich als Schnupftabaksdose diente. Sie vermachte es 1780 der Prinzessin Elisabeth.

Ganz so gut wie die Damen, die mit Fächer, Dose, Schiffchen und wer weiß was noch spielen konnten, hatten die Herren es nicht. Sie hatten eigentlich nur die Dose. Auch sonst war es

im 18. Jahrhundert bereits bei ihnen um den Schmuck geschehen. Schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beschränkte ihn die Mode auf Ringe, Uhr und Uhrkette, die man wenigstens paarweise trug und als Chatelaine offen hängen ließ. Man stattete sie mit vielen Berlocken aus. Der Herr, der einen Salon betrat, mußte mit seinen Berlocken ein liebliches Klingeln hervorbringen, wer sich darauf nicht verstand, konnte in Paris in dieser Kunstfertigkeit Unterricht nehmen.

Um 1780 erhielt die Mode in Luxusknöpfen einen neuen Anstoß, sie durften so groß sein wie ein Fünffrankenstück und eigneten sich daher zu allerlei Spielereien. Man brachte Miniaturen darin an und berühmte Künstler wie Isabey u. a. haben sich in ihrer Jugend mit dem Malen von Knöpfen ihren Lebensunterhalt verdient. Der sächsische Hofjuwelier Neubert in Dresden lieferte von 1786 bis 1795 Knöpfe aus sächsischen Halbedelsteinen in Gold oder Silber gefaßt, ein Dutzend von Chalzedon z. B. kostete 26 Reichstaler.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts, als Rousseau die Empfindsamkeit in die Mode gebracht hatte, erscheinen sentimentale Schmucksachen, deren Wert nicht im Material liegt, sondern allein im Gefühl. Medaillons und Ringe zeigen Silhouetten oder kleine Kunstarbeiten aus Haaren geliebter Angehöriger wie Trauerweiden, Altäre, Namenszüge; möglichst weinerlich und möglichst rührend war die Losung. Frauen und Mädchen der arbeitenden Klasse trugen in Frankreich ein Kreuzchen an schmalem Band um den Hals, man nannte es einen Saint-Esprit. Es gehörte absolut zur Tracht und man bewunderte die beliebte Soubrette Mme. Favart, die, um ihr bäuerliches Kostüm auf der Bühne auch ja echt zu machen, selbst den Saint-Esprit nicht vergessen hatte. Zur großen Toilette gehörte der Schmuck nach wie vor. Das dreieckige Devant der spitz geschnürten Taille wurde oft so reich mit Edelsteinen verziert, daß es wie ein einziges großes Schmuckstück wirkte. Maria Theresia ließ zu diesem Zweck die berühmte „Esclavage" aus den schönsten und größten Steinen des habsburgischen Hausschmuckes anfertigen. An die „Halsbandaffäre" in Frankreich braucht man ja nur zu erinnern. Das Brillantkollier, das die Juweliere Boehmer und Bassenge gefaßt hatten, um es Marie Antoinette zu verkaufen, die des hohen Preises wegen aber verzichtete, wurde der Firma von einer Hochstaplerin, die sich Gräfin Valois de la Motte

nannte, abgeschwindelt und in London verkauft. Durch die Unbedachtsamkeit, mit der die Regierung gegen Schuldige und Unschuldige in dieser Angelegenheit vorging, wurde die Königin am stärksten kompromittiert. Der Halsbandprozeß hat die Katastrophe, die sobald danach über Frankreich und die Welt hereinbrechen sollte, stark beschleunigt.

Die Revolution, begleitet von den bei allen Staatsumwälzungen üblichen Finanzschwierigkeiten, beraubte die Herren sogar ihrer silbernen Schuhschnallen, die auf dem Altar des Vaterlandes geopfert werden mußten. Man ersetzte sie durch brillantierten Stahl, der um die Wende zum 19. Jahrhundert in England aufkommt, das ebenfalls an Finanzkalamitäten litt und Edelmetall nahm, wo immer es zu finden war. Als die Schreckenszeit überwunden war, und eine neue Gesellschaft begann, sich ihrer errungenen Reichtümer zu erfreuen, kommt der Schmuck wieder ans Licht und, der Gesinnung der nouveaux riches entsprechend, im Übermaß. Die Damen glaubten sich antik zu kleiden, und so trugen sie Armbänder um Hände und Füße, Ringe an Fingern und Zehen, Ketten, sechs- bis siebenmal um den Hals, Ohrringe mit drei Pendelocques, Kämme, Diademe, Nadeln usw. Das Kaiserreich unterstützte noch die Parvenumoden, denn die Juwelen, welche die französischen Generale in aller Welt zusammenraubten und in die Heimat schickten, verlangten doch danach, gezeigt zu werden. Am Hofe Napoleons strömte der Reichtum zusammen. Mme. Duroc besaß für 100 000 Taler Diamanten; Mme. Ney für 100 000 Francs, die Damen Maret und Savary jede für 50 000 Francs. Auf einem Hofball in den Tuilerien, der den Zug der Peruaner nach dem Sonnentempel darstellte, schätzte man den Schmuck, den die Damen zur Schau stellten, auf 20 Millionen Francs.

Manches entging dem diebischen Zugriff französischer Hände. Gräfin Potocka besaß außer 300 kostbaren Schmuckstücken 144 Ringe, und der Familienschmuck des Fürsten Esterhazy hatte einen Wert von 7 Millionen Gulden. Die ungarische Paradeuniform des Magnaten, die ganz mit Perlen gestickt war, wurde auf 4 Millionen Gulden veranschlagt, nach jedem Tragen kostete die Reparatur 8000 Gulden. Die Obersthofmeisterin Gräfin Voß schreibt zwar in ihr Tagebuch, sie habe am preußischen Hof schon lange keine Edelsteine mehr gesehen, Königin Luise hatte ihren Privatbesitz an Schmuck aber über die schlimmsten Zeiten

Anny Hystak. Hängerbrosche mit Mondsteinen und Brillanten

hinweg gerettet. Sie starb am 19. Juli 1810 und hinterließ 837 Perlen, davon 130 ganz große im Werte von 6500 Talern. Ihre Esclavage von Brillanten war 10000 Taler, eine Aigrette 20000 Taler wert. Die 28 Nummern ihres persönlichen Schmuckes bezifferten sich auf insgesamt 94913 Taler. Königin Luise liebte besonders Aquamarin und Amethyst, die damals noch zu den Edelsteinen gerechnet wurden, während die bald darauf erfolgenden reichen Funde im Ural und Brasilien sie in die Kategorie der Halbedelsteine hinuntergerückt haben.

Die preußischen Frauen und Mädchen brachten das wenige, was ihnen die Franzosen gelassen hatten, dem Vaterland zum Opfer und griffen zu dem Schmuck aus Eisen, der in Feinguß, poliert und schwarz gebrannt, von der Berliner Manufaktur in geschmackvollen, auf Durchsichtigkeit berechneten Formen in den Handel gebracht wurde. Kreuze, Ketten, Medaillons, Ringe, Kämme, Armbänder, oft durch bescheidene Zutaten von Gold belebt, hielten sich in der Gunst des Publikums noch im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Der Hochadel hatte nicht nötig, zu dem Eisenschmuck armer Patrioten zu greifen. Als die Aristokratie während des Kongresses in der Wiener Hofburg eine Ritter-Quadrille veranstaltete, da trugen die beteiligten Damen für 30 Millionen Francs Juwelen an sich, Fürstin Esterhazy allein für 6 Millionen.

Napoleon I. trug am Hut und Degen die großen Diamanten des französischen Kronschmuckes. Als der Kaiser auf der Flucht nach der Schlacht von Belle-Alliance seinen Wagen im Stich lassen mußte, um nicht in Gefangenschaft zu geraten, wurde die Kutsche samt Inhalt eine Beute der preußischen Truppen. Das Füselierbataillon des 15. Infanterie-Regiments fand darin am 21. Juni 1815 die Hutagraffe des Korsen, die aus 22 großen Solitärs und 121 kleinen Brillanten zusammengesetzt war. Man schätzte sie auf etwa 20 000 Taler. Das Regiment schickte sie König Friedrich Wilhelm III., der die Niederlegung des Schmuck-

Anny Hystak. Kranzbrosche in bleichem Gold mit Diamanten u. Perlen

stückes im Krontresor befahl. Damals kam auch der „Sancy" in preußische Hände, einer der schönsten Steine der ehemals französischen Kronjuwelen, der durch den Brillantschliff zwar von den 410 Karat, die er ursprünglich gewogen hatte, auf 53 reduziert worden war, aber trotz dieses Verlustes ein Prachtstück blieb.

Die sogenannte „antike" Mode der Revolution und des Kaiserreiches belebte auch den Geschmack an der wirklichen Antike wieder, indem sie eine große Vorliebe für die Kamee zeitigte. Die französischen Marschälle schickten aus Italien die reichen Sammlungen römischer Fürsten nach Paris, wo die verschwenderische Kaiserin Josephine, ohne hinzusehen, Hände voll der köstlichsten Gemmen des Altertums an ihre Damen verschenkte. Auf allen Bildern der Zeit sieht man die Schönen denn auch mit Kolliers, Diademen und Armbändern, die mit Kameen besetzt sind. Die Krone, mit der sich Napoleon zum König von Italien krönen ließ, trug zwar nur Glaspasten statt echter Steine, für seine Gattin aber war er weniger sparsam und requirierte aus den staatlichen Sammlungen 82 der schönsten antiken Kameen, die der Juwelier Nitot mit 2275 Perlen zu einem Schmuck verarbeitete, der aus einem Diadem, einem Kamm, einem Kollier, zwei Ohrringen und zwei Armbändern bestand. Er war prachtvoll, aber so schwer, daß Josephine ihn nicht tragen konnte. Auch Königin Luise liebte den Kameenschmuck; 1802 hat Grassi sie mit einem Diadem gemalt, das ein Bildnis Friedrich Wilhelm III., in Brillanten gefaßt, schmückt. In den preußischen Krontresor gelangte als Vermächtnis der Kaiserin Augusta der schöne in Brillanten gefaßte Kameenschmuck der Großfürstin Maria Paulowa, den diese zur Ausstattung erhalten hatte. Er wird auf 30 000 Mark geschätzt.

Die Nachfrage war so groß, daß ihr mit echten Steinen gar nicht mehr genügt werden konnte und man die Muschelkameen heranziehen mußte, um alle Wünsche zu befriedigen. Die

Muschel ist sehr viel leichter zu bearbeiten, als der harte und spröde Stein. Ihre verschiedenen übereinandergelagerten Farbschichten erlauben dem Künstler geradezu malerische Wirkungen zu erzielen, sie gibt größere Flächen her und ist unendlich viel billiger. Die Muschelkamee hat im Laufe des 19. Jahrhunderts die echte in Stein (Pietra dura) geschnittene Kamee ganz verdrängt. Zeitweise hat man sie von einer geradezu ausschweifenden Größe geliebt. In Neapel kaufte man die schönsten Köpfe, immer scharf ins Profil gestellt, oft mit reichem Laub im Haar, gut geschnitten, nur für wenige Lire.

Die Biedermeierzeit, die Blüteepoche der bürgerlichen Gesellschaft, entzog dem Manne die Erlaubnis, an Schmuck mehr zu tragen als Uhrkette, Busennadel und Ring, aber sie gestattete der Frau dafür um so mehr anzulegen. Eine Dame nach der Mode trug in den zwanziger Jahren zu gleicher Zeit in den Haaren neben dem Diadem noch einen Kamm und Nadeln, um den Hals ein Kollier und eine lange, dünne Goldkette, Armbänder über den Ärmeln, Ringe über den Handschuhen, lange Ohrringe, eine Brosche am Ausschnitt und ein Schloß am Gürtel und, wenn sie dazu noch einen Buketthalter von Silber oder Gold und einen diamantenbesetzten Fächer hielt, hatte sie nicht mehr Schmuck an sich, als es die Mode für unerläßlich hielt. Man betonte sogar die Kontraste zwischen der Toilette und dem Schmuck. Die schöne Mme. Gros-Davillier trug 1821 auf einem Ball in Paris ein einfaches weißes Tüllkleid, an Diamanten aber ein Vermögen; den Schmuck, den Baronin Rothschild 1842 auf einem Ball bei dem Herzog von Orléans anlegte, schätzte man auf 1½ Millionen Francs. 1836 verlor Mme. Schickler auf einem Ball in den Tuilerien eine Perle für 25 000 Francs.

In den dreißiger Jahren wird in Paris der „mittelalterliche" Schmuck sehr modern. Es handelte sich nicht um Nachahmung echter Stücke der alten Zeit, sondern um Neubildungen, die wie die sogenannten „gotischen" Möbel der Epoche, dadurch zustande kamen, daß man Architekturformen der Kathedralen frei benützte. Die Juweliere Vever, Froment-Meurice, Bapst, Petiteau, Falize u. a. haben aber trotz der Stilverwirrung sehr aparte Leistungen hervorgebracht.

Jahrzehnte hindurch trugen die Damen Hals und Arme bloß, eine Mode, die gebieterisch nach Schmuck verlangte. Man trug ihn abends, aber auch bei Tage, und konnte nie zuviel tragen.

Als Tagesschmuck galt Bernstein, Bergkristall, venezianische Glasperlen, Haararbeiten, römische Perlen. Seit 1845 eine Prinzessin beider Sizilien den Herzog von Aumale geheiratet hatte, waren auch Korallen wieder in Aufnahme gekommen. Man verwendete gern die Effekte des bunten Email, gab Armbändern und Broschen die Form breiter Schleifen, wie man den Schmuck überhaupt nicht groß und auffallend genug machen konnte. Mehrere breite Armbänder an einem Arm zu tragen, war unerläßlich, die Ohrringe wurden zu langen mehrgliedrigen Gehängen, Broschen und Medaillons zu wahren Plakaten.

Für den Abendschmuck wählte man tunlichst Edelsteine. Kaiserin Eugénie ließ sich für ein Ballkleid eine Borte um den Ausschnitt machen, die mit Hilfe der französischen Krondiamanten hergestellt war. Sie bestand aus Rubinen, Saphiren, Smaragden, Türkisen, Amethysten, Hyazinthen, Topasen und Granaten, die mehrere hundert Brillanten zu einem Ganzen verbanden. Bapst, Krammer, Lemonnier faßten für die schöne Spanierin die herrlichsten Schmuckstücke, so u. a. den berühmten Weinblätterschmuck, dessen Girlanden aus mehr als 3000 Brillanten bestanden; einen Kamm aus 208 großen Brillanten, einen Gürtel aus Perlen, Saphiren, Rubinen und Smaragden, die 2400 Brillanten zusammenhielten, Diademe und andere Gegenstände, die doch erst durch den Umstand voll zur Geltung kamen, daß die schönste Frau der Welt sie trug.

Massenhaft mußte Schmuck angelegt werden, sollte er wirken. Königin Augusta von Preußen trug am 18. August 1861 bei der Krönung in Königsberg an der Korsage die 64 größten Brillanten der Krone, dazu ein Brillantkollier mit dem Sancy und zwei Perlenschnüre von 71 auserlesenen Perlen mit sieben großen Birnperlen. Schon als Prinzessin von Preußen hatte die spätere Kaiserin einen berühmten Smaragdschmuck besessen. Er wurde, als er nach ihrem Tode auf ihren Wunsch dem Kronschatz einverleibt wurde, auf 150 000 Mark, das Diadem dazu auf 20 000 Mark geschätzt. 1862 sah Frau von Bismarck in St. Petersburg die Kaiserin von Rußland mit Diamanten für 15 Millionen Rubel. Die Herzogin von Mouchy trug 1869 auf einem Ball für 2 Millionen Brillanten und die großen Kokotten der Pariser Halbwelt: Léonide Leblanc, Therese Lachmann, Elisa Musard, Cora Pearl u. a. stellten die großen Damen der guten Gesellschaft noch tief in den Schatten.

Dadurch, daß im 19. Jahrhundert die Industrie sich des Schmuckgewerbes bemächtigte, die Schmucksachen fabrikmäßig hergestellt werden, ist das Gefühl für den Stil erstorben. Papierdünnes Gold, gepreßt, in kläglicher Formgebung ist charakteristisch für den Maschinenschmuck langer Jahrzehnte. Es wurde erst besser, als man anfing, auf die Modelle der alten Zeit zurückzugreifen, aber die Massenfabrikation mit ihren technischen Forderungen und ihrer Gebundenheit an die Maschine ließ einen eigentlichen Fortschritt nicht recht zu. Hier kann nur der einzelne Goldschmied Wandel schaffen durch individuellen Geschmack und solide Arbeit, und es zeigten sich ja in Deutschland vor dem Kriege die verheißungsvollsten Anfänge. Seit etwa 1895 hatte ein Schmuckkünstler wie R. Lalique den Weg gewiesen, auf dem es möglich gewesen wäre, eine Renaissance des Körperschmuckes herbeizuführen. Gefühl für das Material, für die Werte von Farbe und Glanz sind nötiger als einseitige Vorliebe für die Größe oder Häufung der Steine. Aber dazu brauchten wir ein Publikum von Bildung und Geschmack und keine Raffkes. Woher es nehmen?

Rothmüller.
Anhänger in Gold mit Amethysten, Perlen und Olivinen

Charakteristische Beispiele für Kleid- und Körperschmuck in des Verfassers „Mode".

Band I. Die Mode im Mittelalter.

Tafel 2. Kaiserin Galla Placidia. Ohrringe und Gürtel.
Seite 31. Kaiser Romanus u. Kaiserin Eudokia. Kleidbesatz.
„ 49. Wipert von Groitzsch. Kleidbesatz.
Tafel 8. Prinzessin Irene } Besond. reicher Edelsteinschmuck
„ 9. Kaiser Alexis I. } an Körper und Kleidung.
Seite 83. Isabeau von Bayern. Haube und Collier.
„ 117. Petrus Cristus. Dame. Collier.
„ 204. Piero della Francesca. Dame. Kopf- u. Halsschmuck.
„ 210, 211. Karl der Kühne u. Kaiser Max. Der Toisonorden.
„ 237. Boltraffio. Lodovico il Moro. Kleinod am Barett.
Tafel 20. Bianca Maria Sforza. Hals- u. Kleidschmuck, Ringe.
Seite 253. Lionardo. La belle Ferronnière. Kleinod auf d. Stirn.
„ 254. Französische Dame. Halsschmuck.
Tafel 21. de Predis. Beatrice d'Este. Stirn- und Halsschmuck.

Band II. Die Mode im 16. Jahrhundert.

Seite 2, 3. Jörg Ratgeb u. Frau. Rosenkränze.
„ 6. H. Baldung. Pfalzgraf Philipp. Kleinod am Barett.
„ 7. — Markgraf Christoph. Kleinod am Barett.
„ 17. Strigel. Kaiser Max. Toisonorden. Barettkleinode.
„ 25. Cranach. Prinzessin Sibylle. Halsketten.
„ 27. — Drei Mädchen. Halsketten.
„ 28. — Junge Frau. Perlenhaube, Halsketten, Anhänger.
„ 29. — Prinzessin. Perlenhaube, Halsketten, Anhänger.
„ 31. Bruyn. Patrizierin. Bruststück, Collier, Ketten, Ringe.
„ 35. Holbein. Englische Dame. Rosenkranz.
„ 45. Parmegianino. Dame. Halsketten, Ohrringe, Anhänger.
„ 66. Cranach. Christine Eulenau. Perlenhaube, Halsketten, Anhänger.
„ 68. Tizian. Kaiserin Isabella. Juwel an der Brust.
Tafel 5. Holbein. Jane Seymour. Collier, Anhänger, Gürtel.
Seite 73. Tizian. Eleonore Gonzaga. Flohpelzchen.
„ 75. Holbein. Heinrich VIII. Collier, Halsuhr, Kleidschmuck.
Tafel 6. Pontormo. Garcilaso de la Vega. Kleidschmuck.
„ 8. Holbein. Heinrich VIII. Kleidschmuck, Halsuhr.

Seite 88. Parmegianino. Dame. Flohpelzchen.
Tafel 9. Bronzino. Eleonore von Toledo. Kleidschmuck.
Seite 109. Wertinger. Herzogin Maria. Halskettchen.
„ 119. Unbek. Vornehme Dame. Halsketten, Gürtel, Ringe.
„ 131. Moro. Katharina von Portugal. Kleidschmuck.
„ 133. Kilian. Ursula von Liechtenstein. Kleidschmuck.
„ 135. Unbekannt. Katharina von Medici. Kleidschmuck.
„ 142. Bruyn. Dame. Gürtel.
„ 148. Tizian. Dame. Flohpelzchen.
„ 154. Unbekannt. Kölnerin. Gürtel.
„ 160. Bordone. Venezianerin. Perlenschnüre.
„ 165. Veronese. Frau. Perlenschnüre.
„ 169. Clouet. Elisabeth von Österreich. Kleidschmuck.
„ 172. Cranach. Junge Frau. Ketten und Ringe.
„ 173. — Markgraf Georg. Ketten und Barettschmuck.
„ 175. Pantoja de la Cruz. Königin Isabella. Ketten, Collier, Gürtel, Kleidschmuck („Stefte"), Flohpelzchen.
„ 177. Coello. Kaiserin Maria. Anhänger, Gürtel, „Stefte".
„ 185, Unbekannt. Heinrich III. Orden, Gürtel, Ohrringe.
„ 198. Bronzino. Laudonia de Medici. Kleidschmuck, Flohpelzchen.
„ 199. Moro. Margaretha von Parma. Kleidschmuck, Perlen.
„ 217. Coello. Königin Anna. Perlen, „Stefte".
„ 218. Moro. Malteser. Orden.
„ 245. Wierx. Eleonore von Bourbon. Brustschmuck, Perlen.
„ 251. Pantoja. Infantin Maria. Brustschmuck, Amulette.

Band III. Die Mode im 17. Jahrhundert. 3. Aufl.
Titelbild. De Paße. Königin Elisabeth. Kleidschmuck.
Tafel 3. Candid. Pfalzgräfin Magdalena. Collier, Kleidschmuck.
Seite 24. Delff. Kurfürstin Elisabeth. Perlen, Brustschmuck.
„ 33. — Buckingham. Perlen.
„ 36. Akersloot. Amalie von Solms, Perlen.
„ 46. Hoefnagel. Königin von Schweden. Brustschmuck.
„ 48. Delff. Amalie von Solms. Perlen.
„ 61. Morin. Cadet La Perle. Ohrring.
„ 127. Simon. A. Alvarez. Orden.

Band IV. Die Mode im 18. Jahrhundert. 3. Aufl.
Seite 65. Coypel. Mme. de Mouchy. Die großen Ohrringe („Girandoles").

Seite 75. Liotard. Die schöne Leserin. Kreuz am Hals („St. Esprit").
„ 104. Carmontelle. Mme. Hérault. Schiffchen.
„ 199. Roslin. Elisabeth Christine. Ohrringe.
„ 221. Werthmüller. Marie Antoinette. 2 Chatelainen.

Band V. Die Mode 1790—1817. 4. Aufl.

Seite 106. Isabey. Napoléon I. Orden.
„ 107. — Josephine. Diadem, Kamee, Collier.
„ 115. Wilck. Baron Rohrscheidt. 2 Chatelainen.

Band VI. Die Mode 1818—1842. 5. Aufl.

Seite 27. Ender. Fürstin Metternich. Gürtel.
Tafel 17. Stieler. Marchesa Florenzi. Juwel auf der Stirn.
„ 19. Waldmüller. Mütter. Ohrringe.
Seite 97. Modebild. Collier, Armbänder.
„ 100. Daffinger, Fürstin Metternich. Gürtel, Stirnjuwel.
„ 111. Ingres. Seine Gattin. Armbänder.

Band VII. Die Mode 1843 – 1878. 5. Aufl.

Seite 47. Ingres. Prinzessin Broglie. Armbänder.

Band VIII. Die Mode 1878—1914. 2. Aufl.

Seite 83. Kaulbach. Kaiserin Auguste Viktoria. Diadem und Perlen.
„ 223. Photogr. Mme. Doyen, Perlen.

Rothmüller, Anhänger in Gold und Silber mit Opalen, Rubinen und Perlen

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

DIE MODE

MENSCHEN UND MODEN IM MITTELALTER, 16., 17., 18. UND 19. JAHRHUNDERT NACH BILDERN UND KUPFERN DER ZEIT. MIT TEXT VON MAX VON BOEHN

Jetzt vollständig in acht wunderhübsch ausgestatteten Bänden, mit etwa 2000 Abbildungen und Tafeln, davon 239 in Farben

1. DAS MITTELALTER: Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance
2. DAS SECHZEHNTE JAHRHUNDERT
3. DAS SIEBZEHNTE JAHRHUNDERT. 3. Aufl.
4. DAS ACHTZEHNTE JAHRHUNDERT. 3. Aufl.
5. bis 8. DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT:
   - I. Bd.: 1790-1817. Directoire-Empire-Befreiungskriege. 4. Aufl.
   - II. Bd.: 1818-1842. Restauration-Biedermeierzeit. 5. Aufl.
   - III. Bd.: 1843-1878. 48er Revolution-Zweites Kaiserreich. 5. Aufl.
   - IV. Bd.: 1879-1914. 2. Aufl.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich

In Kassetten sind lieferbar:

Mittelalter bis achtzehntes Jahrhundert: vier Bände
Das neunzehnte Jahrhundert: vier Bände
Mittelalter bis neunzehntes Jahrhundert: acht Bände

in Pappbänden, Leinen oder Halbleder

„. . . Wenn je ein Verlagsunternehmen, verdient die Sammlung ‚Die Mode' das Prädikat ‚entzückend' . . . Was an bezeichnenden Einzelzügen und Anekdoten in diesen kulturgeschichtlichen Plaudereien zusammengetragen ist, liest sich vergnüglich, oft geradezu spannend . . . Die Bilder wirken wie ein Festzug von Glanz und Schönheit." *M. N. N.*

„. . . ein grandioser Kostümzug, begleitet von einem erschöpfend resümierenden Text, von Anekdoten, klug verarbeiteten historischen Belegen. Die eindringlichste Sittengeschichte Europas für Maler, Schriftsteller, Forscher, Genießer." *Die literarische Welt*

„. . . Max von Boehn hat den Text mit vergnüglichen Anekdoten versehen, ist temperamentvoll und amüsant wie stets, so daß dieser Abriß einer Geschichte der Mode sich manchmal wie ein spannender Roman liest. Ist solch eine geistvolle Plauderei nicht zehnmal mehr wert, als eine trocken wissenschaftliche Abhandlung? *Deutscher Journalistenspiegel*

„. . . Doch nachdem man das Buch so im ersten entzückten Ansturm durchgenascht hat, möge man sich so viel Zeit nehmen, es auch zu lesen. Ein wohlunterrichteter, ausnehmend geschmackvoller Mann dient uns als Führer; dabei ein kunstvoller Stilist, der uns mit sicherer Leichtigkeit durch die Wirrnis eines komplizierten Jahrhunderts geleitet." *Neue freie Presse*

In der gleichen Ausstattung sind erschienen und bilden mit vorliegendem Werk eine reizvolle, reichillustrierte Kulturgeschichte

Von Max von Boehn:

DIE MODE

Menschen und Moden im Mittelalter, im 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert nach Bildern und Kupfern der Zeit

Acht Bände mit etwa 2000 Abbildungen und Tafeln, davon 239 in Farben. Jeder Band in violettem Pappband je M. 8.—, in blauem Leinen je M. 9.—, in Halbleder mit Goldoberschnitt je M. 14.—, einzeln käuflich laut umstehender ausführlicher Anzeige

*

MINIATUREN UND SILHOUETTEN

Ein Kapitel aus Kulturgeschichte und Kunst

4. bedeutend erweiterte Aufl. 243 Seiten Oktav mit 194 Abbildungen und 40 farbigen Tafeln. — In Leinen M. 9.—, Halbleder M. 14.—

*

Von Emma von Sichart:

PRAKTISCHE KOSTÜMKUNDE

in 600 Bildern und Schnitten. Dargestellt nach Karl Koehler

2 Bände in Pappe je M. 8.—, in Leinen je M. 9.—, in Halbleder je M. 14.—

*

Von Robert Schmidt:

DAS PORZELLAN

als Kunstwerk und Kulturspiegel

Mit 180 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln

In Pappband M. 8.—, Leinen M. 9.—, Halbleder M. 14.—

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

395452

Biblioteka Główna UMK
300050075818

d

D № 384657

KSIĘGARNIA
ANTYKWARIAT

DOM KSIĄŻKI DOM

D № 384657

Biblioteka Główna UMK
300050075818